This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

KE
4902
HDI
HW 1Y93 P

KE 4902

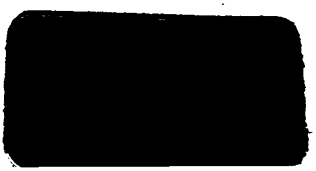
Class *Book*

University of Chicago Library

BERLIN COLLECTION

GIVEN BY

MARTIN A. RYERSON
H. H. KOHLSAAT — BYRON L. SMITH
CHAS. L. HUTCHINSON — C. R. CRANE
H. A. RUST — CYRUS H. MCCORMICK
A. A. SPRAGUE — C. J. SINGER



Dup.
ICU

Clementine

oder

die Frommen und Altgläubigen

unſrer Tage.

Von

D. Karl Gottlieb Bretſchneider,

Oberconſiſtorialdirector und Generalſuperintendent zu Gotha.

Halle,

E. A. Schwetſchke und Sohn.

1841.

KE 4902

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

By Exchange

Vorwort.

Dieſes Buch iſt ein Drillingsbruder zweier andern, früher von mir herausgegebenen Schriften, deren eine („Heinrich und Antonio") dem Treiben jeſuitiſcher Proſelytenmacherei, die andere („der Freiherr von Sandau") den Quälereien des Ultramontanismus mit den gemiſchten Ehen entgegentrat. So günſtig jene beiden Schriften vom Publikum aufgenommen wurden, ſo groß war doch der Zorn der Betroffenen gegen mich, der ſich nicht nur in Gegenſchriften, ſondern auch in Libellen zu Verunglimpfung meiner Perſon und Abſichten ausſprach.

Die gegenwärtige Schrift hat ſich die Aufgabe geſtellt, der mächtig aufſtrebenden Pietiſterei und reactionären Symbolgläubigkeit entgegen zu wirken, welche die Welt überreden will, der Apoſtel Paulus habe erſt das Evangelium Chriſti ans Licht gebracht, und die nur das für das richtig verſtandene Evangelium anerkennen will, was Luther und Calvin aus den Disputationen, die Paulus aus dem Ideenkreiſe ſeiner vormals jüdiſchen Leſer nimmt, um ihren alten Particularismus zu

widerlegen, aufgefaßt haben. Diese Schrift macht den Versuch, die Erscheinung der Pietisterei und des Zelotismus für die alte Dogmatik, wie sie im Leben vorkommen, darzustellen, die verschiedenen Formen derselben, die würdigen sowohl als die unwürdigen, zu zeichnen, das ihnen zu Grunde liegende Irrige aufzudecken, und das Schroffe, Einseitige, Uebertriebene dieser Art von christlicher Frömmigkeit auf ein rechtes und gesundes Maaß zurückzuführen. Dieses Maaß glaube ich in Clementinen dargestellt zu haben.

Wohl sehe ich vorher, daß auch diese Schrift Zorn und Haß bei der Partei, welche sie betrifft, gegen mich aufregen wird. Denn seit ich dieser Partei in der Denunciationssache des Halle'schen Rationalismus durch mein „Sendschreiben an einen Staatsmann" zuerst entgegengetreten bin, hat sie nicht aufgehört, in ihrem Organ, der Berlinischen sogenannten evangelischen Kirchenzeitung, meine Person und meine Schriften aufs gröblichste und schnödeste zu verunglimpfen, und hat nur so eben wegen meiner kleinen Schrift gegen den Symbolzwang (womit ich ihr freilich ans Herz gegriffen habe) allen Athem und alle Sophistereien aufgeboten, um mir „Gewissen- und Gedankenlosigkeit" beizumessen. Solche Verunglimpfungen bedürfen keiner Antwort, denn sie richten sich selbst. Meine schriftstellerische Laufbahn umfaßt nun einen Zeitraum von 37 Jahren. Doch in allem, was ich habe drucken lassen, habe ich meine Ueberzeugung nie verläugnet, sondern überall der Wahrheit, wie ich sie erkannte, die Ehre gegeben. Religion und Theologie waren mir viel zu ehrwürdig, um gegen meine innere Ueberzeugung den Mann

einer Partei zu machen, und um Beifall und Gönnerschaft der Menschen zu buhlen. Meine Partei war die Wahrheit, so, wie ich sie nach sorgfältiger Forschung erkannte. Jetzt, im 66sten Lebensjahre stehend, und dem Tage meiner Rechenschaft vor dem untrüglichen Richter immer näher tretend, werde ich der lang geübten Pflicht, wahr zu seyn, weder um Gunst noch um Ungunst der Menschen am wenigsten untreu werden.

Doch um der Verunglimpfung vorzubeugen, an der es nicht fehlen wird, als ob ich auf alle Frömmigkeit keinen Werth legte, weil ich hier Frömmelei und Pietismus getadelt habe, möge für unparteiische Leser noch mein Bekenntniß über den Unterschied der Frömmigkeit von der jetzt um sich greifenden Frömmelei stehen. Ich sehe hier von dem Gebrauche des Worts Frömmelei ab, wo es eine Ueberspannung und ein geflissentliches zur Schau tragen religiöser Gefühle und Ueberzeugungen bezeichnet, und nehme es in dem Sinne, daß es eine Denkart, aus besonderem Grundsatze hervorgehend, anzeigt, nämlich die Denkart, welche man gewöhnlich Pietismus nennt, und in welcher, wie sie uns in der Erfahrung entgegentritt, der Glaube an die gänzliche Verdorbenheit und Verdammlichkeit der menschlichen Natur, und an die einzige Rettung von dieser Verdammniß durch das Blut des Gottmenschen, der herrschende Grundton ist.

Frömmigkeit überhaupt ist mir das Durchdrungenseyn unsres Geistes von der Idee der Gottheit, deren Realität das Gefühl lebendig erfaßt, und durch welche nun der Mensch in Gesinnungen und Thun beherrscht wird. Je inniger dieses Durchdrungenseyn ist, desto mächtiger und vollkommener ist

die Herrschaft, welche es über den Menschen ausübt. Die Wahrheit und Reinheit der Frömmigkeit hängt aber ab von der Wahrheit und Reinheit, mit welcher die Idee Gottes im Bewußtseyn ist. Ist diese mit Irrthum, Wahn, Aberglauben vermischt, so ist auch die Frömmigkeit verunreinigt durch Aberglauben und Wahn, und kann selbst, wie bei den Heiden, sich bis zu groben Unsittlichkeiten verirren. Je mangelhafter die Erkenntniß Gottes ist, und je inniger gleichwohl das Gefühl, desto größer ist die Gefahr, daß die Frömmigkeit in Aberglauben, ja in Böses ausartet. So hielten es manche Fromme der Vorzeit für Pflicht, die Ketzer zu verbrennen, um für die Erhaltung der Ehre Gottes zu sorgen. Soll daher dem Fanatismus und schädlichen Schwärmereien vorgebeugt werden, so ist es höchst nöthig, daß mit der Innigkeit des Gefühls sich auch eine wahre und klare Anschauung der Gottheit im Bewußtseyn bilde. Darum ist die christliche Frömmigkeit allein die wahre und reine, weil nur der Christ Gott, als den vollkommenen, wahr und klar erkennt. Christliche Frömmigkeit ist daher das gänzliche Durchdrungenseyn von der Idee der Gottheit, als des vollkommensten Geistes, die uns Christus gegeben hat; ein Durchdrungenseyn, was den ganzen Menschen beherrscht und zu einem göttlichen Leben begeistert, wovon uns Christus selbst in seinem Wandel ein ewiges Muster lebendig vorgestellt hat. Als subjectives Gefühl ist die Frömmigkeit Freude an Gott und seiner Vollkommenheit, sich äußernd in Anbetung und Andacht; im Leben ist sie das Bewußtseyn gänzlicher Abhängigkeit von Gott, gänzliche Hingabe des Herzens an ihn, und begeisterungsvolles Bestreben, ihm

ähnlich, oder ein Mensch zu werden, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Die ächte Frömmigkeit ist daher nicht ein religiöses Fühlen überhaupt, sondern das Fühlen des absoluten Werthes des Vollkommensten; sie ist auch nicht blos Andächtigkeit, Beten und Reden vom Herrn, sondern vor allem ein religiöses Thun, eine von der Anschauung des Vollkommensten ergriffene und beherrschte Lebensthätigkeit. In der Welt erkennt sie eine Abspiegelung der Vollkommenheiten des Schöpfers, verachtet daher die Welt nicht, zieht sich nicht von ihr zurück, sondern lebt für die Welt, wie sie in ihr lebt, und wirkt in der Welt nach ihrem Vermögen alles Gute, wie Gott das ganze Weltall wirkend, belebend, beherrschend durchdringt. Ihr Grundton ist Liebe zu Gott, freudiger Dank, daß er uns erschaffen hat nach seinem Bilde, unerschütterliches Vertrauen auf seine Weisheit und Güte, und der Glaube, daß auch Uebel und Leiden Erziehungsmittel seiner Weisheit sind. Das Höchste, worauf sie bedacht ist, ist: Gott an Gesinnung und That ähnlich zu werden.

Die Grundlage des Pietismus ist nicht die durch das Christenthum vermittelte Anschauung der Vollkommenheiten Gottes, sondern seine Grundlage sind zwei historische Sätze; zuerst der, daß Adam im Paradiese etwas gethan habe, wodurch die menschliche Natur total verdorben, zu allem Guten untüchtig, ein Gegenstand des göttlichen Zorns geworden und der ewigen Verdammniß der Hölle unterworfen worden sey; und dann: daß der Gottmensch Christus durch sein am Kreuze vergossenes Blut den Zorn Gottes gestillt und uns von der

Verdammniß erlöset habe. Es springt sogleich in die Augen, daß die Grundlage der Frömmigkeit eine unzerstörbare ist, denn die Gottesidee ist dem menschlichen Geiste wesentlich, und bedarf blos angeschauet, nicht aber bewiesen zu werden, daß aber die Grundlage des Pietismus, der Glaube an eine einzelne vor Jahrtausenden geschehene Thatsache und deren Folgen, des Beweises bedarf und vielen Zweifeln ausgesetzt ist. Dieses ist um so unvermeidlicher, da sich die pietistische Auffassung dessen, was im Paradiese geschah, aus der Schrift (der einzigen Erkenntnißquelle dieser Begebenheit), nicht rechtfertigt, und die Behauptung von jener Verderbniß der menschlichen Natur mit vielen Aussprüchen der Schrift und mit der Erfahrung nicht übereinstimmt. Die Grundanschauung des Pietismus ist daher nicht die Idee des vollkommensten Geistes, sondern Gottes als zürnenden Richters, der alle der ewigen Verdammniß übergiebt; das Grundgefühl ist nicht Liebe zu Gott und dessen Vollkommenheit, sondern Furcht und Schrekken vor seinem Zorn; nicht freudige Begeisterung, Gott ähnlich zu werden, sondern Verzagen an der Kraft zum Guten, und Traurigkeit über unsre Verderbniß. In Christo ist dem Pietismus nicht das Höchste, daß er der Vermittler eines göttlichen Lebens, sondern daß er der Vermittler des Straferlasses ist. In der Frömmigkeit des Pietismus tritt daher die Idee der Gottheit, als des Vollkommensten, zurück, das Bild des rettenden Erlösers aber hervor, und dieses geht bei Vielen so weit, daß man ihre Frömmigkeit darum eine christliche nennen kann, weil in ihr Christus allein der Gott ist, der das Gemüth beherrscht. Das Höchste, worauf der Pie-

tismus bedacht ist, ist daher nicht, sich von der Gottesidee, wie Christus sie gegeben hat, ganz beherrschen zu lassen, und das christliche Leben, das Christus uns in Wort und That vorhält, in sich aufzunehmen; sondern den Glauben an ihn, als Vermittler des Straferlasses, hervorzurufen und zu beleben, indem dieser Glaube allein vor Gott gerecht mache. Auch läßt der Pietismus das christliche Leben nicht aus der lebendigen Anschauung des Vollkommensten hervorgehen, sondern nur allein aus dem Glauben an den durch Christum ermittelten Straferlaß und der deßhalb schuldigen Dankbarkeit. Die Erfüllung des Sittengesetzes ist ihm nicht ein Werk christlicher, durch das Anschauen der Vollkommenheit Gottes erregter Begeisterung, sondern ein Gehorsam der Nothwendigkeit, weil ihn Gott einmal befohlen hat, (ex necessitate praecepti). Die Frömmigkeit ist kirchlich, weil sie weiß und fühlt, daß sie durch den Verein der christlichen Kirche alle Erleuchtung des Geistes Gottes, alle Begeisterung für das Gute und alle Hoffnung aufs ewige Leben empfangen hat und noch empfängt; der Pietismus ist kirchlich, weil er in der Kirche die einzige Anstalt erkennt, dem Decret Gottes über die Verdammniß aller Menschen zu entrinnen. Die Welt betrachtet der Pietismus nicht als einen Spiegel Gottes, sondern als etwas durch den Sündenfall auch Verdorbenes, und die Uebel als Strafen und Zeichen des Zorns Gottes *). Er sondert sich daher gern von der Welt, besonders von der Menschenwelt aus, als von einer verdor-

*) Dies behauptet Marheinecke in seiner ersten Auflage der Dogmatik; es behauptet es so eben die evangelische Kirchenzeitung. Auch ein Arzt

benen, dem göttlichen Zorne und der Verdammniß unterliegenden Masse, und schließt sich an das kleine Häuflein der Erwählten des Herrn an, unter denen er die versteht, die den rechten, allein seligmachenden, das heißt, seinen Glauben haben. Daher die Neigung des Pietismus zum Conventikelwesen.

So treten beide Denkarten charakteristisch aus einander. Welche von ihnen aber für die Entwickelung des menschlichen Geschlechts, die Erweckung einer kräftigen Lebensthätigkeit, für Verbreitung sittlicher Vollkommenheit und für die allgemeine Wohlfahrt der Völker die wohlthätigste und wirksamste sey, ist leicht zu ermessen.

Bretschneider.

---

hat seine Wissenschaft zur Vertheidigung solcher Irrthümer gemißbraucht. Man sehe das so eben erschienene „System der Medicin; zugleich ein Versuch zur Reformation und Restauration der medicinischen Theorie und Praxis" von dem baierischen Medicinalrathe D. Joh. Nep. von Ringseis. — Hier heißt es S. 189: „Wie der Mensch durch den Sündenfall elend und krank wurde, so wurden es auch die Thiere, und eben so die ganze Natur, wie Hitze, Frost, Sturm, Hagel, Erdbeben, vulkanische Eruptionen, Ueberschwemmungen, ungewöhnliche Vermehrung von Insecten, Würmern, Mäusen erweisen. Gegenwärtig ist vollkommene Gesundheit in keinem Theile des universellen Organismus." Nach Hrn. Ringseis wäre es also dem Teufel gelungen, dem ewig weisen und allmächtigen Gott das ganze herrliche Werk seiner Schöpfung zu verpfuschen, und eines Menschen Essen von verbotener Frucht hätte alle Gesetze und Ordnungen unsers Erdkörpers zum Schlechten verändert! Wer an diese zwei Wunder glauben kann, der hat fürwahr einen Glauben, dem nichts weiter unmöglich ist.

Inhalt.

Kap. I.	Clementine	Seite 1
— II.	Der fromme Böhm	„ 8
— III.	Der Arzt	„ 24
— IV.	Der unfreiwillige Congreß	„ 39
— V.	Fortsetzung	„ 64
— VI.	Abendphantasie	„ 93
— VII.	Der Morgengang auf den Kirchhof	„ 116
— VIII.	Der geistliche Inspector	„ 123
— IX.	Der Pfarrer Wille	„ 135

Kap. X. Die Reise in die Heimath . . . . Seite 169

— XI. Nachklänge dieser Reise . . . . . » 193

— XII. Der Mucker . . . . . » 207

— XIII. Clementinens Bekenntnisse . . . . » 214

Erstes Kapitel.

Clementine.

Ein einziges Töchterlein hatte der Herr v. C., der Besitzer des schönen Dorfes Lindau, und eine einzige Sorge, dieses Kind vor dem Weltsinn zu bewahren und es in christlicher Frömmigkeit und rechtem evangelischen Glauben aufzuerziehen. Er gehörte zu den Freunden der Brüdergemeinde, und bemühte sich, die Pietät derselben so wie deren äußere Formen in seinem Dorfe möglichst einzuführen. Darin unterstützte ihn sein Pfarrer, der mit dem Herrn v. C. hierin ganz eines Sinnes war. Dieser hatte den Unterricht des jungen Fräuleins in der Religion besorgt, und mit solchem Erfolg, daß sie ganz in die Glaubensansichten und die Gefühlsweise ihres Lehrers und Vaters eingegangen war.

Gern hätte sich der Vater selbst an die Brüdergemeinde ganz angeschlossen, gern seine Tochter in das Schwesterhaus zur Erziehung gebracht, wenn nicht ein Hinderniß entgegengetreten wäre, das ein guter Ehemann, wenn ihn nicht die äußerste Noth treibt, nicht zu überspringen sucht, nämlich der entschiedene Widerspruch seiner Frau, mit welcher er in sehr glücklicher Ehe lebte, die aber, so viel auch er und der Pfarrer sich Mühe gaben, nicht für den Glauben der Pietät gewonnen werden konnte. Sie war zwar unfähig, den Gründen, mit denen ihr von ihrem Manne und dem Pfarrer zugesetzt wurde, zu begegnen, weil sie zwar viel natürlichen Verstand, aber keine positiven Kenntnisse hatte, auf welche es hier hauptsächlich ankam; aber sie erklärte jederzeit, wenn sie im Streit sich durch die Gelehrsamkeit ihrer Gegner bedrängt sah, daß sie die Herren zwar nicht zu widerlegen wisse, aber ihnen auch

nicht zu glauben vermöge, und daß sie wenigstens nimmer zugeben würde, ihr einziges Kind von sich in ein Schwesterhaus zu thun, und ihre mütterlichen Pflichten einer fremden Person zu überlassen. Sie stand hierbei in ihrem guten Mutterrechte, und vertheidigte es so standhaft, daß die Männer nachgaben, um so mehr, da sie doch geschehen ließ, daß die Tochter im Sinn und Glauben der Brüdergemeinde erzogen wurde. Auch nahm sie selbst seit der Zeit, daß ihre Tochter dazu gezogen wurde, an den Betstunden jederzeit Antheil, welche der fromme Pfarrer auf dem Edelhofe fleißig zu halten pflegte, und ob sie wohl dabei mehr als Aufseherin über ihr Kind denn als eigene Theilnehmerin da zu seyn schien, so legte sie doch der Sache kein Hinderniß in den Weg.

Doch bald kam eine neue, viel wichtigere Sorge hinzu, als das junge Fräulein ihr achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte. Sie war schön, liebenswürdig, sittsam, aufs Beste erzogen, und die einzige Erbin des schönen väterlichen Gutes und Vermögens. Der sehnlichste Wunsch des Vaters war, seine Clementine möchte ihre Hand einem Stillen im Lande, wie er sich gern ausdrückte, reichen, und sein Freund, der Pfarrer, bemühte sich zu verschiedener Zeit, einen Eidam aus dem Kreise seiner frommen Bekanntschaft in das Haus des Herrn v. C. zu bringen. Beide Männer waren zwar überzeugt, daß es keine glücklichere Wahl für Clementinen geben könne, als wenn ihr der Heiland selbst durchs Loos einen Gatten zutheilte. Aber diesen Wunsch wagten sie nicht einmal von ferne blicken zu lassen, da sich die Frau v. C. über diese Gewohnheit immer höchst mißfällig ausgesprochen, und behauptet hatte, entweder gehe es mit dem Loosen sehr menschlich zu, und da sey es unwürdige Heuchelei, oder es gehe gewissenhaft zu, und da sey es Thorheit, und heiße nicht Gott vertrauen, sondern Gott versuchen, der ja dem Menschen Vernunft und Herz nicht gegeben haben würde, wenn er nicht wollte, daß man sie dabei befragen sollte. Auch Clementine, ob sie gleich den Satz, daß der Heiland der eigentliche Haushalter der frommen Gemeinde sey, in der Theorie festhielt, wollte doch hier eine Ausnahme gemacht wissen, und trat ihrer Mutter bei.

Zum Bedauern des Vaters und zum großen Verdrusse des Pfarrers wollte aber bei keinem von ihm empfohlnen Bewerber die

Vernunft der Mutter und das Herz der Tochter das erwünschte Ja sagen.

So erreichte Clementine ihr 21stes Jahr. Da führten besondere Verhältnisse den jungen Baron v. W...., einen weitläuftigen Verwandten, in das Haus ihres Vaters, das ihn zu Betreibung seiner Angelegenheiten auf einige Wochen gastlich aufnahm. Das Herz des Fräuleins ließ den liebenswürdigen Eigenschaften des siebenundzwanzigjährigen Barons alle Gerechtigkeit widerfahren, und das Herz des Barons war nicht weniger empfindlich für die Vorzüge des Fräuleins. Eine Liebe flammte zwischen beiden auf, die um so weniger unbemerkt von den Aeltern bleiben konnte, als das Fräulein, unwissend darüber, was ihr geschehen sey, sie auf keine Weise verbarg, der Baron aber sie zu verbergen keine Ursache hatte. Er, von der Zuneigung des Fräuleins bald überzeugt, trat vielmehr als ein ehrlicher Mann offen mit seinen Absichten heraus, und theilte sie zuerst der Mutter mit, die freundlicher gegen ihn war, als der Vater. Denn dieser sah nebst dem frommen Pfarrer nur mit Verdruß die Neigung der Tochter zu dem Baron, der vielleicht ein Weltkind, wenigstens aber noch kein Stiller des Landes war. Gern würde er ihn sogleich aus seinem Hause entfernt haben, wenn es nur ohne den Anstand zu verletzen hätte geschehen können.

Der Baron hatte nur ein geringes Vermögen und keinen Erbsitz; aber der Reichthum, den Clementine zu ererben hatte, war es nicht, was ihn an das Fräulein zog, denn er hielt es des Mannes für unwürdig, seine Person zu verkaufen; sondern eine aufrichtige Liebe, die täglich in seinem Herzen tiefer wurzelte, und nicht mehr beherrscht und ausgerottet werden konnte. Diese ließ ihm nur ein geringes Opfer in der Anbequemung an den frommen Geschmack des Vaters erblicken. Clementine selbst erschien ihm nie reizender, als wenn das sanfte Feuer der Andacht ihre Blicke verklärte. Seine Erziehung hatte ihn zwar nicht von fern zur Andächtigkeit hingeleitet, aber ihm auch keinen Widerwillen dagegen eingeflößt. Es war der lutherische Kirchenglaube, den man ihm bis zu seinem vierzehnten Jahre eingelehrt hatte. Er hatte ihn getreulich angenommen, aber nach seiner Confirmation, wie die meisten seines Standes, nicht weiter daran gedacht, sondern

seine Studien gemacht, und sich hauptsächlich den Naturwissenschaften in ihrem ganzen Umfange gewidmet. Diese mit dem empfangenen religiösen Jugendunterrichte in Einklang zu bringen, war nie seine Sorge gewesen. Es vereinigten sich in ihm, wie bei so vielen, sehr widersprechende Ansichten, die sich nur darum vertrugen, weil ihr Besitzer die einen nicht in Betrachtung zu ziehen pflegte. Hier, im Hause des Herrn v. C..., trat ihm nun eine Andächtigkeit entgegen, die ganz auf den Lehren zu ruhen schien, die er in seiner Kindheit als die Summe des wahren Glaubens empfangen hatte. Leicht schloß er sich daher an sie an, und wenn er auch in sich den Sinn für diese Art von Andächtigkeit nicht sogleich zu finden vermochte, so betrachtete er sie doch als einen natürlichen Ausfluß religiöser Grundsätze, und war ihr um so gewogener, je mehr sich ihm die Wirksamkeit derselben in dem reinen und herrlichen Gemüthe seiner Geliebten empfahl.

Je mehr er daher zu dem im Hause herrschenden Geiste sich hinneigte, desto höher stieg er beim Vater, und Clementinens entschiedene Neigung, und der Mutter bestimmter Wunsch und Wille entschieden endlich die Sache zu seinen Gunsten. Er wurde Clementinens Gemahl, und nach dem bald darauf erfolgten Tode des Vaters Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von Lindau.

In Frieden lebte man einige Jahre dahin; zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, erweiterten den freundlichen Familienkreis. Die Andächtigkeit, von Clementinen gepflegt, blieb der Grundton der Familie, obgleich der Baron und die Mutter das Schwermüthige, das früher auf dem Leben der Familie geruhet hatte, etwas verscheuchten, und man jetzt öfter außer dem Pfarrer des Orts auch andere Gesellschaft auf dem Schlosse sah.

In der Nähe von Lindau nämlich wohnte der Major v. F..., der gleichfalls zu den Andächtigen gehörte, aber mehr in der Theorie als in der Praxis. Denn so streng er im Glauben war, so viel erlaubte er sich doch in Werken Abweichungen von seinen Grundsätzen. Er liebte die Freuden der Tafel eben so wohl als die Freuden der Liebe, und that sich in beiden nur den Zwang an, den der äußerliche Wohlstand erforderte. Seine Andächtigkeit hatte ihn schon früher zum Freunde des Hauses gemacht.

Einen andern Freund führte der Baron ein. Es war Wille, der Pfarrer des benachbarten Städtchens, ein gelehrter, rechtschaffener, in seinem Amte fleißiger Mann. Er gehörte nicht zu den Andächtigen, und wurde darum Anfangs von der frommen Clementine mit einigem Mißtrauen angesehen; da er aber in religiösen Ansichten die größte Duldsamkeit bewies, den Gesprächen darüber absichtlich auswich, und übrigens ein angenehmer Gesellschafter und zuverlässiger Freund war, so sah sie ihn bald gern in ihrem Hause, und um so lieber, da seine Kenntnisse und Erfahrungen ihn zu einem nützlichen Rathgeber des Barons in allen leiblichen Dingen machten. Wahrscheinlich würden die Verhältnisse für immer in diesem Stande geblieben seyn, wenn nicht ein trauriges Familienereigniß ihnen unerwartet eine andere Richtung gegeben hätte.

Die Baronin sah ihrer dritten Enthindung entgegen. Sie erfolgte durch den Schrecken wegen einer im Schlosse in Brand gerathenen Feuereſſe früher, als es seyn sollte, und in Abwesenheit des Barons, der mit dem Pfarrer des Orts auf einige Tage verreiset war. Doch lebte das Kind, und der Arzt machte Hoffnung, daß es beim Leben bleiben werde. Schon sah man der Rückkehr des Barons mit jeder Stunde entgegen, schon war der Termin verflossen, den er dazu festgesetzt hatte, da wurde das Kind plötzlich schwach und verfärbte sich. Vergebens versuchte man der Wöchnerin diesen Zustand zu verbergen; sie sah ihn und gerieth in die heftigste Angst. Wie ein Blitz durchzuckte der Gedanke ihre Seele, das Kind könne sterben ohne die heilige Taufe empfangen zu haben. Schnell sandte sie nach der Wehefrau und dem Schullehrer des Orts, um ihm die Nothtaufe geben zu lassen, denn sie selbst hatte sich nie damit bekannt gemacht, wie man dabei zu verfahren habe, und wollte doch nichts an der heiligen Handlung versehen wissen. Während die Boten eilten, hielt sie das Kind in ihren Armen. Mit tödtlicher Angst sah sie es schwächer und schwächer werden. Mehrmal war sie im Begriff, die Taufe selbst zu verrichten, und hatte schon ein Becken mit reinem Wasser herbeibringen lassen; immer aber hielt sie die Besorgniß ab, etwas an der heiligen Handlung zu versehen. Sie sendete neue Boten, aber ehe

die Wehefrau oder der Schullehrer erschien, that das Kind einen schweren Seufzer und verschied.

Der rückkehrende Baron fand seine Gattin trostlos. Sie verfiel in ein heftiges Fieber, von dem sie aber durch ihre gute Natur und die Sorgfalt eines trefflichen Arztes wieder genas. Nur wollte die Heiterkeit nicht in ihre Seele zurückkehren, sondern eine stille Schwermuth nagte an ihrer Gesundheit, die keiner Arznei weichen wollte. Anfangs glaubte man, dieses sey noch der Gram über den Tod des Kindes, und rechnete darauf, daß Zeit und Trostgründe diesen Gram mildern sollten. Da aber die Schwermuth nicht wich, das junge Weib sich von ihrem Gemahl gänzlich zurückzog, ohne jedoch ihn weniger zu lieben, als vorher, so sah man bald, daß irgend etwas anderes ihre Seele belasten müsse, was sie verheimliche. Vergebens drang der Baron in sie, ihm den Grund ihrer Schwermuth zu eröffnen, vergebens die Mutter; sie blieb verschlossen, und nur ein tiefer Seufzer, bisweilen auch ein Strom von Thränen waren die Antwort, die man ihr abpressen konnte. Da die Mutter diese Melancholie der Tochter für eine Folge des letzten Wochenbettes hielt, so rief man den Arzt herbei. Dieser, ein vielerfahrner, hellblickender Mann, erkannte jedoch bald, daß hier kein körperliches, sondern ein Seelen-Leiden vorhanden sey. Doch blieben seine Forschungen nach dem Grunde ihrer Schwermuth Anfangs gleichfalls fruchtlos. Der verständige Mann ließ sich aber durch ihr hartnäckiges Schweigen nicht abweisen. Er fand alle ihre geistigen Functionen in vollkommener Ordnung, und war daher überzeugt, daß der Grund ihrer Schwermuth kein anderer seyn könne, als ein Gewissensscrupel, den sie sich aus irgend einem Vorurtheil mache. So wie er sich davon überzeugte, hörte er zum Schein auf, nach ihrem Seelenzustande zu fragen, verschrieb ihr einige leichte, blos die Verdauung befördernde Arzneien, besuchte sie fleißig, sprach dabei lange und viel mit ihr, und suchte ihr ihr Geheimniß abzulauschen. Während der Baron und die Mutter vermieden, von der unglücklichen Niederkunft und dem Tode des Kindes zu reden, um ihrer Schwermuth nicht Nahrung zu geben, leitete er bei einem seiner späteren Besuche das Gespräch absichtlich dahin, weil er nicht zweifelte, daß da etwas geschehen sey, was das junge Weib beunruhige. Doch hütete er

sich, zu forschen. Er sprach nur, und suchte die Baronin zum Reden darüber zu bringen, in der Hoffnung, daß sie das Geheimniß ihres Kummers verrathen werde. Diese Hoffnung täuschte ihn nicht. Als er im Gespräch zu dem Zeitpunkte kam, wo das Kind die Farbe wechselte und erkrankte, wo die Baronin ängstlich nach der Wehefrau und dem Schullehrer schickte, um dem Kinde die Nothtaufe zu geben, und wo es plötzlich starb, ohne die Taufe empfangen zu können, da sah er sogleich an der Bewegung, welche Clementine hierbei nicht verbergen konnte, daß hier der Grund des Uebels liege. „Ach, rief er aus, wie sehr mußte es Sie schmerzen, daß das Kind das heilige Sacrament nicht empfangen konnte, und das seltene und traurige Geschick hatte, als ein ungetauftes zu sterben!"

Ein Thränenstrom entstürzte Clementinens Augen. Sie sprang auf, rang die Hände, und rief: „Ach ja, das — das ist eben das Unglück!"

Der Arzt wußte nun genug. Ungeachtet die Baronin sich schnell bezwang und zu ihrer vorigen stillen Schwermuth zurückkehrte, so zweifelte doch der Arzt keinen Augenblick, daß es dieses sey, was auf der Seele des jungen Weibes laste.

Er theilte seine Entdeckung sogleich dem Baron und der Mutter mit, und rieth, den Pfarrer des Orts, zu dem Clementine als einem Geistesverwandten das größte Vertrauen hatte, von ihrem Zustande zu benachrichtigen, und ihn aufzufordern, sein geistliches Trostamt zu verwalten.

Zweites Kapitel.

Der fromme Böhm.

Der Pfarrer Böhm in Lindau hielt aus wahrer Ueberzeugung sich zu der Brüdergemeinde. Seine theologische Wissenschaft war nur mittelmäßig; denn lebendiger war bei ihm das Gefühl, als die Thätigkeit der Intelligenz. Er war mit seiner Bibel aufs Innigste vertraut, mehr aber mit Luthers Uebersetzung, als mit dem Grundtext; aber den Geist der heiligen Schrift wußte er nicht zu erfassen; von andern Wissenschaften als der Bibel hatte er keine Kenntniß genommen, und auch das Studium der Geschichte der christlichen Religion und Kirche war ihm ziemlich fremd geblieben, weil, — wie er zu sagen pflegte — es nutzlos sey, die abgeleiteten Bächlein, die schon so vieles Unreine aufgenommen hätten, zu verfolgen, statt auf die Quelle selbst, die Schrift, zurückzugehen, und aus ihr allein zu schöpfen.

Nach der Lehre von der Erbsünde und deren Verdammlichkeit, die er für die erste und wichtigste hielt, weil es ohne sie keines Erlösers bedurft hätte, sah auch er die Taufe als die unumgängliche Bedingung der ewigen Seligkeit an. In Hinsicht der vor der Taufe schnell wegsterbenden Kinder bekannte er sich zu dem tröstenden Grundsatze, daß nicht der Mangel des Sacraments, sondern nur die Verachtung desselben verdammlich mache, das heißt, er glaubte, daß die ungetauften Kinder, wenn man ihnen nicht das Sacrament aus Verachtung weigere, sondern wenn sie nur zu schnell stürben um die Taufe zu empfangen, aus göttlicher Gnade nicht verdammt, sondern selig würden.

Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Baronin, die seine Belehrungen stets mit größter Folgsamkeit angenommen hatte, mit dieser Unterscheidung völlig beruhigt seyn werde, und benutzte die erste Gelegenheit, wo er mit ihr allein war, das Gespräch auf diesen Gegenstand zu leiten. Als nun diese sich unumwunden dahin äußerte, daß sie es für ein nicht wieder gut zu machendes Unglück ansehe, wenn ein Kind ohne Taufe sterbe, so rückte der gute Böhm auch sogleich mit seiner Unterscheidung zwischen unverschuldetem Mangel und Verachtung des Sacraments heraus, und setzte ganz treuherzig hinzu, daß sie, die Baronin, ganz ruhig über ihr ohne Taufe gestorbenes Kind seyn könne, da sie ja das Sacrament nicht verachtet, sondern sogleich alle Anstalten getroffen habe, dem Kinde die Nothtaufe geben zu lassen. Diesen ihren Eifer sehe Gott für die That selbst an, und es sey vor ihm völlig so gut, als ob das Kind die Taufe empfangen habe.

Clementine schwieg; denn noch hatte sie keinem Menschen gestanden, daß sie sich darüber beunruhige, daß ihr Kind vor der Taufe gestorben sey. Was sollte sie indessen thun? Sie fühlte, daß es Bedürfniß für sie sey, jemand zum Vertrauten ihres Kummers zu machen, und Tröstung, wenn sie anders zu finden sey, zu suchen. Sie hatte in die Theologie ihres alten Lehrers vollkommenes Vertrauen; sie glaubte, er allein habe Gewissenhaftigkeit genug, sie nicht mit falschem Troste zu speisen. Sie beschloß, ihm zwar nicht zu gestehen, daß diese Sache der Grund ihrer Schwermuth sey, aber doch die Frage als ein Problem der Theologie mit ihm zu verhandeln und durchzusprechen.

„Ich bin, sagte sie nach längerm Schweigen mit niedergeschlagenen Augen und unsicherer Stimme, — denn es war die erste wissentliche Unwahrheit, die über ihre Lippen kam, — ich bin zwar nicht in dem Falle, mich deßhalb zu beunruhigen, daß mein Kind vor der Taufe gestorben ist, aber, wenn ich es wäre, so würde mich wenigstens Ihre Unterscheidung nicht beruhigen. Denn durch sie könnte ich mich nicht für gerechtfertigt halten. Ich hatte Zeit, dem Kinde selbst die Taufe zu geben, das Wasser stand bereit, ich sah des Kindes von Minute zu Minute wachsende Schwäche, und ich zögerte, ich schickte erst nach Fremden, um das zu thun, was ich selbst thun konnte, thun sollte. Ich habe das heil. Sacrament

zwar nicht verachtet, aber doch nicht genug geachtet; durch meinen Leichtsinn ist das Kind ungetauft geblieben."

Der Pfarrer. Glauben Sie denn aber, Frau Baronin, daß deßhalb das unschuldige Geschöpf von dem gnädigen Gott gestraft worden sey? War es seine Schuld, daß es nicht getauft wurde? O, zweifeln Sie nicht! Ihr Kind ist im Orte der Seligen, in den Armen des Erlösers. Und wenn Sie dadurch, daß Sie nicht selbst zur Taufe schritten, etwas versehen haben, so sind nur Sie strafbar, nicht aber das Kind, das um Ihrer Schuld willen nicht leiden kann.

Die Baronin sah ihren Lehrer ob dieser Rede mit großen Augen an, und sprach nach einigem Schweigen:

„Daß ich mich eines schweren Leichtsinns schuldig gemacht habe, weiß ich wohl, — ach! fühle ich tief, und habe deßhalb schon oft zum Herrn um Vergebung gefleht. Daß aber dadurch meinem Kinde nicht geholfen ist, sondern daß dieses nothwendig von den Seligen ausgeschlossen ist, weiß ich auch. Ihr Trost, daß das Kind um meines Vergehens willen nicht gestraft werden könne, ist ein leidiger Trost. Wäre er wahr, warum wären denn wir verdammlich durch Adams Sünde? Sie glauben doch, daß alle Neugeborne um Adams Sünde willen der Verdammniß geweiht sind?"

Pfarrer. Ganz unstreitig ist dieses Lehre der heiligen Schrift, wie auch unser Augsburgisches Glaubensbekenntniß ausspricht.

Die Baronin. Nun, wenn hier die göttliche Gerechtigkeit allen Nachgebornen Adams Sünde zur Schuld und Verdammniß zurechnet, wie sollte nicht auch mein Vergehen meinem Kinde zugerechnet werden? Und wenn Sie sagen, daß das unschuldige Kind nicht leidet, wenn die leichtsinnige Mutter es ohne Sacrament sterben läßt, warum wollten Sie nicht auch sagen, daß Adams unschuldige Nachkommen nicht leiden dürfen um des Vergehens ihres Stammvaters willen? Wenn in einem Falle fremde Schuld zur Verdammniß zugerechnet wird, so geschieht dieses gewiß auch im andern Falle. Ach! — sicher, sicher geht das Kind verloren, das die Taufe durch unsre Schuld nicht empfängt.

Der Pfarrer war etwas verwirrt. Die Gleichheit des Falles leuchtete ihm ein, und darum auch die Kraft der Folgerung. Er besann sich lange vergeblich auf eine Auskunft, warum nur allein

Adams Schuld den Nachkommen zugerechnet werde und nicht jede andere Verschuldung der Aeltern ihren Kindern. Während der Zeit aber hatte sich in dem Geiste der Baronin noch ein zweiter Gedanke gestaltet, der dem guten Böhm noch mehr zu schaffen machte.

„Möchte auch Gott, — sprach sie, — meinen Leichtsinn meinem Kinde nicht zurechnen, so müßte es doch verdammt werden, weil es ja gewiß ist, daß alle, die nicht Christen sind, ewig verdammt werden, man aber nur ein Christ wird durch die Taufe, und nicht durch die Geburt von christlichen Aeltern. Denn wäre man durch die Geburt ein Christ, so wäre die Taufe überflüssig; da aber alle in der Christenheit Geborne erst durch die Taufe zu Christo kommen, so ist mein Kind vom Reiche des Erlösers ausgeschlossen, denn es ist nicht getauft. Da nur die Taufe die Schuld der Erbsünde in dem Neugebornen tilgt, so ist diese bei meinem Kinde nicht getilgt worden, und da diese Schuld verdammt, so ist — — — — —"

Hier unterbrachen Thränen ihre Stimme, denn sie war unfähig die Rolle durchzuspielen, als ob sie nur eine gelehrte Disputation führen wolle über einen Satz, den sie selbst nicht glaube. Indem sie die Gedanken, welche ihre Seele zeither belastet hatten, sich klar vor die Seele stellte, sank sie unter dieser Last nieder.

Der Pfarrer hatte es in seiner Gemeinde nie mit Zweiflern zu thun gehabt, auch sich selbst mit Beweisung seiner Theologie nicht eben beschäftigt. Ihm war ein Bibelspruch, in welchem er einen Lehrsatz zu finden vermeinte, genug, und eben so hielten sich die, die er zu belehren hatte, an das Wort der Schrift, ohne nach Erklärung zu fragen, ohne die Lehrsätze unter sich zu vergleichen. Auf die Streittheologie war er daher gar nicht eingerichtet, und er wußte darum auch mit dem Gewissensscrupel der Baronin nichts zu machen. Sie entnahm ja die Gründe, durch welche sie ihren Kummer rechtfertigte, aus der Lehre von der Zurechnung der Schuld Adams, der Verdammniß der Neugebornen und der Heiden, und der Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit; Lehren, die er selbst für göttliche Wahrheit hielt, die er ihr sorgfältig eingeprägt hatte, ja worin er in Verbindung mit der Lehre von der Genugthuung Christi den rechten Kern aller wahren evangelischen Theolo-

gie suchte. Er that daher, was er hier allein thun konnte; er erbat sich Zeit, die Sache näher zu überlegen, und versprach nächstens auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Die Baronin ließ sich dieses gefallen, aber da sie sich einmal mit ihrem alten Lehrer in einen theologischen Verkehr eingelassen hatte, so gab sie ihm noch eine Frage zu bedenken mit, welche dem guten Manne noch viel befremdlicher war, als das, was er bis jetzt gehört hatte.

„Das größte Unglück — sprach sie — das über das menschliche Geschlecht gekommen ist, ist doch wohl gleich ursprünglich durch Adam über die Menschen gekommen; denn durch ihn ist die menschliche Natur verderbt, Vernunft und Herz zerrüttet, alle Kraft zum Guten getödtet, der Mensch zum Gegenstande des göttlichen Zorns gemacht und der ewigen Qual geweihet worden. In dieses grenzenlose Elend treten alle Menschen ein durch ihre Geburt; die Geburt scheint mir daher ein Unglück, und die Freude, mit der man einen Neugebornen empfängt, eine thörichte, wo nicht eine sündliche Freude zu seyn. Adam, nachdem er sich und seine Nachkommen unter Gottes Zorn gestellt hatte, hätte die Pflicht auf sich gehabt, keine Nachkommen zu erzeugen, um nicht das von ihm verschuldete Elend weiter zu verpflanzen. Jeder gute Christ sollte sich vor dem Gedanken, in die Ehe zu treten, entsetzen, weil er ja dadurch nur die Zahl der verunglückten Geschöpfe Gottes vermehrt; — jedes Eheweib sollte ja eilen, eine Verbindung, wodurch sie das Unglück haben kann, Mutter verdammter Kinder zu werden, wieder aufzulösen, und ihre Tage als Nonne zu beschließen. Es ist ja ein entsetzliches Unglück, Geschöpfen das Daseyn zu geben, die dem Schöpfer, sobald sie das Tageslicht erblicken, ein Gräuel sind, für welche das Feuer seines Zornes brennt, die, zu allem Guten untüchtig, zu allem Bösen geschickt, ewigen Qualen entgegengehen."

Die letzten Worte hatte die Baronin mit solcher Heftigkeit ausgesprochen, daß der Pfarrer eben so durch die Bewegung, in der sie sprach, als durch die Seltsamkeit ihres Vorbringens befremdet wurde.

„Ob es gleich — entgegnete er sanft — gewiß ist, daß der Neugeborne durch die Erbsünde verdorben und dem Zorn Gottes und

der Verdammniß unterworfen ist, so hat ja doch Gott auch in demselben Augenblick, wo er die gerechte Strafe bestimmte, auch den gnädigen Rathschluß gefaßt, seinen Sohn den Gefallenen zum Erlöser zu schenken. Nicht für die Verdammniß gebiert daher die Mutter ihr Kind, sondern für die Erlösung. Sollte die Ehe und mit ihr die Zeugung aufhören, so stürbe ja das Reich Gottes aus, so fehlte es ja an Subjecten, an denen die göttliche Gnade offenbar werden könnte."

„Das ist wohl, — antwortete sie, — ein Trost, aber ein schwacher, ungenügender. Sie wissen ja, daß der Erlöser an mehr, als an einem Orte spricht: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet. Der größte Theil der Neugebornen, alle die, welche wir die Welt nennen, geht ja doch verloren; die meisten werden ja doch für die Verdammniß geboren. Wer aber leistet einer Mutter Bürgschaft, daß das Kind, das sie gebiert, die enge Pforte, die zum Leben führt, finden, und nicht den breiten Heerweg betreten werde, der zur Verdammniß führt? Wäre nicht diesen allen besser, sie wären nie geboren worden, als daß sie zur Verdammniß kommen? Das Weib aber, das sie gebiert, ist sie nicht eine grausame, schreckliche Mutter, bedacht, mit der Frucht ihres Leibes die Hölle zu bevölkern? — Ach, ich begreife nun wohl, warum der fromme Apostel Paulus an die Christen zu Korinth (1 Kor. 7, 1 f.) schreibt: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre; es ist den Ledigen gut, wenn sie ledig bleiben" (V. 8.). Ja es will mich bedünken, als ob ein Weib nichts seligeres thun könne, als in ein Kloster oder in ein Schwesterhaus zu gehen, und ihre irdischen Tage einzig und allein der Sorge zu weihen, wie sie selbst dem ewigen Zorne entrinnen könne."

Der gute Böhm war über diese mit einer gewissen Heftigkeit von dem jungen Weibe vorgebrachten Aeußerungen betroffen. Er getraute sich zwar, sie zu widerlegen, aber es stand ihm doch nicht gleich die rechte Gegenrede zu Gebote. Mehr aber verwirrte es ihn, daß er nun klar sah, die Baronin streite nicht mit ihm zum Scherz, sondern in vollem Ernst. Er hatte zu viel Erfahrung, um nicht den Seelenzustand Clementinens zu durchschauen. Der Grund ihrer Schwermuth war ihm klar, so wie er auch nicht

zweifelte, daß sie sich mit dem Entschlusse trage, der Ehe zu entsagen und in ein Schwesterhaus zu gehen. Und darin irrte er sich nicht; aber eben die Gewißheit, daß er sich nicht irre, beunruhigte ihn nicht wenig. Hatte er doch selbst das Still-Leben in einem Schwesterhause, fern von der sündlichen Lust der Welt, ihr als einen sehr seligen Zustand geschildert, bei welchem das Heil der Seele am besten verwahrt sey. Und doch sah er auch ein, daß hier ein solcher Entschluß am unrechten Orte sey, daß er ein unangenehmes Aufsehen in der Umgegend erregen, und zur Verkleinerung der Andächtigkeit bei den Kindern der Welt dienen würde. Er ergriff den Ausweg, der für ihn hier offenbar der beste war; er erklärte, daß ihm das, was die Baronin gesagt habe, so unerwartet sey, daß es sie nicht befremden dürfe, ihn deßhalb betroffen zu sehen. Die Sache fordere ein reifes Bedenken. Er wolle ihr unter Gebet zum Herrn weiter nachdenken und nächstens mit ihr ausführlich darüber sprechen; er bitte sie aber, daß sie auch selbst Beruhigung im Gebet suche; und bis er weiter mit ihr gesprochen habe, ihre Gedanken nicht offenbare, noch weniger aber einen Entschluß fasse.

Gern willigte die Baronin in diesen Vorschlag. Sie fühlte sich schon dadurch erleichtert, daß sie die Last, welche ihr Herz drückte, noch einem andern Herzen mitzutragen übergeben hatte; sie war voll des größten Vertrauens in des redlichen Böhms Glaubenseinsichten, und hoffte von ihm gründliche Beruhigung zu erlangen; sie traute selbst den Schlüssen, in welche sich ihr Geist verwickelt hatte, nicht recht, ob sie gleich unfähig war, sich herauszufinden. Den zuletzt geäußerten Entschluß, der Ehe zu entsagen und in ein Schwesterhaus zu gehen, bekämpfte ohnehin die Liebe zu ihrem Gatten.

Nicht so ruhig und getrost als er hingegangen war auf den Edelhof, ging Böhm zurück nach seinem stillen Pfarrhause. Dieses war in seiner Amtsführung das erste Mal, wo die Waffen seiner geistlichen Wissenschaft gegen die Eingebungen des Satans unwirksam geblieben waren. Denn daß die Zweifel der Edelfrau Eingebungen des bösen Geistes seyen, wurde ihm immer gewisser, je mehr er der Sache nachdachte. So wie sich dieser Gedanke bei ihm fester gestaltete, so wuchs ihm auch der Muth. Er fing an,

sich selbst zu tadeln, daß er sich darauf eingelassen habe, mit den listigen Einflüsterungen des Bösen zu disputiren, der viel listiger und gewandter in den Künsten der Dialektik sey, als ein frommes Kind Gottes, und befestigte sich immer mehr in der Ueberzeugung, daß hier kein anderer Rath sey, als daß die Baronin sich aller Gedanken entschlage, und den Versucher durch Gebet und Andacht von ihrer Seele entferne.

Schon am folgenden Tage erschien er daher wieder bei der Baronin, und eröffnete ihr unumwunden, was er von dem Zustande ihrer Seele halte. Er brachte einen Band von Luthers Werken mit, und bewies ihr aus demselben, wie auch die stärksten Glaubenshelden durch den Bösen mit zweifelnden Gedanken erfüllt, und zu Irrthum und Unglauben an das göttliche Wort gereizt würden; wie auch Luther solchen Anfechtungen ausgesetzt gewesen sey, und wie er als das Hauptmittel dagegen empfehle, seine Vernunft gefangen zu nehmen unter dem Gehorsam des Glaubens, dem Worte Gottes unbedingt zu trauen, und von ihm sich durch kein „loses Fündlein" reißen zu lassen. Er empfahl ihr daher den Spruch: „widerstehet dem Teufel, so fleucht er von euch", und rieth ihr, mit geschlossenen Augen sich an die Aussprüche des göttlichen Worts zu halten, aller eignen Gedanken sich zu entschlagen, und durch fleißiges Beten ihren Glauben zu stärken.

Mit großer Ruhe hörte die junge Frau die lange, salbungsreiche Rede ihres Erziehers und Gewissensraths, ohne ihn zu unterbrechen. Als er aber endlich geendet hatte und schweigend ihre Antwort zu erwarten schien, da öffnete sie ihre schönen Lippen zu folgender Rede:

„Ich läugne nicht, mein ehrwürdiger Freund, daß der böse Geist unsre Seelen mit Anfechtungen heimsuchen könne, denn das Beispiel des Erlösers, das Zeugniß des frommen Luthers und so manche Aussprüche der Schrift bestätigen ja diese Möglichkeit. Sie wissen aber auch, daß auf der andern Seite der gute Geist Gottes gleichfalls an unsern Seelen arbeitet, um sie in der Erkenntniß und Frömmigkeit weiter zu führen. Ich kann nun keinen Grund finden, meine Gedanken aus jener unlautern Quelle abzuleiten, sondern bin fest überzeugt, daß sie Gedanken der göttlichen Er-

leuchtung sind. Denn der Zweck der Versuchung des Herrn und der Anfechtungen der ersten Christen und Luthers war ja offenbar der, sie zum Unglauben, zum Abfall von der göttlichen Wahrheit und zur Sünde zu verführen; meine Gedanken aber gehen dahin nicht, sondern auf den Glauben, auf den Eintritt in ein frommes Still-Leben, das Sie früher selbst mir als das vortheilhafteste für unser Seelenheil geschildert haben."

Der Pfarrer. Sie wissen aber, meine fromme Freundin, daß des Bösen Absichten dahin gerichtet sind, fromme Gemüther in Zweifel über ihre oder der Ihrigen Seligkeit zu stürzen, und ihnen das Vertrauen auf die Gnade Gottes zu rauben. Das ist nun Ihr Fall. Sie zweifeln an der Gnade Gottes für Ihr Kind, weil es ungetauft starb, für sich, weil Sie sich einbilden, das Sacrament verachtet zu haben; Sie machen sich Gedanken, welche dahin führen sollen, den Ehebund, den doch die Kirche durch das Wort Gottes geweihet hat, aufzulösen. Sehen Sie denn nicht, daß der Satanas Ihrer begehret, daß er Sie möchte sichten wie den Waizen (Luk. 22, 31.)? Der heilige Geist stürzt nicht in Zweifel über der Seele Seligkeit, sondern er befestiget den Glauben.

Die Baronin. Wie, mein Vater? Haben Sie nicht mir selbst gesagt, daß die erste Wirkung des Geistes Gottes an dem Herzen der Sünder sey, eine „heilsame Verzweifelung" in ihnen zu wecken, daß sie nach der Gnade Gottes in Christo verlangen? Kann die Wirkung des Geistes Gottes auf die Seele des Sünders eine andre seyn, als ihn die Verdammlichkeit der Sünde empfinden zu lassen. Ist es daher nicht auch der Geist, der mich zur Reue und Buße ruft?

Der Pfarrer. Aber dann müßte auch der Geist nicht durch falsche Gedanken, sondern durch wahre, mit Gottes Worte übereinstimmende Gedanken in Ihrer Seele wirken.

Die Baronin. Eben das ist es ja, was ich von Ihnen hören möchte, ob meine Gedanken, die so natürlich aus der evangelischen Lehre von der Erbsünde und Taufe abfließen, wahr oder falsch sind.

Damit war denn der Pfarrer wieder, ehe er es gemeint hatte, auf den ersten Fleck zurückgebracht, nämlich auf die Nothwendigkeit, in die Zweifel der Baronin selbst einzugehen, und es war

ihm nicht möglich, die Sache von dieser Stelle wegzubringen. Ja die Baronin wurde endlich etwas empfindlich, und rief aus: „Wollen Sie mich denn mit Gewalt zur Besessenen machen, da ich mir doch innig und klar bewußt bin, daß alle meine Gedanken auf Gott und den Erlöser stehen!"

Der Pfarrer ging abermals beunruhigt nach Hause, und sah wohl, daß er die Sache an einem andern Ende angreifen müsse, um zum Ziele zu kommen.

Lange hatten seine gelehrten Schriften, die er noch von seinen Universitätsjahren her besaß, im Staube geruht. Ueberzeugt, daß der Prediger nichts brauche als seine Bibel, hatte er jene Schriften seiner Jünglingsjahre als einen nutzlosen Ballast, den man nur bis zum Candidatenexamen brauche, bei Seite geschoben. Jetzt! wurden sie hervorgezogen und vom Staube gesäubert, und die Spinnen, welche sich ihrer indessen als Eigenthum bemächtigt hatten, wurden verjagt. Doch — es wollte aus diesem Staube kein lebendiger Körper erwachsen. Nicht das Geringste war darin aufzufinden, was er als Waffe gegen die Grillen der Baronin hätte brauchen können. Da er nun weder in einer Schriftstelle noch in einem seiner Bücher etwas fand, was ihm dienlich war, so befragte er endlich, was er, seit er in Lindau war, nicht gethan hatte, — er befragte seine eigene Vernunft, wie es doch wohl um die Schlußfolgen stehe. Diese aber, in so seltenem Dienste wenig geübt, stellte sich so ungeschickt an, daß er nur noch tiefer in das Labyrinth gerieth, aus dem er sich herauswinden wollte. Er hatte nämlich endlich gethan, was in einem solchen Falle nicht genug empfohlen werden kann, — er hatte die Feder zur Hand genommen, und es versucht, Satz und Gegensatz durch die Buchstaben zu geistiger Beschauung zu fixiren. Das ging im ersten Augenblicke recht gut. Der Schluß: Gott rechnet den Kindern die Schuld der Aeltern nicht zur Verdammniß zu, also auch nicht das, daß sie es ohne Taufe sterben lassen, stand bald auf dem Papiere. Aber der Gegenschluß der Baronin: Gott rechnet die Schuld der Aeltern dem Kinde zur Verdammniß zu, weil er Adams Schuld allen Menschen zugerechnet hat, blieb für ihn unauflöslich. Er hatte darüber nichts auf seinen Zettel zu bringen gewußt, als: „das ist eine ganz andre Sache, denn" — — Hinter diesem

denn aber fand sich nichts als die Anfangsworte einiger Sätze, die aber wieder ausgestrichen worden waren, weil er ihre Unzureichenheit erkannte, noch ehe er sie ausgeschrieben hatte. Er fand durchaus nichts, so hastig er auch in seiner Stube in Nachdenken vertieft, auf und nieder schritt, was er hätte zu Papier bringen können, und er brach endlich diese ganze Meditation schnell ab, als er sich bei dem Gedanken ertappte, ob denn auch Gott wirklich Adams Schuld allen Menschen zugerechnet habe? Darin erkannte er eine Anfechtung des Bösen; darum entschlug er sich des Nachdenkens hierüber schnell, und stärkte seinen Glauben dadurch, daß er das Lied mit sanfter Stimme für sich sang: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen ꝛc." Denn der fromme Böhm sang gar gern ein geistlich Lied, und rühmte mit Luther seine Kraft gar sehr in allen bösen Anfechtungen.

Guter Rath kommt über Nacht. So auch hier. Den andern Morgen bei guter Zeit ergriff Böhm seinen Wanderstab, und eilte nach der zwei Stunden entfernten Provinzialstadt zu seinem geistlichen Inspector, oder, wie er sich lieber genannt wissen wollte, Superintendenten, um ihm den Fall vorzulegen, und von ihm Unterricht zu erbitten. Dieser stand in dem Ruf der Gelehrsamkeit und zugleich eines strengen Eifers für kirchliche Rechtgläubigkeit. Die letzte Eigenschaft hatte ihn dem Minister so empfohlen, daß er als ein junger Mann von kaum dreißig Jahren zum Inspector ernannt worden war. Er hatte sich dieser Ehre auch würdig zu machen gewußt, und eine sehr heftige Schrift gegen einige geachtete und freisinnige Theologen ausgehen lassen, wodurch er sich den Weg zur Stelle eines Consistorialraths oder Hofpredigers zu bahnen gedachte. Den von dem ehrlichen Böhm in aller Breite ihm vorgetragenen Fall mit der Baronin nahm er sehr leicht, und meinte, die Zeit werde sie schon hierüber beruhigen, rüstete aber doch auch den Anfragenden mit allen den Antworten aus, die von den Vertheidigern der Zurechnung der Erbsünde vorgebracht worden sind, ohne jedoch darauf großen Werth zu legen. „Die Hauptsache ist, — sprach er — daß Sie die Baronin auf „das bloße Wort der heiligen Schrift verweisen. Das ist Gottes „Wort; das muß streng geglaubt werden. Findet die menschliche

„Vernunft einen Widerspruch zwischen einer oder der andern Lehre „der Schrift, so ist dieses eine Anmaßung, die man ihr nie gestat„ten darf. Sie hat kein Recht, die göttliche Offenbarung zu kri„tisiren, und eben dieses, daß sie sich in dieselbe nicht findet, daß „sie Widersprüche darin findet, ist der schlagendste Beweis, daß „sie durch die Erbsünde verdorben, und unfähig ist, in göttlichen „Dingen zu urtheilen. Glauben, glauben, blind glauben, das „ist es allein, was dem verdorbenen Menschengeschlechte geziemt, „nicht aber Raisonniren; das Raisonniren ist vom Teufel. Das „prägen Sie Ihrer Baronin recht ein."

Der ehrliche Böhm ging mit schwer belastetem Kopfe nach Hause. Er schrieb sogleich, als er in den Gasthof kam, das was ihm der gelehrte Herr Inspector gesagt hatte, in seine Schreibtafel, um ja nichts zu vergessen, und arbeitete es auf dem Heimwege in Gedanken so durch, wie ein Schulkind seinen Katechismus vor dem Aufsagen. Doch war ihm dabei immer etwas bänglich ums Herz; denn es wollte doch die Sache in seinem Geiste nicht zu rechter Klarheit kommen, und er fürchtete, die gelehrten Argumente nicht gehörig herausfetzen und durchführen zu können. Am einleuchtendsten war ihm das letzte, was er vernommen hatte, daß man glauben und nicht raisonniren müsse. Dieses schien ihm der feste Nagel in der Wand zu seyn, an den man sich halten müsse.

Mit der ängstlichen Voremfindung, daß es ihm auch dieses Mal nicht gelingen werde, die Skrupel der Baronin zu heilen, betrat der Pfarrer am andern Morgen den Edelhof, und brachte nun seine von dem Inspector eingeholten Gründe mit aller ihm möglichen Stärke vor. Aber auch die Baronin hatte die Zeit benutzt, und immer mehr Gründe aufgesucht, ihren Skrupel zu rechtfertigen. Denn es ist die Art der Schwermüthigen, daß sie ihre Qual lieben und gegen Jeden hartnäckig vertheidigen, der sie ihnen entreißen will. Die Baronin hatte vielen natürlichen Verstand und Scharfsinn. Daß sie diesen zeither nicht auf den Kreis der religiösen Vorstellungen, welche sie Böhms Unterricht verdankte, angewendet hatte, kam theils von ihrer Jugend her, denn sie zählte ja erst 24 Jahre, theils davon, daß ihr überhaupt die Religion bisher nur Sache des Gefühls gewesen war, und daß sie noch keine besondere Veranlassung gefunden hatte, den Unterricht Böhms

auch für ihren Verstand zu verarbeiten. Das unglückliche Geschick ihres Kindes rüttelte sie aus dem gemächlichen Gefühlsleben, dem sie sich hingegeben hatte, gewaltsam auf, und setzte ihren Geist in eine Thätigkeit, der sie selbst nicht gebieten konnte, und durch welche sie, je mehr sie der Sache nachdachte, auch immer tiefer sich in ihre Zweifel verwirrte.

Böhm ließ zuerst das Argument des gelehrten Inspectors anrücken, von welchem er sich den meisten Erfolg versprach. „Wenn „Sie, sprach er, daraus, daß Gott den Nachkommen Adams des„sen Schuld zur Verdammniß zurechnet, schließen, daß auch Ihre „Schuld Ihrem armen Kinde zur Verdammniß gereichen müsse, „so stehet dem entgegen, daß Sie in einem ganz andern Verhält„nisse zu ihrem Kinde stehen, als Adam zum menschlichen Geschlechte. „Adam war nicht als eine Privatperson anzusehen, sondern als „das Haupt, ja als der Repräsentant des menschlichen Geschlechts, „dessen Vater und Stifter er war. Alle Verbindlichkeiten, die er „einging, alle Contracte, die er schloß, waren auch verbindlich „für alle seine Nachkommen; eben so aber gereichte auch seine „Verletzung dieser übernommenen Verbindlichkeiten seinen Nach„kommen zum Schaden. Er war ganz in dem Verhältnisse, in „welchem der Stifter eines edlen Geschlechts ist, der die von ihm „übernommenen Verpflichtungen auch auf seine Nachkommen ver„erbte. Die Erde war gleichsam das Lehnsgut, das ihm Gott „übergab, und die Gnade Gottes und der Zutritt zu dem Himmel „waren die verheißene Belohnung, wenn Adam seine Vasallen„pflicht gegen Gott treu erfüllte, wie ein Fürst einem treuen Va„sallen seine Gnade und Zutritt an seinem Hofe gewährt. Adam „aber übertrat die Gebote seines Lehnsherrn; er wurde daher aus „dem Paradiese geworfen, zu harter Arbeit verdammt, und vom „Zutritt zu dem Himmel, dem Hofe des höchsten Herrschers, aus„geschlossen. Und weil er denn der Repräsentant seines ganzen „Stammes war, so traf gleiche Strafe alle seine Nachkommen, so „wie alle Nachkommen das Lehen und den Adel verlieren, wenn „der Stammherr des Geschlechts wegen einer Felonie des Adels „und seiner Güter beraubt wird. Sie aber, gnädige Frau, ste„hen nicht in diesem Verhältnisse zu Ihrem Kinde; Sie sind nicht „die Repräsentantin Ihrer Kinder; Sie stiften nicht ein Geschlecht

„auf einen gewissen Contract, und darum kann das, was Sie „versäumen, Ihren Kindern nicht verdammlich werden."

Böhm freute sich, dieses Argument, wie er glaubte, so wohl gesetzt zu haben, und erwartete schweigend der Baronin Antwort. Diese saß stumm, mit auf dem Boden gehefteten Blicke, wie in Nachdenken versunken. Endlich sprach sie: „das klingt wohl wie etwas. Aber wenn Sie mir Adam als Repräsentanten seines Geschlechts darstellen wollen, so frage ich, wie ich immer zuerst fragen muß: wo stehet das geschrieben in der Schrift?"

Böhm. Das stehet freilich nirgends geschrieben; daß es aber so gewesen sey, erhellt daraus, daß Gott allen Nachkommen Adams sein Vergehen zugerechnet hat, denn sie sind alle dem Tode unterworfen. Adam mußte daher doch verbindlich für sie handeln, ihr Repräsentant seyn.

Die Baronin. Das finde ich nicht. Gott konnte wohl noch andre Ursachen haben, auch die Nachkommen Adams mit gleicher Strafe zu belegen, und es ist daher nicht erlaubt, da wir diese Ursachen nicht kennen, ihm die, die uns die wahrscheinliche scheint, sofort unterzulegen, wenn uns nicht die Schrift dazu berechtigt. Wenn aber die ersten Aeltern die Repräsentanten aller Nachgebornen sind, und ihr Verdienst und Schuld auf die Nachkommen verpflanzen, so sehe ich nicht ein, warum nicht alle folgende Aeltern, durch welche sich das Geschlecht fortpflanzte, in gleichem Verhältnisse stehen, und also ihre Tugenden und Laster ihren Kindern und Nachkommen zugerechnet werden sollten, warum also nicht auch meinem unglücklichen Kinde meine Nachlässigkeit in der Taufe desselben zur Strafe gereichen sollte. Gerade Ihr Beispiel von dem Stifter eines adeligen Geschlechts bestärkt mich in dieser Ueberzeugung noch mehr. Aeltern sind ja die Repräsentanten ihrer Kinder, und alles ist für die Kinder verbindlich, was sie für dieselben thun. Mir lag es ja ob, mein Kind zum heiligen Sacrament zu bringen; ich kannte ja den Bund, den das Kind mit dem Herrn in der Taufe schließen soll; ich sollte ihn für das Kind schließen, und wußte, was es auf sich habe, wenn ich es versäumte. Das wußte Adam nicht so klar in seinem Falle, als ich in dem meinigen. Es ist also klar, daß viel mehr Grund vorhanden ist, meinem Kinde mein Vergehen zuzurechnen, als Adams Ungehorsam seinen Nach-

kommen. Diese Zurechnung geht ja nicht blos vom Stammvater auf die Nachkommen, sondern von jedem Vater auf sein Kind. Wenn mein Mann jetzt seines Adels beraubt würde, so empfänden dieses auch alle seine Kinder.

Vergebens bemühte sich Böhm, die Baronin von ihrer Ansicht abzubringen. Es blieb ihm nichts übrig, als auf dieses Argument, das sie für ihre Behauptung benutzte, Verzicht zu leisten, und ein anderes zum Vorschein zu bringen.

„Alle Menschen, sprach er, sind zur Sünde geneigt; alle „Menschen würden daher in Adams Falle eben so gesündigt haben, „wie er. Dieses wußte Gott, der Allwissende, der nicht nur das „Wirkliche, sondern auch das Mögliche kennt; er konnte daher „mit Recht alle Menschen so strafen, als ob sie alle wie Adam ge„sündigt hätten. Daß aber Ihr Kind, gnädige Frau, einst die „Taufe eines seiner Nachkommen verabsäumt haben werde, stand „nicht zu erwarten."

Die Baronin. (lächelnd.) Ei, ei, lieber Freund, Sie scheinen eine Erbsünde vor der Erbsünde anzunehmen, und zu vergessen, daß Adam vor dem Falle im Stande der Unschuld war, zugleich mit allen seinen Nachkommen, die er vertrat. Daß jetzt, nach dem Falle, die Menschen zur Sünde geneigt sind, ist Folge erst des Falles, und darf daher als vor dem Falle vorhanden nicht vorausgesetzt werden. Sodann däucht es mir sehr vermessen, bestimmen zu wollen, was alle Menschen in Adams Falle gethan haben würden, was nur Gott wissen kann. Ich kann nimmermehr glauben, daß sie alle so gehandelt haben würden, denn sonst würden wir nicht so viele fromme Menschen haben, sondern sie müßten alle auf gleicher Linie der sittlichen Beschaffenheit stehen. Aber Ihre Meinung hat auch etwas Grauenhaftes. Wenn uns Gott wegen möglicher Sünden straft, so müßte ja Gott eine unermeßliche Menge Verbrechen, die wir in außerordentlichen Umständen hätten begehen können, an uns heimsuchen, und es könnte schlechthin kein Mensch selig werden. Auch kann ich nimmer glauben, daß Gott mögliche Sünden bestraft, denn diese sind ja ganz eigentlich nichts. Und müßte dann Gott nicht auch alle mögliche, obgleich nicht wirklich gewordene Tugenden belohnen?

Dagegen wußte nun Böhm etwas Haltbares nicht einzuwenden, und doch waren dieses seine stärksten Gründe. Er war daher auch nicht im Stande, etwas Wirksames zur Beruhigung der Edelfrau beizutragen. Am wenigsten aber wußte er mit ihrer Meinung fertig zu werden, daß es, da alle Menschen nur zur Verdammniß geboren würden, besser wäre, es würden keine geboren, und daß es daher für sie ein weit seligerer Stand sey, außer der Ehe zu leben, als fernerhin unglücklichen Geschöpfen das Daseyn zu geben, von denen nur wenige auserwählt, viele aber bestimmt seyen, die Hölle zu bevölkern. Es blieb ihm daher am Ende nichts übrig, als sich hinter das letzte Bollwerk zurückzuziehen, daß glauben besser sey als raisonniren, wenn gleich in der geoffenbarten Lehre Widersprüche sichtbar würden. Damit aber war nun noch weniger gewonnen, da die Baronin, wie auch wahr war, behauptete, daß sie ja der Schrift in allem folge, und eben deßhalb, weil sie ihr glaube, ihr Kind als verdammt, und sich als die Ursache der Verdammniß ansehen müsse. „Was wollen Sie doch mit Ihrem blinden Glauben! — rief sie endlich in leichtem Unwillen aus; — hätte ich diesen nicht, so machte ich es wie so viele Andre, glaubte an keine Erbsünde, an keine Verdammniß der Neugebornen, an keine unbedingte Nothwendigkeit der Taufe, und dann — wahrhaftig dann wäre ich ruhig und meine Schwermuth wäre ja Thorheit. — Ja — (setzte sie bewegt hinzu) — schon mehr als einmal hat mich zeither die Versuchung betreten, meinem Glauben, den ich von Ihnen empfing, untreu zu werden. Es fällt mir jetzt bisweilen schwer aufs Herz, daß ich bei dem frommen Glauben nicht zu der Ruhe gelangen kann, welche die Freigeisterei in meiner Lage mir sogleich gewähren würde. Ich bete jetzt oft, daß Gott mir den Glauben stärken, und mich in der Anfechtung den Sieg gewinnen lassen wolle."

Die letzte Eröffnung erfüllte das Gemüth des ehrlichen Mannes mit Kummer. Er ließ es nicht an liebreichen Ermahnungen fehlen, rieth zu fleißigem Gebet und öfterer Uebung der Andacht, indem er nicht zweifelte, daß hier der böse Geist im Spiele sey, und verließ endlich die Edelfrau mit der Versicherung, daß er, wie der Heiland für Petrus gethan habe, für sie zu Gott beten wolle, daß ihr Glaube nicht aufhöre.

Drittes Kapitel.

Der Arzt.

Die Baronin hatte bis jetzt von den Ursachen ihrer Schwermuth gegen ihre Mutter und ihren Gatten gänzlich geschwiegen; gegen jene, weil sie wußte, daß sie ihre religiösen Ansichten nicht theile, und daher ihren Kummer nur für überflüssig halten werde; gegen diesen, weil sie ihn schonen wollte, da sie ihn selbst über den Tod des Kindes so angegriffen sah. Doch durch Böhm wurden sie von allem unterrichtet. Die Mutter war der Meinung, man müsse Clementinen sogleich zur Rede setzen, und ihr die „thörichten Grillen" vertreiben. Der umsichtigere Baron war aber dieser Meinung nicht, und erlangte endlich durch Bitten, daß man das junge Weib einige Zeit noch sich selbst überlassen, und erst Rath bei Andern suchen solle.

Der erste, mit dem er sich hierüber berieth, war Clementinens Arzt. Der alte, gerade, verständige Mann tadelte die Mutter lebhaft, daß sie gleichsam mit Gewalt in Clementinens Schmerz hatte hineinfahren wollen. Nach seiner Meinung bleibe nichts übrig, als Clementinens Geist aus dem Dunkel zu reißen, in das sie durch ein „düstres Dogma" gestürzt worden sey. „Ich sage es Ihnen aufrichtig, Herr Baron, (rief er aus,) die Schlüsse Ihrer armen Frau Gemahlin, die sie aus den traurigen Dogmen zieht, welche ihr der Pfarrer in frommer Einfalt eingeimpft hat, sind unwiderleglich, und es bleibt nichts übrig, als ihr die alten Dogmen selbst zu nehmen, und so den Grund ihres Seelenkummers zu zerstören. Das ist aber meine Sache nicht. Ich verstehe so etwas nicht zu machen. Man muß so etwas mit Verstand machen, daß

man die Frau nicht etwa auch um ihr Christenthum bringt, was sie wieder auf der andern Seite trostlos machen würde. Nehmen Sie dazu einen tüchtigen Theologen, der etwas mehr weiß, als seinen heiligen Augustinus und dessen Erbsünde. Der alte Böhm taugt dazu nicht. Der steckt so tief darin, daß er selbst nicht heraus kann, geschweige denn, daß er Andern heraushelfen könnte. Aber thun Sie bald dazu, denn wenn jene schwermüthigen Skrupel noch lange der jungen Frau in der Seele bleiben, so werden sie fixe Ideen, und dann ist Heilung schwer, wo nicht unmöglich."

Der Baron schwankte. Er selbst hatte die Glaubenslehren, welche der Schwermuth seiner Gattin zu Grunde lagen, keiner genauern Erwägung gewürdiget, sondern sie an ihren Ort gestellt seyn lassen. Er hatte selbst keinen rechten Glauben daran, aber er wußte sie auch nicht zu widerlegen, und fand es bedenklich, das Gemüth seiner ohnehin so gereizten Frau noch durch religiöse Zweifel zu erschüttern. Doch die Festigkeit des Arztes, der schon gewohnt war, in verzweifelten Fällen auch heroische Mittel zu gebrauchen, bestimmte ihn endlich, seine Zustimmung zu geben, aber nur unter der Bedingung, daß der Doctor selbst den Versuch mache, weil es von ihm seiner Frau am wenigsten bedenklich vorkommen werde, indem sie schon wisse, daß er zu den sogenannten Aufgeklärten gehöre, und mehrmals scherzend geäußert habe, daß er ein viel besserer Arzt, als Christ sey. Der gutmüthige Arzt, so wenig ihm auch die theologische Rolle, die er spielen sollte, zusagte, und so stark er auch versicherte, daß er sie schlecht spielen und sich sehr einfältig dabei ausnehmen werde, entschloß sich doch endlich, den Bitten nachzugeben, und einen Versuch zu machen, und bat sich nur eine Frist von drei Tagen aus, um sich „zu dem Dinge ein wenig geschickt zu machen."

Er kam nach dreien Tagen wieder; der Baron war auf Besuch in der Nachbarschaft, die Mutter in häuslichen Geschäften, und er hatte völlige Freiheit zu ungestörter Unterhaltung mit Clementinen. Nach Beendigung des Examens über ihre Gesundheit und des Gesprächs über das Wetter, erzählte er ihr, daß er jetzt in seiner Praxis eine Frau habe, die ihr Schicksal theile, nämlich daß ihr auch das Kind vor der Taufe gestorben sey, daß sie aber

nicht, wie Clementine, sich in diesem Falle vernünftig zu fassen wisse, sondern in Schwermuth versinke, weil sie sich einbilde, ihr Kind könne nicht selig werden ohne die Taufe, sondern sey verdammt.

„Und das nennen Sie Einbildung?" fuhr die Baronin etwas rasch heraus. „Was kann es anders seyn, sprach er, da doch gar kein vernünftiger Grund dafür vorgebracht werden kann."

„Was Sie einen vernünftigen Grund nennen, erwiederte sie, das mag freilich hier nicht vorhanden seyn, aber Gründe der Schrift, deren Urheber die höchste Vernunft ist, sprechen allerdings dafür."

Damit fing sie an dem Arzt ihren ganzen Skrupel mit allen Gründen ausführlich darzulegen. Dieser hörte ruhig ihre Rede an, ergriff dann sanft ihre Hand, und sprach mit herzlichem Tone: „So wie Sie hier reden, meine Frau Baronin, spricht nur das eigene Gefühl. Verbergen Sie Ihrem wahren Freunde Ihr Inneres nicht. Sie sind die schwermüthige Mutter selbst, von der ich sprach."

Die Baronin läugnete nicht, was sie dem Kenner des menschlichen Gemüths einmal nicht läugnen konnte, und was der bewegte Zustand, in dem sie sich befand, auch ohne ihr Eingeständniß verkündigte.

Nach einer längern Pause begann der Arzt: „Ich bin kein Gottesgelehrter, Frau Baronin, und gebe mich nicht damit ab, den Glauben der Menschen zu curiren; aber ich berge Ihnen nicht, daß ich solche Dogmen, welche den Menschen nur beunruhigen und seine Kräfte niederdrücken und in Schwermuth verzehren, nicht für wahr und göttlich halten kann. Und der Art ist ihr Dogma von der Erbsünde, und noch mehr die wunderliche Meinung von der Zurechnung der Schuld Adams."

Die Baronin. Aber, lieber Doctor, wir haben ja für dieses alles die Aussprüche der göttlichen Offenbarung in der Schrift!

Der Arzt. Ich weiß nicht, ob so etwas in der Schrift steht, und glaube nicht, daß es so gerade und klar darin gefunden wird. Das mögen die Theologen untersuchen. Aber ich habe auch eine Bibel, die ich vollkommen verstehe, die auch ein untrügliches Wort Gottes und noch etwas älter ist, als die geschriebene Bibel. Und

in der lese ich nichts von einer Erbsünde. Meine Bibel ist die Natur.

Die Baronin. Und wie wollen Sie daraus den Glauben an die Erbsünde und die Gnade widerlegen? Ich gestehe, daß ich als Evens Tochter neugierig bin, diesen Beweis zu hören.

Der Arzt. Wir Aerzte nehmen den Menschen, wie wir ihn in der Natur immer finden, und da finden wir ihn ohne Erbsünde. Denn nicht das geringste Zeichen ist vorhanden, das darauf hindeutete, es sey mit dem menschlichen Geschlechte seit seiner Entstehung eine Veränderung vorgegangen, was doch Ihre Theologen behaupten; wenigstens keine Veränderung zum Schlechteren, sondern eher zum Besseren. Denn worein setzen Sie denn die Erbsünde und ihre Folgen auf die menschliche Natur?

Die Baronin. In dem kurzen Tage, wo das erste Menschenpaar noch im Stande der Unschuld wandelte, da war der Verstand zur Erkenntniß Gottes und alles Guten noch geschickt; der Wille rein, und aus Liebe zu Gott dem Gesetz unterworfen, das Leben unsterblich und frei von jeglicher Plage. Aber durch den Ungehorsam des ersten Paares kam die Sünde; die Vernunft wurde ungeschickt Gott und das Gute zu erkennen, der Wille unfähig das Gute zu wählen; die Triebe bekamen über ihn die Herrschaft und neigten die Seele zu allem Bösen; der Tod trat ein als Strafe der Sünde, und hat den Verlust des ewigen Paradieses zur Folge; ein Elend, aus dessen Tiefe uns Gottes Barmherzigkeit nur durch den Heiland der Welt erhebt.

Der Arzt. Lassen Sie uns hierbei zweierlei sondern, was man nicht verwirren darf, wenn man nicht auf Abwege gerathen will: die Thatsachen und die Erklärung der Thatsachen. Die Thatsachen in Ihrer Lehre sind: daß die menschliche Vernunft ungeschickt sey, Gott und die Wahrheit zu erkennen, der menschliche Wille zum Bösen geneigt und durch die Triebe mehr beherrscht, als durch die Vernunft, und daß der Mensch dem Tode unterworfen sey. Das ist das Thatsächliche. Die Erklärung aber ist, daß Sie glauben, so sey es nicht ursprünglich gewesen, sondern so erst geworden, und zwar durch eine Verderbung der menschlichen Natur. Die Thatsachen gebe ich zu, wiewohl mit einiger Einschränkung, wie sie die Erfahrung bestätigt, aber die Erklärung nicht;

weil die Erfahrung dagegen spricht. Die lehrt mich vielmehr, daß die Thatsachen eine ursprüngliche Einrichtung des Schöpfers sind, daß sie also nicht durch ein späteres Ereigniß herbeigeführt seyn können. Hören Sie mich mit einiger Geduld an. Ueberall in der Natur finden Sie das Gesetz der Entwickelung; alles kommt aus kleinen Keimen, alles fängt unvollkommen an, und wird dann groß und vollkommen. So die Pflanzen, die Thiere, die menschliche Gesellschaft; so selbst unsere Erdkugel, die mehrere Stufen der Entwickelung durchgegangen ist. So auch der Mensch, der auch als ein schwaches Kind geboren wird. Halten Sie dieses für eine ursprünglich vom Schöpfer herstammende Einrichtung?

Die Baronin. Ganz unstreitig, denn es liegt ja in den Worten, die der Schöpfer zu den Menschen sprach: seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde.

Der Arzt. Gut denn! So müssen Sie auch zugeben, daß es Gottes ursprüngliche Ordnung sey, daß der Mensch unvollkommen beginne, daß er als ein Kind auftrete mit unentwickelten Kräften, besonders mit noch ungebildeter Vernunft. Gott und die Wahrheit ist aber das Höchste, was die Vernunft erkennen kann. Da nun der Anfang nimmer das Ende seyn kann, die erste Uebung nicht die Vollendung; so ist es ursprüngliche Ordnung Gottes, daß der Mensch erst mit der unvollkommenen Erkenntniß anfangen und mit der vollkommenen aufhören solle. Daß er also Gott und seinen Willen nicht vollkommen erkennt, ist ursprüngliche Einrichtung Gottes, mithin kann es nicht Folge eines besondern Sündenfalles seyn.

Die Baronin. Ich wollte Ihnen dieses zugeben, wenn alle Menschen zu einer bestimmten Zeit eben so gleichmäßig zur rechten Gotteserkenntniß kämen, wie sie am Körper sich alle bis zu ihrem 21sten oder 25sten Jahre vollkommen ausbilden. Dieses ist aber nicht der Fall. Viele Millionen Heiden lernen Gott gar nicht erkennen, und selbst viele Christen lernen es nicht. Es muß daher ein Verderben, eine Schwäche in die menschliche Vernunft gekommen seyn, die dieß hindert.

Der Arzt. Es ist wahr, daß die Vernunft nicht von sich selbst organisch zu einer gewissen Periode auswächset, wie der Körper. Es gibt an Geist erwachsene Kinder. Wenn Sie aber dar-

aus den Schluß ziehen, daß die Vernunft verderbt seyn müsse, so legen Sie dabei den Satz zu Grunde, daß ursprünglich die Vernunft sich eben so organisch entwickelt haben würde, als der Leib. Dann aber könnte die Seele mit ihren Kräften nichts vom Leibe wesentlich Verschiedenes, sondern nur die Verfeinerung des Leibes seyn; sie müßte mit diesem erwachsen und vergehen, und es gäbe keine Unsterblichkeit. Ich als Arzt, der das Geistige ohnehin so oft durch das Körperliche bedingt sieht, finde gerade in dem Umstande, daß die Vernunft sich nicht organisch bildet wie der Leib, den Hauptbeweis von der wesentlichen Verschiedenheit beider. Weit entfernt aber, den Grund der ungleichen Entwickelung der Vernunft in den Individuen als Folge eines ihr in der Zeit beigebrachten Verderbens zu sehen, finde ich ihn vielmehr nach der Erfahrung in der Natur der Vernunft selbst, vermöge welcher sie so beschaffen ist, daß sie nur durch Unterricht Anderer, schon gebildeter Vernunft, zur Entwickelung kommt. Da nun dieser Unterricht bei den Heiden ganz fehlt, bei den Christen aber oft mangelhaft ist, so ist auch die Vernunftbildung verschieden, bald vollkommener, bald mangelhafter. Wäre die Vernunft durch Adam verdorben worden, so müßte sie bei allen Menschen auf gleiche Weise verdorben seyn. Dieses ist sie aber nicht. Auch die unentwickelt bleibende Vernunft hat ihre Bildungsfähigkeit wie jede andre, und es kommt nur darauf an, daß sie in die rechte Schule kommt, d. h. daß sie durch das Licht des Unterrichts geweckt und geleitet wird. Ihr Schluß auf eine Verderbniß der Vernunft ist nicht besser, als wenn man daraus, daß der Weinstock nicht in allen Ländern und jeder Lage gute und reife Trauben bringt, schließen wollte, die ursprüngliche Güte des Weinstocks sey irgend einmal verloren gegangen.

Die Baronin. Wenn ich Ihnen aber auch dieses alles zugeben wollte, so ist doch ein zweites Verderben ganz unbestreitbar, ich meine das sittliche. Denn es ist nicht ein Mensch, den Gottmenschen allein ausgenommen, der nicht sündigte; es ist keiner im Stande der Unschuld, es leistet keiner den Gehorsam, den er leisten sollte. Denn das werden Sie doch zugestehen, daß es ursprünglicher Wille des Schöpfers ist, daß der Mensch gar kein Böses thue, sondern das göttliche Gesetz ganz und stets erfülle, so

wie es der Heiland erfüllt hat. Die sittliche Schwäche des Menschen ist daher ein widernatürlicher Zustand, in welchem wir nicht mit dem Willen des Schöpfers sind, sondern vermöge eines dazu gekommenen, zu allen durchgedrungenen Verderbens.

Der Arzt. Ich gebe zu, daß alle Menschen sittlich mangelhaft sind, glaube aber fest, daß dieses auf der ursprünglichen Ordnung des Schöpfers beruht.

Die Baronin. So machen Sie also Gott zum Urheber der Sünde?

Der Arzt. In einem gewissen Sinne, nur nicht in dem Ihrigen, ist er es, so wie der Urheber des Irrthums.

Die Baronin. (aufgeregt.) Herr Doctor, ich sehe wohl, daß Ihre Art von Aufklärung und mein Glaube sich nicht vertragen. Brechen wir lieber ab. — Gott der Urheber der Sünde! Der Gedanke ist entsetzlich! So wäre ja jede Schandthat Gottes Werk!

Der Arzt. Nur sachte, nur Geduld, gnädige Frau. Ich habe um Geduld gleich von vorn herein gebeten. Sie brauchen sich nicht zu entsetzen. Ich und tausend wackre Leute mit mir sind trotz unsrer Aufklärung so sittlich als tausend Andre mit dem Glauben an Erbsünde. Hören Sie nur erst wie ichs meine. — Es sind nur zwei Fälle denkbar: entweder hat Gott uranfänglich und im Stande der Unschuld schon geordnet, daß die Menschen als kleine Kinder geboren werden sollen; oder er hat dieses erst zur Strafe auf den Sündenfall angeordnet, und er würde die Menschen alle fort und fort als Erwachsene erschaffen haben, wenn nicht Adam gesündigt hätte. Welchen Fall nehmen Sie an?

Die Baronin. Doch wohl den ersten. Aber was soll das?

Der Arzt. Das soll es, daß es sonach des Schöpfers ursprüngliche Ordnung ist, daß die Menschen mit dem Unvollkommenen auch in sittlicher Hinsicht anfangen, daß sie nur allmählig zur Sittlichkeit kommen sollen. Beobachten Sie jedes Kind. Das Erste, was sich in ihm aufschließt, sind die Augen, die Ohren, das Gefühl, mit einem Worte die Sinne, und das erste Begehren, wovon es bewegt wird, ist das den Sinnen Angenehme. Das Thierische kommt daher zuerst zum Leben und

nimmt den Willen in Beſchlag; denn von Gott und dem Sittengeſetze faßt das Kind in den erſten Jahren nichts. Das iſt aber noch keine Sünde; denn zur Sünde gehört Kenntniß des Geſetzes, daß man weiß, man thue Unrecht. Dieſe hat das Kind noch nicht, ſo wenig als das Thier. Nun kommt der Unterricht, und es erkennt Gott und ſein Geſetz; nun erſt kommt an den aufwachſenden Menſchen die Anmuthung, dem Geſetze zu gehorchen und den Trieb nach ihm zu beherrſchen. Nun beginnt die Sünde, aber nicht um zu bleiben, ſondern um wieder aufzuhören, um eine Schule zu ſeyn, die durch Kampf zum Sieg, durch Fehler zur Tugend führt, wozu es freilich nicht bei allen Menſchen, aber doch bei den meiſten kommt.

Die Baronin. Die meiſten, lieber Doctor, ſind wahrhaftig nicht als Sieger zu betrachten; denn die Heiden, die in Finſterniß hingehen, müſſen Sie ganz abrechnen, unter den Chriſten wenigſtens ſehr viele, und auch die beſten erlangen keinen vollſtändigen Sieg, ſondern bleiben noch Sünder.

Der Arzt. Ich gebe dieſes zu. Jeder kann nur ſo vollkommen werden, als es der empfangene Unterricht, die Bildung ſeiner Vernunft und ſeines Herzens mit ſich bringt. Denn um tugendhaft zu ſeyn, müſſen Vernunft und Gefühl zum Vollkommenen gebildet werden und den Willen beſtimmen. Dieſe Bildung iſt aber nicht bei allen gleich, ſondern nach Volk, Land, Verhältniſſen, Unterricht verſchieden. Daher die verſchiedenen Grade ſittlicher Bildung.

Die Baronin. Aber daß keiner vollkommen wird, keiner — auch der Beſte nicht — —

Der Arzt. Dies iſt kein Beweis einer entſtandenen Verderbniß, ſondern nur ein Zeichen, daß das Ideal eines ſittlichen Lebens in wachſender Entwickelung iſt. Der Beſte unter uns iſt weit über das Ideal der Tugend hinaus, das in dem Geiſte eines Wilden, ja das im Geiſte eines in Unwiſſenheit aufwachſenden Chriſten vorhanden iſt. Daß aber der gebildete Chriſt das Ideal eines tugendhaften Lebens, welches ſich in ſeiner Seele entwickelt, nicht erreicht, iſt natürlich, eben weil es ein Ideal iſt. Die beſten Menſchen nehmen es daher mit ſich am genaueſten. Es iſt aber die Natur der Ideale, auch der ſittlichen, daß ihre

Entwickelung im menschlichen Geiste immer der Wirklichkeit vorausgeht, sich immer über das Vorhandene noch hinaus erhebt, und dadurch edle Seelen zum Besseren reizt. Denn so wie der Gedanke erreicht und ins Leben eingeführt wird, so ist er kein Ideal mehr, und die Vernunft sucht sofort ein Höheres. Daß wir sittlich gebildeten unsre sittliche Gebrechlichkeit, oder unsern Abstand vom Ideal empfinden, ist daher ein Beweis, daß wir schon weit vorgeschritten sind, und ein Unterpfand, daß die Menschheit, die das sittliche Ideal in sich trägt und bildet, im Laufe der Zeit noch weiter fortschreiten wird. Statt also hieraus auf eine vorgegangene Verderbniß des menschlichen Geistes zu schließen, sollten Sie daraus eine erfolgte sittliche Veredlung erkennen. Denn der Wilde, der Baschkire, der Mongole, selbst der Türke und mancher unwissende Christ hat dieses Gefühl seiner Unvollkommenheit gar nicht, sondern hält sich für gut und unverbesserlich, weil er noch kein Ideal der Sittlichkeit erkennt.

Die Baronin. Und daß es so ist, halten Sie für eine ursprüngliche Einrichtung des Schöpfers, halten also ihn für den Urheber so vieler sittlichen Gebrechlichkeit?

Der Arzt. Ursprünglich ist diese Einrichtung allerdings; denn sie ruht darauf, daß die Vernunft nichts Organisches ist, das selbst erwüchse, sondern daß sie durch Unterricht gebildet werden muß; daß alle Menschen als Kinder geboren werden, und bei allen die Sinne organisch erwachen und eher thätig sind, als die Vernunft. Dieses alles ist nichts Zufälliges, sondern etwas in der ganzen sinnlichen und geistigen Natur des Menschen Gegebenes, mithin etwas Ursprüngliches und von Gott Geordnetes. — Darin liegt nun allerdings, daß Gott die Menschen so geschaffen hat, daß sie durch Irrthum zur Erkenntniß der Wahrheit, durch sittliche Fehler zur Uebung der Tugend hindurch gehen sollen. Warum das Gott so und nicht anders geordnet hat, das ist zu viel gefragt, denn es ist nach seiner ganzen Weltökonomie gefragt, die wir nicht verstehen, und nie begreifen werden. Nur das sehen wir, daß diese Oekonomie eine allgemeine ist, daß das Gesetz der Entwickelung im ganzen Weltall herrscht, so weit wir es nur kennen. Unsre Erde ist verschiedene Bildungsprozesse durchgegangen; Wasser und Luft graben die Berge ab und bereiten Thäler; alle

Pflanzen entwickeln sich klein aus Saamen, alles Lebendige kommt schwach und noch mangelhaft aus einem Ei; das ganze menschliche Geschlecht ist in einem steten Bildungsprocesse begriffen, und eben so wiederholt sich auch dieser Proceß bei jedem einzelnen Menschen. Warum es so ist, wissen wir nicht; nur daß es so ist, sehen wir; daß wir dadurch an unsrer Bildung auch ein eigenes Verdienst bekommen, begreifen wir; daß wir dadurch belohnungsfähig und reif für eine bessere Welt werden, ahnden wir. Mehr darf der Sterbliche nicht wissen wollen.

Die Baronin. Was Sie mir da sagen, kann ich für den Augenblick weder annehmen noch widerlegen. Es ist meinem Geiste fremdartig, und kann sich nicht mit meinen zeitherigen Ueberzeugungen amalgamiren. Ich will es daher an seinen Ort gestellt seyn lassen. Wahrscheinlich werden Sie mir nun auch demonstriren wollen, daß der Tod des Leibes eine ursprüngliche Ordnung Gottes sey, und den Beweis aus der Natur des Körpers führen, dessen Einrichtung zeigt, daß er wie die Blume des Feldes und der Körper der Thiere nur für eine begrenzte Dauer erschaffen ist. Ich will Ihnen aber diesen Beweis ersparen, denn ich erkenne dieses selbst an, und glaube, daß die Unsterblichkeit im Stande der Unschuld so zu verstehen sey, daß Gott den Menschen ohne diesen Proceß des Todes durch ein Wunder der Erde entrückt haben würde.

Der Arzt. Dagegen habe ich nur das Eine zu erinnern, daß, so viel ich weiß, dieses Wunder dem Adam in der Bibel nie verheißen worden, mithin nichts als eine bloße Vermuthung ist. Dieses Eine wünschte ich nur bei Ihnen auszurichten, daß Sie nicht mehr glaubten, der Mensch werde als ein durch und durch verdorbenes, und darum einer ewigen Verdammniß geweihtes Geschöpf geboren, sondern seine geistige und physische Natur sey unverändert, und im Gegentheil durch die Kultur veredelt worden, wie denn auch Thiere und Pflanzen durch die Kultur ganz unbezweifelt veredelt worden sind.

Die Baronin. Ich läugne nicht, daß mir ein großer Stein vom Herzen fallen würde, wenn ich mich Ihrem Glauben ergeben könnte; aber die Schrift ist mir zu mächtig; sie weiset zu entschieden hin auf ein von Adam ererbtes Verderben, als daß ich Ihnen beistimmen könnte.

Der Arzt. Ich verlange auch keine Beistimmung; ich bitte nur, daß Sie das, was ich Ihnen gesagt habe, bedenken mögen. Denn — nehmen Sie es mir aber ja nicht übel, — Ihre Lehre von der Erbsünde ist das traurigste Dogma, das es nur geben kann. Wie? das Essen von einem Apfel soll bei dem weisen Gott einen Zorn erregen, in welchem er sofort das erste Paar und alle Nachkommen zu ewigen Martern verdammt? Was würden Sie — sagen Sie einmal ehrlich — was würden Sie mit ihrem sanftmüthigen und versöhnlichen Herzen thun, wenn Sie ein Paradies für ein Paar Leute gepflanzt hätten, die sich in ähnlicher Art vergingen? Würden Sie ein solches Paar, nebst allen ihren unschuldigen Kindern auf ewig verstoßen? Würden Sie nicht wenigstens die Kinder begnadigen — —

Die Baronin. (rasch einfallend.) Halten Sie ein, um Gottes willen! Sie bringen mich um meinen Verstand oder um meinen Glauben. — Ach, besser thue ich, statt daß ich Sie höre, ich halte mich an das Wort der Offenbarung und schließe die Augen der Vernunft.

Der Arzt. Beste Frau, auch ich folge einer Offenbarung, und zwar einer ältern, als Sie, und einer, die Sie gewiß auch für göttlich anerkennen werden: der Offenbarung Gottes in der Ordnung der Natur. Wer will läugnen, daß diese von Gott ist? Wer sollte nicht in ihren unwandelbaren Gesetzen und Ordnungen den ewig weisen und unwandelbaren Willen des Ewigen anerkennen, einen Willen, der eben deßhalb ewig derselbe seyn muß, weil Gott weise und unveränderlich ist? — Ob es damit seine Richtigkeit hat, daß Ihre Lehre von der Erbsünde in der Bibel steht, das weiß ich nicht, das mögen Ihnen die Theologen sagen. Aber daß sie mit der Natur des Menschen streitet, das weiß ich. Mir aber als Arzt, der seines Berufs halben die menschliche Natur studirt, halten Sie es zu Gute, daß ich an das, was mir der Schöpfer hier als seinen Willen und seine Ordnung geoffenbart hat, fest und kindlich glaube. Denn diese Offenbarung kann nicht trügen. Die Bibel mag auch nicht trügen; ich glaube es, und ich verehre in ihr auch eine Offenbarung; aber wenn ich sehe, wie sie doch von den Gelehrten so verschieden verstanden wird, so denke ich, ich thue am besten, keine solche Erklärung ihrer Ausleger für

wahr zu halten, welche mit der nicht mißzuverstehenden Offenbarung in der natürlichen Ordnung der Dinge in Widerspruch steht.

Hier brach der Arzt das Gespräch ab, um der Baronin Zeit zu lassen, das, was er ihr mitgetheilt hatte, weiter zu erwägen.

Wie man sagt, daß die Noth den menschlichen Verstand zu Erfindungen nöthige, so regte auch das Unglück der Baronin mit ihrem Kinde ihren Geist auf zum Nachdenken über Gegenstände, die sie vorher mit gläubigem Sinn hingenommen, ja worüber sie absichtlich alles Prüfen vermieden hatte. Hätte nicht jenes Unglück sie so heftig gebeugt, nie würde sie sich erlaubt haben, den Zusammenhang ihres frommen Glaubens zu bedenken, hätte sie diesen nicht schon früher bedacht, und wäre sie nicht durch die Gespräche mit Böhm schon ins Schwanken gekommen mit ihren Ansichten, nie hätte sie das angehört, was ihr der Arzt so eben gesagt hatte. Sie wunderte sich über sich selbst, daß sie es angehört, — ruhig und ohne Unwillen angehört hatte; ja sie war nicht abgeneigt, in dieser Nachgiebigkeit etwas Sündliches zu finden. Dies beunruhigte sie. Fast schien es ihr, als sey der Rath ihres Böhm: „man müsse glauben und nicht denken", doch am Ende der beste. Einmal um das andre faßte sie den Vorsatz, gar nicht mehr an das zu denken, was ihr der Doctor gesagt hatte; aber immer kam sie unwillkührlich darauf wieder zurück. Das sterbende Kind, das ihr immer vor Augen schwebte, riß sie gegen ihren Willen wieder in ihre traurige Gedankenreihe. „Wie nun, dachte sie bei sich, wenn der Doctor recht hätte, wenn dein Kind wirklich rein und schuldlos gewesen, und all dein Kummer grundlos wäre? Ich will einmal thun, als wäre es so." Indem sie sich nun diesem Gedanken einmal willig hingab, so fühlte sie die schwere Last, die ihre Seele drückte, verschwinden, so war sie glücklich, obgleich traurig. Aber nur einen Augenblick, und sie strafte sich selbst über den Leichtsinn, mit dem sie vom Glauben weiche, und die Last sank aufs neue mit aller Schwere auf ihr Herz. Doch, wird nicht der Kranke sich immer gern in die Lage setzen, in welcher er Linderung spürt, wenn sie ihm auch in anderer Beziehung unbequem ist? Das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, Schmerz und Ruhe kam öfterer. Sie bat Gott im Stillen, er möge ihrem Schmerz verzeihen, wenn sie dabei Unrecht thue, daß sie seine hei-

ligen Offenbarungen zum Gegenstande ihres irrsamen Nachdenkens machte, sie flehte ihn inbrünstig, sie zu erleuchten und zur rechten Erkenntniß seiner Wahrheit zu führen, und überließ sich dann mit mehr Ruhe dem Nachdenken über das, was ihre ganze Seele erfüllte.

Der Baron, der wohl wußte, was der Arzt hatte thun wollen, beobachtete seine Gattin scharf, und es entging ihm nicht, wie in ihr bisweilen auf kurze Zeit eine Heiterkeit auftauchte, die er nur zu schmerzlich zeither vermißt hatte, und wie dieser Augenblicke in einigen Tagen mehrere wurden. Zu seiner unaussprechlichen Freude sah er, daß der Arzt nicht vergebens an ihrer Beruhigung gearbeitet hatte. Aber eine gänzliche Heilung wollte doch nicht kommen. Vielmehr bemerkte er nach einiger Zeit, daß Clementine wieder ernster und nachdenkender wurde, als vorher. Er irrte nicht.

Die Rede des Arztes hatte allmählig in Clementinens Seele sich verwischt; der Glaube, mit-dem sie zeither gelebt hatte, trat immer mehr wieder ein in seine völlige Herrschaft. Doch Eines war ihr geblieben und wich nicht wieder aus ihrer Seele, nämlich ein gewisses Mißtrauen in ihre Ueberzeugungen, der Gedanke, daß es doch wenigstens möglich sey, sie sey im Irrthum, und daß eine nähere Untersuchung der Sache wenigstens nicht Sünde sey. Sie hatte sich wieder zur Bibel gewendet, der sie den vollesten Glauben schenkte. Sie hatte die ihr wohlbekannten Schriftstellen über Adams Fall und die Erbsünde aufs neue sorgfältig erwogen, und sie gestand sich selbst, daß die Lehre von der Zurechnung der Schuld Adams auf die Nachkommen, von der auf den Fall entstandenen Verderbniß der Vernunft und des Willens und von der Verdammniß aller ungetauft sterbenden Kinder wenigstens nicht mit bestimmten, dürren Worten in der Bibel gelehrt werde. Sie fand zwar viele Stellen, die allerdings ihren Glauben auszusprechen schienen, aber sie erkannte doch auch, daß man nur erst durch Schlüsse und Folgerungen aus ihnen auf den Glauben komme, und daß wohl auch ein anderes Verständniß wenigstens möglich sey. „Ist denn aber auch, — fragte sie sich einstens selbst, mein Verständniß das richtige? Woher weiß ich das? Was habe ich dafür für Sicher-

heit? — Böhm sagt mir, die Frommen und Gläubigen aller Zeit, vom Anfang der Kirche an, hätten die Schrift so verstanden. Das ist allerdings etwas Großes. Aber ist es auch so? Weiß das auch der gute Böhm recht? Ich höre ja auch, daß Viele in der alten Kirche die Sache anders erklärt haben. Das waren freilich Irrlehrer. Aber — wer hat sie denn als Irrlehrer überwiesen? Sie selbst haben sich wohl nie dafür gehalten, sondern die Andern, die andrer Meinung waren. Aber auch Luther, Melanthon, Calvin haben dieses in der Schrift gefunden. Das sind freilich große Männer, denen ich gern vertrauen mag. Aber konnten sie nicht auch irren? Sind nicht in unserm Jahrhundert auch viele große Gottesgelehrte, welche die Schrift anders verstehen? — Es ist klar, alles kommt auf die Gründe an. Ich möchte einmal Gründe und Gegengründe hören."

Mit solchen und ähnlichen Gedanken beschäftigte sich Clementine, und kam dabei zu der Ueberzeugung, daß sie eigentlich doch nur auf das Wort ihres ehrlichen Böhm glaube. An dessen Redlichkeit zweifelte sie nun zwar eben so wenig, als am Lichte der Sonne; aber seit den Unterhaltungen, die sie mit ihm gehabt hatte, war sie etwas zweifelhaft geworden an seiner Gelehrsamkeit. Es betrat sie der Wunsch, einmal Gründe und Gegengründe zu hören, und bald fuhr ihr durch den Sinn, daß sie doch selbst einmal ein Gespräch zwischen Theologen verschiedener Farben über diesen Gegenstand veranstalten könnte. Sie spann diesen Gedanken zu einem festen Entschlusse aus. Der Doctor, Böhm, der Inspector, und der Pfarrer Wille aus dem benachbarten Städtchen, der genaue Freund ihres Mannes, schienen ihr schickliche Personen zu seyn zu dieser Art von Kirchenversammlung. Zwar hatte Wille sich nicht leicht gegen sie über religiöse Gegenstände geäußert; aber aus dem Wenigen, was er bisweilen hingeworfen hatte, schloß sie doch, daß er anderer Farbe sey, als Böhm und der Inspector. Da er nicht in des Inspectors Sprengel gehörte, so hoffte sie, er werde sich auch nicht scheuen, gegen diesen mit seiner Meinung herauszugehen. Die Einleitung der Sache gedachte sie selbst zu übernehmen und dabei die wißbegierige Schülerin zu spielen, wie sie es denn auch war, ob sie gleich auch, wenigstens für sich, dabei den Richter in letzter Instanz zu machen gedachte.

Der Baron, unwissend über ihre geheime Absicht, war sehr angenehm überrascht, daß seine zeither so schwermüthige, alle Gesellschaft hassende Gattin ihn veranlaßte, seine Freunde zusammen zu bitten. Er sah darin eine gute Vorbedeutung ihrer Genesung, und auch der Arzt, als er die Einladung erhielt, glaubte nicht ohne Wohlgefallen darin eine Frucht seines ertheilten Unterrichts zu erblicken. Auch den Major von F... lud der Baron mit zu der Gesellschaft, und zur Erheiterung seiner Gattin auch ein Fräulein Luise von B...., die im Schwesterhause der Brüdergemeinde erzogen wurde, und seiner Schwester Tochter war.

Viertes Kapitel.

Der unfreiwillige Congreß.

Als der bestimmte Tag kam, erschienen alle um so lieber, da ein schöner Maitag ohnehin zur Freude einlud. Auch mehrte sich die Gesellschaft unerwartet durch zwei junge Candidaten. Den einen brachte der Inspector mit, Magister Krebs, den andern brachte der Pfarrer Wille mit, Candidat Walton, seines Bruders Sohn, der zu ihm zu Besuch gekommen war. Alle waren in dem gastlichen Hause willkommen. Wille zog seinen Neffen, den Cand. Walton, einen Augenblick bei Seite, um ihn über den Inspector, den er hier nicht vermuthet hatte, ein Wort zu sagen. „Sey vorsichtig gegen den Inspector, sagte er, er ist ein heftiger Eiferer für den Kirchenglauben, aber, wie ich glaube, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Ehrgeiz, weil er wohl weiß, daß man jetzt von oben her nur Leute solchen Schlags sucht und zu höhern Aemtern beruft. Der Major von F... dort dient Gott und dem Mammon, Christus und Belial, dem Erlöser und der Sünde zugleich, und jenem um dieser willen; er hält sich zum Pietismus, um in der Gnade immer das Heilmittel für seine Unsittlichkeiten zur Hand zu haben. Der Pfarrer Böhm dagegen steht im Bunde mit der Brüdergemeinde, ein ehrliches Gemüth, gar nicht ohne Verstand, aber ohne Studien, rein von Wandel, trefflich von Charakter. Seine Andächtigkeit ist Wahrheit im vollen Sinne des Worts.

Nicht unbemerkt war dieses Seitengespräch vom Inspector geblieben. Er hatte die Gewohnheit, und glaubte, seit er In-

spector war, auch die Pflicht zu haben, jeden Candidaten und jungen Pfarrer nach seinem Glaubensbekenntnisse zu fragen, um immer zu wissen, wen er seinen hohen Oberen, mit denen er fleißig correspondirte, zu Beförderungen vorzuschlagen habe. Das Bewußtseyn dieses geheimen Einflusses gab ihm gegen Pfarrer und Candidaten ein hohes Selbstgefühl. Die Orgel seines Mundes hatte verschiedene Register, die er mit entsprechenden Geberden zu begleiten wußte. Das Minister-Register war eine sanfte Hohlflöte, die andächtig tönte, und in welcher er nicht redete ohne die Augen entweder niederzuschlagen oder zu dem Himmel zu heben, und dem Oberleibe die Neigung nach dem Mittelpunkte der Erde zu geben. Das Register gegen seine Untergebenen war ein kräftig tönendes Prinzipal, mit Grobgedackt zur Unterstützung verbunden, wobei sein Leib und Haupt eine gerade unveränderliche Linie bildeten. Dieses Register zog er auch gegen die Candidaten seines Sprengels und seiner Protection. Gegen Fremde, die er nicht kannte, zog er das Register der Menschenstimme, die aber nie rein gestimmt war, und wobei manche Töne versagten, zugleich mit der Spitzflöte, durch deren stechende Töne er die allzugroße Mildigkeit der vox humana verbessern zu müssen glaubte. Dabei accompagnirte das Haupt mit geringen, oft kaum merklichen Bewegungen vorwärts, rückwärts, seitwärts, das Auge mit forschenden Blicken, und die Lippen mit schwachen Bewegungen, die zwischen dem Freundlichen und Spitzigen eine glückliche Mitte hielten.

„Sie sind, — sprach er zu Walton — auch Theolog?"

Walton. Ja, Herr Inspector.

Inspector. Und wo haben Sie Ihre Studien gemacht? vielleicht zu Heidelberg?

Walton. Nein!

Insp. Das ist gut für Sie. Denn da hätten Sie den falschen Paulus gehört, der vielmehr ein Saulus oder Zerstörer der wahren Kirche ist. Haben Sie vielleicht seinen Commentar über das neue Test. gelesen, oder sein Leben Jesu? — Besser, Sie haben es nicht gelesen. Er macht aus den Wundern Jesu Unwunder, und aus dem Leben des Gottmenschen ein Unleben. Es ist ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß Bücher, wie des Paulus und des Strauß Leben Jesu, Verleger, Käufer und Leser finden.

Ich mache mich solcher Sünde nicht schuldig, und rathe allen Studenten und Candidaten von solcher gefährlichen Lectüre ab.

Walton. Wie? Ew. Hochehrwürden haben diese Schriften nicht gelesen, und fällten doch darüber ein so durchgreifendes Urtheil?

Insp. Mein wichtiges Amt gestattet mir nicht, alle Ausgeburten des theologischen Wahnwitzes zu lesen. Ich lese die Schriften von Tholuck und Hengstenberg. Die sind mir instar omnium! Da ist Kern! — Doch, wo studirten Sie denn?

Wille. In Halle.

Insp. (gespannt.) Und hörten?

Walton. Beide Theile; sowohl Tholuck als Wegscheider.

Insp. Also Gift und Gegengift! — Und für welchen haben Sie sich entschieden?

Walton. (bescheiden.) Ich bin noch Schüler und lerne. — Zur Entscheidung in einer so wichtigen Sache dünke ich mich noch zu jung.

Insp. (affektirt.) Schön! — schön! — Ich liebe solche Bescheidenheit an jungen Leuten! — Aber, — mein Lieber, — heut zu Tage kommt man damit nicht fort! Man muß eine Farbe haben in der Theologie. Sie hätten auch ein Jahr nach Berlin gehen sollen, wie mein Candidat Krebs. Dort sind die Leute von rechter Farbe. Ich meine nicht den Schleiermacher, der nun, Gott sey Dank, todt ist. — Er war ein gewaltiger Dialecticus, ein gefährlicher Disputator, aber als Theolog war er nur halb. Er hatte nicht ganz die rechte Farbe, das ächte Berlinerblau, denn er hatte die heilige Dreieinigkeit, die bei Marheinecke das Präsidium führt, in seiner Dogmatik in den Anhang gestellt. Aber den Marheinecke hätten Sie hören sollen. Der hat erst die Tiefen aufgeschlossen, erst die Wissenschaft gemacht, und unwidersprechlich gezeigt, daß alle, die nicht mit ihm zum „Wissen" kommen, ein Bret vor dem Kopfe haben. Und was soll ich von unserm Hengstenberg sagen? Ist er nicht ein zweiter Luther, der den Ablaßkram des leidigen Rationalismus an den Pranger stellt? Ein Elias, der die rationalistischen Baalspfaffen an den Altären des symbolischen Glaubens schlachtet? Das sind Leute! Die haben Farbe! Die hätten Sie hören sollen.

Vielleicht hätte sich der Redefluß des Inspectors noch weiter ergossen, wenn nicht die Baronin seinen Arm ergriffen hätte, um ihn zu Tische zu führen. Man nahm Platz an runder Tafel, und keiner der Anwesenden ahndete, zu welchem Kampfe er von der sanften Wirthin beschieden sey. Auf der reich besetzten Tafel prangten auch zwei Glasschüsseln mit köstlichen Winteräpfeln, welche der Wirthin Sorgfalt bis zum späten Frühjahr erhalten hatte. Dies war eine Lieblingsspeise des guten Böhm, und er konnte sich nicht enthalten, der Baronin über die Schönheit der Sorte und die treffliche Erhaltung ein Lob zu spenden, wobei er in seiner frommen Weise einige Worte zum Preise des Schöpfers für so liebliche Gabe hinzusetzte.

Da sprach die Baronin mit einem Seufzer: „Nimmer sollte eine Hausfrau sich dieser Frucht erfreuen; denn sie erinnert jedes Mal an das Vergehen unsrer Stammmutter, welche verlockt von solcher lieblichen Gabe *) das Gebot des Höchsten übertrat, und Sünde, Tod und Verdammniß über alle Menschen brachte. — Möchte es doch nimmer einen Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen gegeben haben! —

Es wurde eine Stille am Tische, die allmählig lästig wurde, und welche endlich die Baronin selbst brach, indem sie mit scheinbarer Ruhe die Frage an Wille richtete, ob er nicht meine, es sey besser gewesen, wenn das Paradies keinen Baum des Erkenntnisses gehabt hätte.

Wille. Sie berühren einen Gegenstand, gnädige Frau, der mir für die Tafel zu ernst scheint. Auch dürfte das, was ich darauf zu sagen habe, nicht allgemeinen Beifall finden, und zu einem Wechselgespräche führen, das dem Gedeihen des frohen Mahles Eintrag thun möchte.

Baronin. (scherzend.) Dies will ich zu verhüten suchen. Haben Sie die Güte, mich zur Vorsteherin Ihres Wechselgesprächs zu wählen, und sich dabei meiner Leitung freiwillig zu unterwerfen. Hier diese Glocke — (sie ergriff eine neben ihr stehende Schelle, womit sie die Bedienten aus dem Vorzimmer zu rufen

*) Es ist unnöthig zu erinnern, daß die Meinung, als sey jener Baum im Paradiese ein Apfelbaum gewesen, ohne Grund ist.

pflegte) — soll mir zum Herrscherscepter dienen, und ich bitte, daß Sie mir freiwillig zusagen zu schweigen, wenn ich sie ertönen lasse. Denken wir uns einmal als eine Kirchenversammlung, die ich zusammenberufen hätte, um ein theologisches Problem zu lösen. Lassen Sie uns aber die Sache nicht als eine Gewissensangelegenheit, sondern blos als einen uns gleichgültigen Streitsatz ansehen, an dem wir unsre Kräfte versuchen. Wir werden dadurch eine lebhafte Unterhaltung haben, die uns die Zeit verkürzt; ein kleines theologisches Turnier, von welchem der Vortheil uns Laien zu gute gehen wird. Sie können uns diesen Vortheil wohl gönnen.

Böhm und Wille schwiegen, und sahen ernst. Jener begriff, daß hinter dem Scherz ein bedenklicher Ernst sey; dieser scheute die Anmaßlichkeit und den orthodoxen Eifer des Inspectors, und fürchtete, das Gespräch möchte eine unangenehme Wendung nehmen. Doch der Doctor, der wohl begriff, daß der Vorschlag der Hausfrau eine Folge seines mit ihr geführten Gesprächs sey, erklärte sich mit Eifer für die Sache, und auch der Inspector ging gern darauf ein, weil er Gelegenheit zu bekommen glaubte, seine gelehrte Ueberlegenheit fühlbar zu machen. Alle erklärten sich aus Höflichkeit für die Wirthin endlich bereitwillig, ihren Wunsch zu erfüllen, den Streit nicht als Ernst, sondern als ergötzliches Kampfspiel zu führen, und dem Schalle der Glocke gebührend Folge zu leisten.

„Sie kennen, — fuhr die Hausfrau fort, — die Rechte eines Präsidenten, die Sie mir zugestanden haben, und werden sich daher gefallen lassen, daß ich die Tagesordnung bestimme, oder die Streitsätze aufgebe. — Meine vorige Frage, warum es doch einen Baum des Erkenntnisses gegeben habe, will ich fallen lassen, und bitte vielmehr, daß Sie die ganze Lehre der Kirche vom Sündenfall, der Erbsünde und der Verdammlichkeit aller Neugebornen in Erwägung ziehen. Da es aber (mit einem Blick auf den Doctor) gelehrte Leute gibt, welche glauben, jene Lehre streite mit der Vernunft und Erfahrung, andere Gelehrte aber behaupten, jene Lehre sey gar nicht einmal in der heiligen Schrift enthalten; so wünsche und bitte ich, daß die gelehrten Herren, wenn es ihnen beliebt, zuerst darüber sich besprechen, ob die in der Kirche herkömmliche Lehre mit der Vernunft und Erfahrung

übereinstimme, und daß sie zweitens erwägen, ob sie in der heil. Schrift enthalten sey. Da es aber nöthig ist, daß das Bejahen und Verneinen seine bestimmten Vertheidiger habe, so lassen Sie es sich gefallen, eine bestimmte Rolle hierbei zu übernehmen. — (zum Inspector) Welcher Theil gefällt Ihnen zu vertreten?

Insp. Keinen andern als die Wahrheit, das heißt die Lehre der Kirche, welche auch die Lehre der Schrift ist. — Auf meiner Seite wird ja wohl auch mein lieber Hr. Magister Krebs stehen. Nicht wahr?

Krebs. Mit Vergnügen! Nur zu viel Ehre.

Baronin. (zu Böhm.) Und mit wem wollen Sie es halten, mein würdiger Freund?

Böhm. Am liebsten machte ich dabei blos den Zuhörer. Soll ich aber Partei nehmen, so wissen Sie wohl, gnädige Frau, daß mich mein Glaube auf die Seite des Hn. Inspectors stellt, dessen Gelehrsamkeit jedoch meine schwache Hülfe ganz entbehrlich macht.

Baronin. (zu Wille.) Ihnen, lieber Freund, wird sonach nichts Anderes übrig bleiben, als den Gegner der kirchlichen Lehre zu machen.

Insp. (etwas spöttisch.) Ja, mein Herr Pfarrer, Sie müssen den Advocatum diaboli machen *).

Wille. Die Ehre, den Teufel zu vertheidigen, wird nicht mir, sondern Ihnen obliegen. — (zur Baronin) Gern nehme ich die Rolle an, die Sie mir zutheilen, und wobei ich den Hn. Doctor zum Secundanten zu haben hoffe.

Doctor. So sey es! Auf dieser Seite fechte ich gern.

Baronin. Und Sie, Hr. Walton?

Walton. Ich möchte zwar fast argwöhnen, die Frau Baronin ordne dieses Kampfspiel nur an, um Herrn Krebs und mich

*) Wenn die Päpste Einen heilig sprechen wollen, so wird allemal in einer feierlichen Versammlung der Cardinäle untersucht, ob er heilig gelebt, Wunder gethan habe u. s. w. Da wird nun allemal auch ein Advocat bestellt, der das Recht hat, den heilig zu sprechenden anzuklagen, seine Wunder zu bestreiten, und der Heiligsprechung zu widersprechen. Er heißt in Beziehung auf die Stelle Hiob 1, 6—11. der Advocat des Teufels, und verliert natürlich jederzeit den Proceß.

ins theologische Examen nehmen zu lassen, wozu ich diesen Ort wirklich etwas unbequem finde. Da ich aber den Kampf mit Ehren nicht ausschlagen darf, so will ich, um die Partie gleich zu machen, mich zur Seite meines Freundes Wille halten.

Baronin. Gut denn! So sind die Rollen vertheilt. Wir Andern sind die Zuschauer. Beginnen Sie also, wenns gefällt.

Wille. Vor allen Dingen müssen wir den Gegenstand unseres Gesprächs genau bestimmen, nämlich die kirchliche Lehre vom Sündenfalle und dessen Folgen, nämlich der Erbsünde und Verdammlichkeit aller Menschen. Unsre Kirche in ihren öffentlichen Bekenntnißschriften lehrt hierüber Folgendes:

„Das erste Menschenpaar war von Gott vollkommen erschaffen und besaß das göttliche Ebenbild. Dieses bestand am Körper in vollkommener Gesundheit, allenthalben rein Geblüt und unverderbten Kräften, und in der ihnen zugedachten Freiheit von dem Leibestode; am Geiste aber in der Vollkommenheit der Vernunft, Gott, die göttlichen Dinge und die Pflicht recht zu erkennen, und in der Vollkommenheit des Willens, Gott über alles zu lieben und seine Gebote zu halten." —

Dieses ist der erste Satz der Kirchenlehre. Habe ich diese Lehre von der ursprünglichen Vollkommenheit des ersten Menschenpaares recht bestimmt, Hr. Inspector?

Insp. Allerdings. Nur ist hinzuzusetzen: zur Belohnung hatte Gott das erste Menschenpaar in das Paradies gesetzt, wo der Baum des Lebens war, der den Tod von ihrem Körper abhalten sollte. So lehrt die Kirche, und dieses ist auch Lehre der Schrift.

Wille. Von der Schriftlehre ist hier nicht die Rede, indem uns die Tagesordnung der Frau Präsidentin zuerst auf die Kirchenlehre verweiset. Ich bitte daher, das, was ich gegen die Kirchenlehre sagen werde, nicht als einen Angriff auf die Schriftlehre anzusehen. — Ich muß nämlich diesen ganzen ersten Satz der Kirchenlehre für einen völlig ungegründeten erklären, und kann davon nichts weiter zugeben, als daß das erste Menschenpaar, weil es das Stammpaar aller Menschen seyn sollte, von Gott gewiß einen vollkommen organisirten Leib und einen mit allen Kräften wohl ausgerüsteten Geist erhalten haben müsse. Ich läugne aber ganz, daß

der Körper der ersten Menschen habe unsterblich seyn, oder durch die Früchte des Lebensbaums unsterblich habe werden können, weil der menschliche Körper, wie der der Thiere, etwas aus irdischen Stoffen Zusammengesetztes ist. Diese Stoffe aber nutzen sich allmählig ab, und es erfolgt die Auflösung und Umbildung derselben, die wir den Tod nennen. Die Unsterblichkeit des Leibes kann daher keine Eigenschaft der ersten Menschen, kein Theil des Ebenbildes Gottes gewesen seyn.

Insp. Das will ich auch nicht behaupten, sondern ich sage vielmehr, daß die Unsterblichkeit nicht zu den natürlichen Eigenschaften gehörte, sondern eine Wohlthat des Paradieses, eine Folge des Lebensbaums seyn sollte.

Wilke. Damit behaupten Sie zwei Unmöglichkeiten als möglich. Einmal, daß ein auflösbarer, auf vergängliche Dauer eingerichteter Körper ein unvergänglicher, also ein ganz anderer werden könne, und zweitens, daß die Frucht eines Baumes, der doch selbst ein irdisches Gewächs ist, eine Unvergänglichkeit geben soll, welche sie selbst nicht besitzt. Die Frucht sollte ja gegessen werden; sie würde daher im Magen aufgelöset, und ihre nährenden Theile dem Körper assimilirt worden seyn. Dadurch konnte wohl ein höherer Lebensreiz in die Gefäße kommen, aber der Körper konnte dadurch doch kein andrer werden, sondern blieb Fleisch und Blut, und seine Theile mußten sich durch das Leben abnutzen.

Insp. Hierauf sage ich nichts, als daß bei Gott kein Ding unmöglich ist. Der Schöpfer kann wohl, wenn er sonst will, einer Frucht eine solche erhaltende Lebenskraft beilegen.

Wille. Dieses auch zugegeben, so behaupte ich, daß Gott es nicht wollen konnte, weil er dadurch mit sich selbst in Widerspruch gekommen wäre. Denn da er den Körper der ersten Menschen sterblich erschaffen hat, so hat er damit thatsächlich erklärt, daß es sein Wille war, der Mensch solle einst sterben. Wenn er nun durch seine Allmacht zugleich einen Baum erschaffen hätte, dessen Früchte seinen Schöpferwillen wieder aufheben sollten, so hätte er sich selbst widersprochen. Er hätte erst gewollt, daß die Menschen sterben, und dann wieder gewollt, daß sie nicht sterben sollten; er hätte sein erst festgestelltes Naturgesetz durch ein Wunder wieder aufgehoben. Er hätte zwei sich aufhebende Willen oder

Rathschlüsse gehabt: den einen, daß die Menschen, die er sterblich schuf, sterben, und den andern bei Erschaffung des Lebensbaums, daß sie nicht sterben sollten. Gott aber, als der Allweise, kann keine widersprechenden Absichten haben.

Insp. (etwas verdrießlich.) Ich antworte auf diese Spitzfündigkeiten nichts, als was der Apostel Paulus 1 Kor. 1,20. sagt: „Gott hat die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht, — was thöricht ist vor der Welt, hat er erwählet."

Wille. Ich kenne diesen schönen Ausdruck des Apostels wohl; aber er handelt nicht von der menschlichen Vernunft, sondern von den schwärmerischen Hoffnungen des jüdischen Volks, daß der Messias ein irdischer König seyn würde, weßhalb sie Jesum, als einen Gekreuzigten, nicht für den Messias anerkennen wollten. Dies ist die Welt, dies die angebliche Weisheit, die vor Gott Thorheit war, und welche der Erfolg als Thorheit erwiesen hat. Die Begriffe von göttlicher Weisheit aber, von denen es sich hier handelt, hat nicht nur die Vernunft, sondern auch die Bibel. Der vorhin aufgezeigte Widerspruch ist daher unauflöslich. — Aber noch mehr! — Da Gott den Geist des Menschen zur Unsterblichkeit in einer bessern Welt erschaffen hat, das heißt, dazu, daß er auf dieser Erde seine erste Entwickelung erhalten, und dann in eine höhere Welt übergehen soll; so konnte Gott auch deßhalb dem menschlichen Leibe keine Unsterblichkeit durch einen Wunderbaum geben wollen, weil er auch aus diesem Grunde widerstreitende Absichten gehabt haben müßte.

Insp. Ich gebe zu, daß dieses alles vor der menschlichen Vernunft widersprechend scheint, behaupte aber, daß die menschliche Vernunft unfähig ist, über Gottes Rathschlüsse zu urtheilen, und daß es vor dem göttlichen Verstande Combinationen geben kann, die wir schlechthin nicht begreifen, und die uns als Thorheit erscheinen, ob sie gleich höchst weise seyn müssen, weil sie einmal sind, und durch Gottes Willen sind. So hat Gott jeden Menschen, den er geboren werden läßt, zum Leben erschaffen, und doch läßt er so viele als unreife Kinder sterben, oder er sendet Pest und Cholera, welche die Menschen zu Tausenden hinrafft. Da scheint er auch sich selbst zu widersprechen und seinen

Willen aufzuheben, und doch müssen wir glauben, daß er weise handle.

Wille. (zu Walton.) Was sagst denn Du, lieber Walton, zu dieser Instanz des Hn. Inspectors?

Walton. Ich erkenne demuthsvoll an, daß der menschliche Verstand Gottes Weisheit nicht immer begreift, aber ich muß die Anwendbarkeit dieses Satzes auf unsre Frage in Abrede stellen. Wenn zwei wirkliche Thatsachen mit einander in Widerspruch stehen, so müssen wir allerdings voraussetzen, daß der Widerspruch nur in uns und unsrer Schwachheit liegt, das ist, daß er daher kommt, weil wir den Zusammenhang beider Thatsachen mit dem Ganzen nicht übersehen. Hier aber stehen sich nicht zwei Thatsachen gegenüber, sondern eine Meinung und eine Thatsache; nämlich die Meinung, daß der Lebensbaum den menschlichen Körper unsterblich habe machen können, der Thatsache, daß Gott den menschlichen Leib sterblich geschaffen hat. In solchem Falle ist der Irrthum jederzeit in der Meinung und nicht in der Thatsache zu suchen. Was aber die Beispiele des Hn. Inspectors betrifft, so scheint mir ganz klar, daß die Annahme, Gott wolle, daß alle Menschen, die geboren werden, auch erst im Alter sterben sollten, alles Grundes ermangelt. Vielmehr ist ihr früher Tod eben die Erklärung Gottes, daß es sein Wille gewesen ist, diese Menschen sollten nicht am Alter sterben. Der Wille Gottes ist hier nicht widersprechend. Er ist nur der: sie sollten geboren werden und sterben. Dieses erfolgt, mögen sie nun als Kinder oder Greise, an der Cholera oder am Alter sterben.

Wille. Noch Eins kommt hier in Betrachtung, Hr. Inspector. Gott ist darum der Seligste, weil er der Vollkommenste ist; der Mensch kann ihm also nur ähnlich werden an Seligkeit, in wieweit er Gott ähnlich wird an Vollkommenheit. So lange aber unser Geist durch den irdischen Körper an diese Erde und ihre Mängel gefesselt ist, so lange kann er nicht vollkommen und nicht selig werden. Darum schreibt der Apostel Paulus 2 Kor. 5, 2. daß er sich sehne, außerhalb der Hütte dieses mangelhaften Leibes zu seyn, und mit einer himmlischen Behausung für seinen Geist überkleidet zu werden. Soll daher unser Geist seine Bestimmung erreichen können, so muß er vom Erdenleibe wieder frei werden, so

mußte also Gott den Tod ordnen, um den menschlichen Geist von dieser Erde zu lösen für eine höhere Welt. Also auch von dieser Seite wäre die Unsterblichkeit des Leibes mit Gottes Weisheit in Widerspruch gewesen.

Insp. (thut, als erwache er aus einer Zerstreuung.) Möchte ich doch hören, was mein lieber Herr Magister Krebs hierzu sagt.

Krebs. (mit Verbeugung gegen den Inspector.) Zu viel Ehre! — Unsre Meinung ist nicht, daß Gott den Menschen wegen der Unsterblichkeit des Leibes ewig würde auf dieser Erde haben leben lassen, sondern wir glauben, Gott würde uns nach 80 oder 100 Jahren auch von dieser Erde hinweggenommen haben, aber nicht durch den schauerlichen Prozeß des Leibes-Todes, sondern durch das Wunder einer Verklärung des Leibes für den Himmel, wie vormals Henoch und Elias, und wie es einst die erfahren werden, welche der jüngste Tag lebendig finden wird.

Wille. Und was sagst Du dazu, Walton?

Walton. Die Vermuthung, daß Gott die Menschen ohne Absterben des Leibes und durch eine Verwandlung desselben von der Erde würde weggenommen haben, ist ein bloßer Einfall, für den auch nicht Ein Grund vorhanden ist. Auch wäre damit Gottes Weisheit schlecht gerechtfertigt. Erst das Wunder der Schöpfung, das den menschlichen Leib sterblich schuf; dann das Wunder des Lebensbaumes, das diese Sterblichkeit aufheben und dem Leibe ewige Dauer geben soll; dann das Wunder der Verwandlung, das wieder das Wunder des Lebensbaumes, die ewige Dauer des irdischen Leibes, aufhebt. Finden Sie dies der höchsten Weisheit angemessen?

Krebs. (ärgerlich.) Ich sehe wohl, wie wahr es ist, was unser großer Luther sagt, daß die menschliche Vernunft „des Teufels Hure, und eine Bestie sey, die man erwürgen müsse." Dies sind nichts als Sophistereien des Verstandes, dem über die Offenbarung gar kein Urtheil zu verstatten ist.

Walton. Die Idee der göttlichen Weisheit ist Sache der Vernunft, und keine Sophisterei. Auch die heilige Schrift hat sie. Nicht alles, was Luther gesagt hat, geschweige denn, was er in Unmuth geschrieben hat, ist wahr. Das unbemessene Urtheil über die Vernunft findet sich in einer seiner leidenschaftlichsten

Schriften, die er im heftigsten Zorn gegen die Schweizerische Ansicht vom Abendmahle schrieb. — Und glauben Sie denn, Hr. Magister, die Frucht des Lebensbaums würde den Körper unverwundbar gemacht haben gegen Waffen, unertrinkbar im Wasser, unverbrennlich im Feuer? Hätte nicht sonach Gott unzählige Wunder thun müssen, um den Körper gegen alle Unfälle zu schützen?

Krebs. (barsch.) Ein Wunder oder tausend, darauf kommt bei Gott nichts an. Er thut täglich Wunder.

Wille. Ich sollte aber denken, hier wäre es an Einem Wunder zu viel. Erst schafft er den Leib sterblich, und schafft eine Naturordnung, die den Leib so oft mit Zerstörung bedroht, und dann soll er wieder täglich Wunder thun, um den gemachten Fehler zu verbessern.

Krebs. (hämisch.) Man sieht wohl, daß der Hr. Pfarrer einer verschollenen Epoche angehört, welche die Philosophie nur als Afterphilosophie weiß, und daß er die wahre Theologie nicht kennt, die durch Hegel in die Welt gekommen ist, und bei deren christlicher Taufe mein einziger Lehrer, der tiefe Marheinecke, Pathenstelle vertreten hat. Sonst würden Sie wissen, daß, wie Marheinecke sagt „die Unsterblichkeit der ersten Menschen die Fähigkeit war, auch nicht zu sterben, daß aber diese Fähigkeit selbst sterblich war."

Wille. (spitzig.) Ich habe diese tiefe Behauptung, daß der Mensch vor dem Falle eine sterbliche Fähigkeit zur Unsterblichkeit gehabt habe, auch gelesen, und erwogen. Es ist mir daraus klar geworden, daß das Holz eine verbrennliche Fähigkeit zur Unverbrennlichkeit, und der Papst eine fehlbare Fähigkeit zur Unfehlbarkeit haben könne. Ich bedaure dabei nur, daß Hr. Marheinecke diese tiefe Behauptung in der 2ten Auflage seines Lehrbuchs wieder gestrichen hat. Dieser kleine Umstand konnte der Gelehrsamkeit des Hn. Magisters wohl entgehen.

Krebs. (grob.) Ei, was zweite Auflage! Wer weiß, wo jene Worte da sind hingesetzt worden. Das Aendern in den neuen Auflagen ist eine Unart.

Hier griff die Baronin nach der Schweigen gebietenden Glocke, indem sie höflich versicherte, über die Unsterblichkeit im Paradiese so viel gehört zu haben, um Stoff zu langem Nachdenken zu be-

sitzen, und die Herren einlud, erst den Magen wieder etwas zu bedenken, und dann auch den zweiten Punkt, die geistigen Vollkommenheiten des ersten Menschenpaares vor dem Falle, zu besprechen.

„Hierüber, — begann Wille — werden wir kurz seyn können. Niemand wird zweifeln, daß Gott das erste Stammpaar auch mit geistigen Kräften wird ausgestattet, also sie wird fähig geschaffen haben, die Wahrheit zu erkennen, das Gute zu wollen und das Schöne zu empfinden. Diese Fähigkeiten aber konnten noch nicht entwickelt seyn, sondern waren eben nur Anlagen, Kräfte, welche erst durchs Leben geweckt und geübt werden sollten. Nach der Natur der Sache war es daher unmöglich, was die Kirchenlehre behauptet, daß die ersten Menschen vor dem Falle Gott vollkommen erkannt und geliebt, und seinen Willen vollkommen erfüllt hätten."

Insp. Ich finde hierbei gar keine Unmöglichkeit. Denn, was die Gotteserkenntniß betrifft, so hatten sie ja einen Lehrer, der sie in alle Wahrheit leitete. Gott selbst offenbarte sich ihnen im Paradiese, würdigte sie seines Umgangs, unterrichtete sie. Sie mußten daher eben sowohl die umfassendste als die richtigste Gotteserkenntniß haben.

Wille. Daß Gott die Stammältern über sein Wesen unterrichtet habe, davon sagt die mosaische Erzählung kein Wort. Ihre Behauptung ist daher eine willkührliche Annahme ohne Grund der Schrift. Doch gesetzt, es wäre geschehen, was meinen der Hr. Inspector wohl, was die ersten Menschen gesehen haben, wenn Gott ihnen erschien? — Sein Wesen konnten sie ja doch nicht sehen, denn das ist unsichtbar.

Insp. Freilich wohl! — Sie mögen wohl nur ein sinnliches Bild, vielleicht eine lichte Engelsgestalt, oder, wie Moses, einen leuchtenden Busch gesehen haben.

Wille. So würden sie also dieses sinnliche Bild für Gott gehalten, — also eine falsche Vorstellung von Gott bekommen haben. So hätte ihnen Gott also sagen müssen: sehet, in diesem Lichte, dieser Gestalt den Gott, der euch und die Welt erschaffen hat; denkt aber nicht, daß ich dieses Licht, diese Gestalt bin. — Was sollten sie nun denken?

Insp. Ach, Sie scherzen! Das wahre Wesen Gottes, nämlich, daß er der vollkommenste Geist sey, trugen sie schon in ihrer Vernunft, und die äußere Erscheinung sollte sie nur versichern, daß die Idee der Gottheit in ihrem Geiste nicht ein bloßer Gedanke sey.

Wille. (lächelnd.) Dieses eben wollte ich hören. Sie gestehen damit zu, daß die äußere Erscheinung Gottes nutzlos und nur verwirrend gewesen seyn würde, wenn nicht die innere in der Vernunft vorhergegangen wäre. Ich behaupte nun aber weiter, daß diese innere Erkenntniß Gottes bei dem ersten Menschenpaare noch mangelhaft seyn mußte, sowohl an Umfang als an innerer Klarheit.

Insp. Welche Behauptung! — Wenn Gott nur den Einen Gedanken in Adam erweckte: Gott ist das vollkommenste Wesen, so hatte er die Gotteserkenntniß vollkommen. Das ist klar wie die Sonne.

Wille. Da hätte nun auch Adam schon wissen müssen, was Vollkommenheit ist, sonst hätte er nur ein leeres Wort gehabt. Stellen Sie sich einen Wilden vor, der von Gott noch nichts weiß. Wird er es nach seinem ganzen Umfange verstehen, was das heißt: Gott ist der vollkommenste Geist?

Insp. Wie können Sie so fragen? Man muß ihm die Vollkommenheiten angeben, und sagen: Gott ist allweise, allmächtig, allgütig und so weiter, und ihm diese Wörter erklären; z. B. allweise ist, wer immer die besten Mittel für die besten Zwecke wählt.

Wille. Aber der Wilde weiß ja noch nicht, was beste Zwecke sind.

Insp. So muß man ihm sagen: beste Zwecke sind solche, die der höchsten Vollkommenheit angemessen sind.

Wille. Aber der Wilde weiß ja noch nicht, was Vollkommenheit ist. Dieses eben soll ihm erst erklärt werden.

Insp. (ärgerlich.) Nun, so verweise man ihn auf die Werke Gottes, auf das Weltgebäude, den Wechsel der Jahreszeiten, die Gesetze der Natur, die Weisheit in Bildung der Thiere und Pflanzen. Da wird er's wohl begreifen.

Wille. Schön! — Sie geben also zu, daß ein Wilder nimmer zum Begriff der göttlichen Weisheit, Allmacht, Güte gelangt, wenn er nicht die Werke der Schöpfung, Himmel und Erde und ihre Gesetze erkennt? Und Sie hätten hinzusetzen können, daß es dazu auch der Kenntniß der Geschichte der Welt und der Menschen und der Entwickelung des menschlichen Geschlechts bedarf. Da nun das erste Menschenpaar noch keine Geschichte hatte, da es die Erde noch nicht kannte, die Naturgesetze, die Beschaffenheit des Weltgebäudes nicht verstand, so folgt unwidersprechlich, daß es auch keine vollkommene Erkenntniß Gottes, sondern nur noch eine sehr unvollständige hat haben können. Deßhalb war es auch noch gar nicht fähig, Gott über alles zu lieben, und eine vollkommene Tugend zu zeigen.

Insp. (unwillig.) Wie? — Sie wollen den ersten Menschen auch diese Vollkommenheit, die sittliche, absprechen? — Die Liebe zu Gott gründet sich auf seine Wohlthaten. Gott hatte nun das Paradies mit Früchten und Gütern aller Art aufs Schönste geschmückt; wie hätten ihn nicht die ersten Menschen von Herzen lieben sollen? —

Wille. Lieben? — Sie wollen sagen: danken; denn das Lieben gründet sich nicht auf empfangene Wohlthaten, sondern auf das Gefühl von den Vollkommenheiten eines Gegenstandes. Möge uns ein schlechter Mensch noch so viele Wohlthaten erweisen, so werden wir ihm zwar danken müssen, aber ihn doch nicht lieben können. So kann die Liebe zu Gott, welche die Quelle sittlicher Begeisterung seyn soll, nicht die Frucht einer Dankbarkeit wegen eines sanften und schönen Aufenthalts seyn, sondern nur die Frucht einer recht vollkommenen und anschaulichen Erkenntniß der Vollkommenheiten Gottes, wonach wir in ihm das höchste Gut erkennen. Da nun eine solche Erkenntniß den ersten Menschen noch nicht möglich war, so konnte auch ihre Liebe zu Gott nicht vollkommen seyn.

Insp. So werden Sie wohl auch nicht zugeben wollen, daß ihre Tugend eine vollkommene gewesen sey?

Wille. Dies konnte sie auf keine Weise seyn. Es fehlten ihnen ja noch alle Verhältnisse des Lebens, durch welche der Reichthum der Pflichten bedingt wird. Vertrauen auf Gott, Un-

terwerfung unter seinen Willen, Geduld, Ergebung konnten nur erst nach dem Falle, als sie in Unglück geriethen, zu rechter Uebung kommen. Die Pflicht, ihren Geist zu bilden, zu arbeiten, sich die Achtung Andrer zu erwerben, die Pflichten gegen Vaterland, Kirche, Obrigkeiten, gegen Fremdlinge, Feinde, die Pflichten der Barmherzigkeit, Mildthätigkeit, Verschwiegenheit und ähnliche, waren für sie so gut als nicht vorhanden, ja sie konnten davon nicht einmal einen deutlichen Begriff haben, da alle Verhältnisse noch nicht waren, auf welche sich diese Pflichten bezogen.

Insp. Es kommt hier nicht auf den Umfang ihres Gehorsams, sondern auf die innere Stärke desselben an; und diese war vollkommen.

Wille. Diese Stärke kann nur kommen durch Uebung und Gebrauch, woran es den ersten Menschen fehlte, daher auch nach der mosaischen Erzählung ihr Gehorsam schwach war, und einer leichten Versuchung unterlag. Es bleibt also dabei, daß die ersten Menschen wohl die Fähigkeit hatten, Gott und das Gute zu erkennen und zu lieben, aber nicht schon die Fertigkeit, sondern, daß sie diese Gaben erst allmählig durch Nachdenken und Uebung, wie alle andere Menschen, ausbilden mußten. — Doch lassen Sie uns nun den zweiten Satz der Kirchenlehre besprechen. Die Kirche lehrt

zweitens: Dieser selige Zustand des ersten Menschenpaares wurde zerstört durch den Teufel, der in Gestalt einer Schlange die ersten Menschen verführte, Gottes Gebote zuwider von dem Baume des Erkenntnisses zu essen. Zur Strafe dafür entzog ihnen Gott das göttliche Ebenbild. Ihre Triebe geriethen in Unordnung und die bösen Lüste wurden mächtig; ihre Vernunft wurde verfinstert und konnte Gott und das Gute nicht mehr erkennen, ihr Wille wurde nur auf das Böse gerichtet. Dieses Verderben ihrer ganzen Natur pflanzten die ersten Menschen durch die Zeugung auf alle ihre Nachkommen fort, die alle gleich verderbt geboren werden, und um Adams Sünde willen und um ihrer eigenen Sündhaftigkeit willen Gottes Zorn und der ewigen Verdammniß unterworfen sind.

Hier muß ich zuerst bemerken, daß die Meinung, als habe der Teufel durch die Schlange gesprochen, eine ganz späte Vor-

stellung der Juden ist, welche sie aus Babylon mitbrachten, die wir daher nicht als christliche Offenbarung ansehen können. Diese Meinung entstand aus dem eitlen Verlangen, die Urheberschaft der Sünde von Gott wegbringen und dem Teufel zuschreiben zu wollen.

Insp. (einfallend.) So behaupten wohl der Hr. Pfarrer, daß das Sündigen den ersten Menschen natürlich war, daß sie also Gott zum Sündigen geschaffen hatte, also Gott Urheber der Sünde sey. Dies ist manichäischer Sauerteig! Dies ist eben die Würde der Kirchenlehre, daß sie den Ursprung der Sünde nicht von Gott, sondern vom Teufel und dem eigenen Willen des Menschen ableitet.

Wille. Ich weiß wohl, daß der Kirchenvater Augustin, der das Dogma von der Erbsünde erst in die Kirche einführte, dem Manichäismus, in welchem er früher befangen war, auf diese Art zu entgehen suchte. Es ist aber damit nichts gewonnen; denn Gott bleibt doch nach dem Kirchendogma Urheber der Sünde. Denn da die Kirche lehrt, Gott habe den Satan und die Menschen zwar ursprünglich gut, aber doch fallbar erschaffen, und er habe als der Allwissende ihren Fall vorhergesehen und durch den Baum des Erkenntnisses die Gelegenheit zum Falle herbeigeführt, so sehe ich nicht ein, wie nicht der erste Ursprung der Sünde dennoch auf Gott zurückgehen sollte. Uebrigens ist es ja wohl klar, daß nur der Schöpfer selbst, als der allein Vollkommene, von aller Sünde frei seyn kann, daß aber Menschen, seine Geschöpfe, immer unvollkommener bleiben müssen, als er selbst, daß also die Möglichkeit des Irrens und Fehlens bei ihnen nicht entfernt werden kann.

Insp. Sie müssen aber doch zugestehen, daß bei den Menschen die sinnlichen Triebe ein großes Uebergewicht haben über die Vernunft, und daß dieser Zustand, den wir überall schon bei den Kindern finden, nicht ein göttlich geordneter, sondern ein krankhafter seyn muß.

Hier unterbrach die Baronin das Gespräch, indem sie sich an den Doctor wendete, diesem sein zeitheriges hartnäckiges Schweigen freundlich verwies, und ihn aufforderte, doch auch seinen Beitrag zur Unterhaltung zu geben. Der Doctor begriff sogleich, daß sie wolle, er solle den Inhalt des neulichen Gesprächs wiederholen, und er that dies gern. Der Inspector freute sich Anfangs des

neuen Gegners, mit dem er bald fertig zu werden hoffte, mußte aber doch endlich zugeben, daß es Gottes Wille gewesen sey, daß die Menschen, auch wenn der Sündenfall nicht erfolgt wäre, durch die Zeugung sich fortpflanzen, und als Kinder geboren werden sollten, und der Doctor erwies, daß daraus unwidersprechlich folge, daß es auch Gottes Wille gewesen sey, daß alle Menschen, auch wenn der Stand der Unschuld geblieben wäre, mit der Herrschaft der sinnlichen Triebe anfangen, und mit der Herrschaft der Vernunft aufhören sollen, und daß es Gottes Gesetz sey, daß alles mit dem Unvollkommenen anfangen und zum Vollkommenen sich entwickeln solle.

Insp. (spitzig.) Dann ist ja Ihr Gott selbst ein Freund der Unvollkommenheit.

Doctor. Ich maße mir nicht an, Gott zu richten, oder seiner Weisheit vorzuschreiben, was sie thun oder lassen solle. Dies will ich den gelehrten Herren Theologen überlassen, die mit Gottes Geheimnissen besser bekannt sind. Ich sehe nur, daß es Gott gefallen hat, alles dem allgemeinen Gesetze allmähliger Entwickelung zum Vollkommenen zu unterwerfen. Dieses Gesetz finde ich im ganzen Weltall, auf unsrer ganzen Erde, daher es mich nicht befremdet, demselben auch die Menschen unterworfen zu sehen. Durch Irrthum zur Wahrheit, durch Fehler zur Tugend, durch Tod zum Leben, so lautet des Schöpfers Spruch. Warum er es so geordnet hat, weiß ich nicht, kommt mir nicht zu, zu beurtheilen. Ich glaube aber, daß es so gut und weise ist, eben weil es der allweise Gott geordnet hat.

Wille. Sie haben ganz Recht, lieber Freund. Speculationen, wodurch man Gott über natürliche Einrichtungen rechtfertigen will, gehen weit über den Horizont unsres Urtheils hinaus, weil wir unfähig sind, das Ganze aller Weltentwickelung zu übersehen und zu verstehen, folglich auch unfähig, einzusehen, wie das menschliche Irren und Fehlen dennoch in der fortgehenden Weltentwickelung Gottes Absichten befördern müsse. Wir müssen uns begnügen, die Welt zu nehmen, wie sie ist, und die Frage, wie sie nach unsrer Meinung anders einzurichten gewesen wäre, als eine Frage des Aberwitzes von uns weisen

Insp. Ihre Weisheit also, meine Herren, ist diese, daß Sie gestehen, Sie wissen nichts! Schöne Weisheit!

Doctor. Ich schäme mich dieser Weisheit nicht, denn ich bin ein Mensch und kein Gott. Die Weisheit, die alles wissen und erklären will, ist eben die Thorheit. Die Erkenntniß aber, welche die Gründe einsieht, warum man etwas nicht wissen kann, ist eben die rechte Weisheit, und wahrlich — diese ist etwas schwer.

Insp. Darum ist eben die göttliche Offenbarung hier eine so große Wohlthat. Sie gibt uns Licht darüber, daß die Sünde nicht Gottes Wille ist.

Doctor. Ihre Kirchenlehre führt ja, wie wir sehen, die Urheberschaft der Sünde nicht nur auf Gott dennoch zurück, — sondern misset ihm auch alle folgenden Sünden der Menschen, ja das ganze Verderben derselben bei. Denn die Kirche lehrt, daß Gott durch Adams Ungehorsam in solchen Zorn gerathen sey, daß er ihm zur Strafe das göttliche Ebenbild, oder die anerschaffene Vollkommenheit entzogen, und ihn des Teufels Herrschaft unterworfen habe. Er hat also Eine Sünde gestraft mit der Nothwendigkeit immerfort zu sündigen, und so wirft Ihr Kirchendogma das ganze Sündenelend des menschlichen Geschlechts auf Gott zurück.

Insp. Aber Gott ist gerecht, und mußte also strafen.

Doctor. Das wohl, — aber war es gerecht, eine Uebereilungssünde mit dem Verlust aller sittlichen Kräfte zu strafen, und dadurch ein Heer von Sünden zur Existenz zu bringen? — Denn eine bloße Uebereilungssünde, nicht eine Bosheitssünde war ja doch Adams Ungehorsam, und noch dazu eine verzeihliche. Denn wenn Adam vor dem Falle so vollkommen war, wie die Kirche behauptet, so mußte er auch einsehen, daß die Weisheit, das Gute und Böse zu unterscheiden, von dem höchsten Werthe sey, und das Verlangen darnach war zu entschuldigen.

Insp. Aber Gott hatte den Genuß der Früchte des Weisheitsbaumes ausdrücklich verboten!

Doctor. Deßhalb that Adam wohl Unrecht, daß er aß, dies läugne ich nicht; aber es blieb immer ein verzeihliches Unrecht. Da Gott überhaupt Sünde vergeben kann, so sehe ich nicht ein, warum er nicht auch Adams Sünde vergeben konnte, oder warum er sie nicht an Adam allein strafte, und die Nachkommen frei ließ.

Gestehen Sie nur, daß die Ueberredungssünde Adams mit der Strafe ewiger Verdammniß nicht nur Adams, sondern aller Menschen in einem schreienden Mißverhältnisse steht.

Insp. Alle vorgebliche Ungerechtigkeit hierbei fällt weg dadurch, daß mit dem Rathschlusse Gottes die Menschen wegen Adam zu verdammen, auch zugleich der gnädige Rathschluß Gottes gefaßt wurde, alle Menschen in Christo zu beseligen.

Doctor. Alle? — Vielmehr doch nur diejenigen, welche Christum kennen lernen und ihm glauben würden; die andern alle nicht. — Doch davon abgesehen, so würde doch der Rathschluß von der Verdammniß aller durch den Rathschluß der Versöhnung nicht weiser. Des letztern hätte es nicht bedurft, wenn der erstere nicht vorausgegangen wäre. Solches Verbessern einer zu weit getriebenen Strenge eignet sich für Menschen, nicht aber für Gottes Weisheit. — Wenn es nicht von Ihnen für Vermessenheit gehalten würde, so möchte ich wohl sagen, die Sache hätte kürzer abgemacht werden mögen. Wenn Gott nämlich allen Menschen Adams Schuld zur Verdammniß zurechnen mußte, so mußte er auch Adams Verdammniß allen zur Entsündigung anrechnen. Es wäre daher genug gewesen, Adam und Eva für alle Nachkommen zu verdammen. Oder, da Gott Adams Vergehen allen zur Schuld anrechnete, so mußte er auch Adams Heiligung allen zur Lossprechung anrechnen. Es wäre daher schon genug gewesen, wenn Gott Adam nach dem Falle wieder geheiligt hätte.

Insp. (mit Ruhe.) Sie ereifern sich ja, Hr. Doctor. Es bedarf dessen nicht. Ich gestehe zu, daß das Kirchendogma in beiden Punkten nicht Recht hat, nämlich einmal, daß Gott den ersten Menschen und ihren Nachkommen das Ebenbild Gottes zur Strafe entzogen habe, und zweitens, daß er Adams Schuld allen Menschen zur Verdammniß zugerechnet habe. Denn beides wird nicht in der Schrift gelehrt.

Baronin. (lebhaft einfallend.) Wie, Herr Inspector? Die Bibel lehrt nicht, daß Adams Schuld uns zur Verdammniß zugerechnet werde? Sagen Sie mir dies noch ein Mal.

Insp. Nein, meine Gnädige, sie lehrt es nicht.

Baronin. So werden also wohl auch die ungetauften Kinder — ich wollte sagen, die ungetauften Heiden nicht verdammt, wenn sie nichts Böses thun?

Insp. Doch, — doch! zwar nicht um Adams willen, aber doch durch Adam. Denn sie sind, als seine Nachkommen mit der Erbsünde befleckt. Die erste Sünde verdarb durch eine natürliche Wirkung in Adam und Eva die vorher reine Natur; der Verstand wurde verfinstert, der Wille dem Bösen geneigt, und dieses Verderben pflanzt sich durch die Zeugung fort und macht alle der Gnade Gottes unwürdig.

Wille. Wollten Sie uns nicht belehren, wie es nur möglich war, daß Eine Sünde die ganze Natur der Menschen verderben konnte? Ich sehe diese Möglichkeit durchaus nicht ein. Nach allen Erfahrungen wird ja jetzt kein sittlicher Mensch durch eine Sünde in einen solchen Zustand gänzlicher Verderbniß gesetzt, sondern die Sünde wirkt Reue und Schaam, die zur Besserung leiten, nicht aber eine ungemessene Lust zu allen andern Sünden.

Insp. Es kam nach dem Falle Furcht vor Gott in ihre Seele, welche die Liebe austrieb, und damit die Quelle aller Tugend.

Wille. Wenn aber die ersten Menschen Gott vollkommen erkannten, so mußten sie auch wissen, daß Gott gnädig ist, die Sünde vergibt, und auch die Gefallenen noch liebt. Darum konnten sie nicht aufhören, Gnade zu suchen und Gott zu lieben. — Doch die Hauptsache ist, daß eine verderbte Vernunft, die Gott und das Gute gar nicht mehr zu erkennen vermag, gar keine Vernunft mehr ist. Denn die Function der Vernunft ist es ja, das Vollkommene zu erkennen. Sollte dieses Vermögen ganz verloren gehen, so hätte Gott durch seine Allmacht die Menschen vernunftlos machen müssen.

Böhm. Ich habe immer geglaubt, daß der Baum des Erkenntnisses giftige Früchte gehabt habe, und daß darum der Genuß derselben nicht nur den Körper verderbt und sterblich gemacht, sondern auch die Vernunft verwirrt habe, wie die Gifte zu thun pflegen. So erklärt es sich, wie das Verderben plötzlich entstand, und warum es sich auf alle Nachkommen fortpflanzen muß.

Wille. Aber, mein würdiger Freund, die Bibel sagt kein Wort davon, daß jene Früchte giftig gewesen seyen, sondern sagt, sie hätten den ersten Menschen die Augen des Geistes geöffnet, und der Leibestod erfolgte nach Moses nicht durch die Früchte, sondern durch die Vertreibung aus dem Paradiese und das Entbehren des Lebensbaumes. Und wie wollten Sie es mit der Weisheit und Güte Gottes reimen, daß er dem ersten, noch unerfahrnen Menschenpaare einen Giftbaum in den Weg gepflanzt hätte, da er vorher wußte, daß sie sich und alle ihre Nachkommen damit verderben würden? —

Insp. Die Vermuthung, daß die Früchte des Baumes giftig gewesen seyen, ist allerdings bloße Vermuthung, von welcher die Schrift nichts weiß; — ein bloßer Nothbehelf, den schon Melanthon verwarf.

Wille. Doch noch Eines ist zu bedenken. — Halten Sie, Hr. Inspector, die Erbsünde für eine wesentliche Eigenschaft oder für eine zufällige Beschaffenheit der Menschen?

Insp. Welche Frage? — Sie ist eine zufällige Eigenschaft, nicht eine wesentliche, wie Flacius zur Reformationszeit irrig behauptete, dessen Meinung die Concordienformel verdammt hat.

Wille. Nun denn, — nur wesentliche Eigenschaften können sich gleichmäßig fortpflanzen, unwesentliche oder zufällige aber nicht, sondern diese erlöschen oder setzen sich um in den folgenden Generationen. Da nun die Erbsünde eine zufällige Beschaffenheit seyn soll, so muß man zugeben, daß sie sich auch nicht gleichmäßig auf alle Nachkommen Adams verpflanzen konnte, sondern daß sie als ein zufälliges Verderben sich in den Nachkommen vermindern oder gar erlöschen mußte. Ferner: was der Sünde möglich war, muß auch der Tugend möglich seyn. Wenn Adam als Sünder die Sünde allen seinen Nachkommen durch die Zeugung mittheilen konnte, so mußte der gebesserte Adam, wie er selbst die Sünde in sich minderte, auch bessere Nachkommen erzeugen, und die Kinder erleuchteter und geheiligter Christen können keine Erbsünde mehr durch die Zeugung empfangen, oder doch nur eine höchst verminderte.

Insp. Ich will den Gedanken, daß sich unter Christen die Erbsünde vermindere, nicht geradezu verwerfen; aber aufhören kann sie nicht, weil sie auch in den gebesserten bleibt. Und bei denen, welche von Christo nichts wissen, bleibt das Verderben immer, und sie können nie besser werden.

Wille. Ich weiß, daß dieses die Kirche lehrt; ich weiß aber nicht, was das heißen soll: in dem Geheiligten bleibe die Erbsünde, oder die Lust zu allem Bösen. Das ist ja eben die Heiligung, nicht, daß wir das Böse unterlassen, sondern, daß wir es verabscheuen, also die böse Lust ablegen, und nicht, daß wir das Gute nur thun, sondern, daß wir es gern und mit Lust thun. Es ist also geradezu ein Widerspruch, zu sagen: der Mensch werde durch den Geist Gottes geheiligt, und die Sünde bleibe doch noch in ihm und der Hang dazu. Und was die Heiden betrifft, so weiß ich wohl, daß die Augsburgische Confession (Art. 20.) sagt, sie seyen nicht im Stande Gott zu erkennen, ihm zu danken, Geduld zu haben, befohlne Aemter auszurichten und dergleichen; aber die ganze Geschichte widerlegt dieses. Sie stellt uns z. B. unter Griechen und Römern Männer dar, welche die Götter fürchteten, ihnen herzlich dankten, befohlne Aemter treulich ausrichteten und mit Einem Worte wahre Tugend zeigten. Nach der Lehre von der Erbsünde müßten alle Heiden gleich unwissend seyn über Gott, und es hätte keinen Socrates oder Plato geben können, und gleich lasterhaft, da doch bei ihnen eben die Unterschiede guter und böser Menschen gefunden werden, wie unter Christen.

Insp. (mit Verdruß.) Ich sehe wohl, mein Hr. Pfarrer, daß Sie der rationalistischen Schule angehören. Ich will auch zugeben, daß sich die Vernunft in die Erbsünde nicht finden kann; aber wir haben die Offenbarung der Schrift. Diese spricht anders, und dieser muß man unbedingt glauben.

Wille. (ruhig.) Wir haben ja auch, nach der Anweisung der Frau Präsidentin, jetzt nur von dem Urtheile der menschlichen Vernunft und der Erfahrung über dieses Dogma sprechen sollen. Von der Schriftlehre soll hernach die Rede seyn.

Walton. Der Hr. Inspector hätten wohl von vorn herein zugeben können, daß die Lehre von der Erbsünde vor der Vernunft

und Erfahrung nicht bestehen könne, da dieses der große Luther selbst ganz unumwunden eingesteht.

Krebs. O, mein Herr, so etwas Unwissenschaftliches hat der große Luther gewiß nicht gesagt. Die Anerkenntniß der Erbsünde ist ein Hauptstück in der tiefen Wissenschaft. So dumm war der große Luther nicht, daß er nicht hätte ahnden sollen, was Hegel und Marheinecke ans Licht gebracht haben.

Walton. Hätte ich hier den 8ten Theil von Luthers Schriften, der Walch'schen Ausgabe zur Hand, so wollte ich die Stelle vorlesen. Sie steht in seiner Auslegung des ersten Briefs an die Korinther beim 15. Kapitel.

Der Baron. Ich habe Luthers Schriften und will den 8ten Theil gleich holen.

Krebs. O incommodiren sich der Herr Baron doch ja nicht.

Doch der Baron war schon fort, und brachte das Buch. Walton schlug die Stelle auf, wo Luther zu den Worten 1 Kor. 15,22: „gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden", Folgendes sagt:

„Es ist aber eine lächerliche Predigt, die hier Paulus thut, wo „beide, Tod und ewiges Leben herkomme, und läßt sich anse„hen für eine große, starke Lügen bei der klugen Ver„nunft und weltlichen Weisheit, daß das ganze „menschliche Geschlecht soll um fremde Schuld willen eines eini„gen Menschen allzumal sterben. Denn es scheint ja zu un„billig und ungereimt, daß Gott das Spiel so ebentheuerlich „angreifen und sich so thörlich zur Sache stellen soll mit seinem „Gericht, daß, weil Adam in einen Apfel beißet, soll er so „viel ausgerichtet haben, daß alle Menschen nach ihm bis zu „Ende der Welt müssen des Todes seyn. Denn er (Adam) „hat ja noch keinen Mord noch Ehebruch gethan, niemand be„stohlen noch beraubt, noch Gott gelästert, oder dergleichen et„was, wie jetzt die Welt voll lästerlicher, gräulicher Sünden „ist, sondern nichts mehr denn in einen Apfel gebissen, über„redet und betrogen von dem Teufel durch das Weib. Mußte „man denn, spricht die Vernunft, so viel von dem einigen

„Apfel halten, daß die ganze Welt deſſelben entgelten, und „ſamt ſo vielen feinen, trefflichen, weiſen Leuten, ja Gottes „Sohn ſelbſt, ſamt allen Propheten, Vätern, Heiligen ſter„ben müſſen? Ja, wenn es noch der Tod allein wäre: aber „daß wir alle um dieſer fremden Sünde willen ewige Strafe „und Verdammniß ſollten verdient haben und in der Hölle lei„den, das gehet viel weniger in eines Menſchen Herz; denn „es ſcheinet gar zu unbillig geurtheilt und unbarmherzig gehan„delt von ſolcher hohen Majeſtät, welche iſt die höchſte Weisheit „und Güte."

Es wurde eine Stille an der Tafel, — die endlich die Baronin, nicht ohne eine Bewegung ihres Innern bekämpft zu haben, mit der Bemerkung unterbrach, daß wohl das Urtheil der Vernunft über die Kirchenlehre genugſam erörtert ſey, daher nun die Herren von dem Streite ſich ein wenig erholen, und die Beſprechung deſſen, was die Schrift hierüber lehre, nach Tiſche im Garten fortſetzen möchten.

Fünftes Kapitel.

Der unfreiwillige Congreß. Fortsetzung.

Sehr verschieden waren die Gefühle, welche diese Disputation in der Gesellschaft erregt hatte.

Der Inspector fühlte, daß er seinem Gegner nicht gewachsen gewesen war, und den Kürzern gezogen hatte. Dies hätte ihn gar nicht bekümmert, wenn sein Gegner ein hoher Oberer gewesen wäre; denn er hatte den Grundsatz, daß man den hohen Oberen immer Recht geben müsse, und hielt es für Thorheit, angeblich zur Ehre der Wahrheit anderer Meinung seyn zu wollen, als der Herr Minister, ja nur als dessen Herr Secretair. Dagegen aber war es ihm fast unerträglich, einem Geringern, einem bloßen Pfarrer unterzuliegen, und er brannte vor Begierde, die Scharte auszuwetzen, worauf er im Verfolg des Gesprächs mit Sicherheit rechnete. Die ihn beschleichende Besorgniß, daß er auch hier nicht durchkommen möchte, drückte er durch den Gedanken nieder, daß er dann volles Recht habe, den verhaßten Pfarrer als einen Rationalisten bei den hohen Oberen zu denunciren. — „Mögen sie (dachte er) mit ihrer Vernunft Recht haben so viel sie wollen: es hilft ihnen doch nichts. Wir kommen doch weiter. Je mehr wir von den Rationalisten Schmach leiden, desto mehr werden wir belohnt." — Doch fand er nöthig, nach Tische bei der Baronin ein wenig vorzubauen, und ihr an dem Vorgefallenen begreiflich zu machen, wie unrecht und gefährlich es sey, sich aufs Raisonniren nach der Vernunft einzulassen, und wie nothwendig und heilsam dagegen der Rath sey, die Augen zu verschließen und sich an das Bibelwort allein zu halten.

Der Magister Krebs war gleichgültiger in der Sache. Er verachtete den Wille als einen unwissenschaftlichen Kopf, und hatte seinen Reden nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Es stand ihm zwar das Vermögen, den Fall und die Erbsünde nach Hegels Philosophie zu demonstriren nicht zu Gebote; es war ihm aber genug, daß Marheinecke alles demonstrirt habe. Doch war er erboßt auf Walton, den er nicht für voll ansah, und er lauerte mit Verlangen auf eine Gelegenheit, um ihm etwas Rechtes anzuhängen. Mehr noch als dies erbitterte ihn ein andrer Umstand. Die Augen der schönen Luise von B. hatten in seinem Herzen gezündet, und er hatte sich nicht wenig bestrebt, sich ihr bemerklich zu machen. Mit höchstem Verdrusse aber hatte er wahrnehmen müssen, daß das schöne Fräulein für ihn fast blind und taub zu seyn schien, und dagegen öfters den glänzenden Stern ihres Auges auf den verhaßten Walton richtete.

Der gute Böhm war etwas verdrießlich. Die Gründe Wille's hatten auf ihn keinen Eindruck gemacht. Denn gewohnt, wie er war, nur das Wort der Schrift zu hören, und der Vernunft jedes Urtheil zu versagen, hatte er auch den Reden Wille's seinen Geist geflissentlich verschlossen, und sich bisweilen mit dem wortlosen Seufzer gewaffnet: „hebe dich weg von mir, Satan, du bist mir ärgerlich." Doch fühlte er, daß er eine gar zu unbedeutende Rolle gespielt habe. Er hatte seinen Mund fast nicht aufgethan; denn die Philosophie war seine Stärke nicht. Das eine Mal aber, wo er gesprochen hatte, war ihm die Schmach widerfahren, vom Inspector selbst zurecht gewiesen zu werden, dessen vornehmen Ton er wohl empfunden hatte. Auch Böhm hoffte bei der Erörterung der Schriftlehre mehr Ehre einzulegen.

Der Baron war dem ganzen Streite mit großer Theilnahme gefolgt. Er hatte sich dem Glauben an eine Erbsünde immer nicht recht ergeben können, ohne eigentlich zu wissen warum. Das Gespräch hatte ihn über sich selbst ins Klare gesetzt. Er fühlte, daß es beinahe seine Gedanken waren, die Wille nur in ihm zu deutlichem Bewußtseyn gebracht habe. Sein Urtheil war nun entschieden, und er dankte seinem Freunde im Herzen, wenn er bedachte, daß vielleicht auch seine Clementine dadurch von ihrer Schwermuth geheilt werde.

Die Mutter hatte die trüben Ansichten Böhms und ihrer Tochter von der Verderbniß der menschlichen Natur nie getheilt. Sie folgte hierbei ihrem Gefühl, wie so oft die Frauen; und diesem war das Dogma von der Erbsünde widerlich. Sie freute sich nicht wenig, daß Wille ihr Gefühl nun auch durch Gründe gerechtfertigt habe, und Wille, dem sie immer wohlgewollt hatte, war dadurch bei ihr im Werthe unendlich gestiegen. Sie glaubte als Frau sich keinen Zwang anthun zu dürfen, ihre Zufriedenheit zu verbergen, und der Inspector mußte eine gute Portion Lob, das sie über Wille aussprach, mit sauerm Gesichte hinunterschlucken.

Auf die Baronin hatte das Gespräch nicht in gleicher Art gewirkt. Statt ruhiger zu werden, war sie unruhiger geworden. Wille's Reden, denen sie mit größter Aufmerksamkeit gefolgt war, hatten den Zweifel in ihre Seele geworfen, aber ihr noch keine Ueberzeugung gegeben. Das Ansehen der heil. Schrift, in welcher sie die Lehre von der Erbsünde enthalten glaubte, und der Gedanke, daß die Kirche, daß auch ein Luther und Melanthon diese Lehre festgehalten hatten, hielt sie ab, den Gründen Wille's Beifall zu schenken. Sie wußte ihnen nichts entgegenzusetzen, aber sie traute ihrer Vernunft nicht. Besonders beunruhigte sie der Gedanke, daß Wille's Verwerfungsurtheil in Widerspruch stehe mit der Bibel. Sie konnte nicht begreifen, wie Wille, als ein Geistlicher, eine Lehre verwerfen könne, die nach ihrer Meinung in der Erzählung des Sündenfalls unwidersprechlich liege. Sie hatte immer großen Widerwillen gegen die Theologen empfunden, welche die Erzählungen der Bibel für bloße Sagen und Mährchen halten, und sie glaubte fast, Wille sey derselben Art. Beinahe bereuete sie es, das Gespräch veranlaßt und sich muthwillig in ein Meer beunruhigender Zweifel gestürzt zu haben. Doch Eines war ihr unendlich wichtig, nämlich daß der Inspector selbst zugestanden hatte, Adams Vergehen werde von Gott den Nachkommen nicht zugerechnet, und die Erbsünde sey nicht ein von Gott allen Menschen zur Strafe auferlegtes Verderben. Sie sah darin eine Hoffnung, auch ihr ohne Taufe gestorbenes Kind vom Fluche der Verdammniß befreit zu sehen. Doch diese Hoffnung getraute sie sich nur erst dann zu fassen, wenn die Schrift nicht entgegenstehe.

Als man daher von der Tafel aufgestanden war, und sich im Garten versammelte, um den Kaffee zu genießen, so erinnerte sie die Herren an die Fortsetzung ihres Gesprächs. Der gute Böhm wanderte nach Hause, um auf das Verlangen Wille's die hebräische Bibel und das griechische neue Testament herbeizuholen, und eine deutsche Bibel brachte die Baronin. Auch Böhm hatte eine mitgebracht, weil er nur mit ihr vertraut war und um den Grundtext sich zeither wenig bekümmert hatte. Eine runde Tafel, auf welche man die Bücher legte, zu denen auch die Glocke der Baronin kam, wurde der Mittelpunkt, um den die Gesellschaft sich sammelte. Nach dem Präsidentenrechte, das man der Baronin zugestanden hatte, bestimmte sie die Gesprächsordnung in der Art, daß sie bat, man möge zuerst die Schriften des alten und dann die Schriften des neuen Testaments besonders vornehmen. Man war dies von allen Seiten zufrieden, und beschloß daher, zuerst die mosaische Erzählung vom Sündenfalle 1 Mos. 3. zu betrachten. „Beginnen Sie, sprach die Baronin zu Wille, beginnen Sie den Angriff, damit wir die Vertheidigung hören."

Wille. Mein Angriff wird kurz seyn. Ich behaupte, daß die mosaischen Schriften die kirchliche Lehre vom Sündenfalle und der Erbsünde gar nicht haben, und fordere den Hn. Inspector auf, das Gegentheil zu beweisen.

Insp. (vornehm.) Dessen bedarf es nicht, mein lieber Mann. Seit achtzehen Jahrhunderten hat die Christenheit die Erzählung bei Moses so verstanden; Ihnen liegt daher ob, zu erweisen, daß man sie falsch verstanden habe. Doch — ich habe nichts dagegen, wenn allenfalls der Hr. Pastor Loci und mein lieber Herr Krebs sich der nutzlosen Mühe dieses Beweises unterziehen wollen. Sie, lieber Hr. Böhm, haben ohnedies bei Tische eine stumme Person gespielt, — (wohlgefällig) oder, wie wir Gelehrte sagen, Sie sind ein προσωπον κωφον gewesen, (lachend) und haben dem Bauche mehr gedient, als dem Herrn.

Böhm. Es würde Ew. Hochehrwürden nicht anstehen, Bescheidenheit in Gegenwart des Vorgesetzten mit Bauchdienst zu verwechseln. Ich hoffe daher, der Hr. Inspector habe nur ein Witzwort sagen wollen, das, wie so manches, etwas verunglückt ist. Gern aber will ich den Vertheidiger der heiligen Schrift ma-

chen, denn in dieser glaube ich einheimischer zu seyn, als in der Philosophie.

Wille. Verzeihen Sie, ehrwürdiger Freund! Sie vergriffen sich im Ausdruck. Nicht den Vertheidiger der Schrift sollen Sie machen, sondern den Erklärer. Denn nicht die Schrift gedenke ich anzugreifen, sondern die falsche Erklärung, welche man von ihren Erzählungen und Aussprüchen gemacht hat. Zuerst also bitte ich Sie, mir nachzuweisen, wo in der Schrift gesagt wird, daß die ersten Menschen eine Vollkommenheit des Verstandes und Willens gehabt hätten, die wir nicht mehr besitzen.

Böhm. Das liegt in dem Ausdrucke, daß der Mensch nach Gottes Ebenbilde geschaffen sey. Der Sünder ist kein Ebenbild Gottes, sondern der sittlich vollkommene.

Wille. Sagen Sie nicht: der sittlich vollkommene; denn vollkommen, gänzlich und bleibend unschuldig (daß ich mich so ausdrücke) ist Gott allein; jeder Erschaffene muß unvollkommen seyn. Sie hätten also sagen sollen: der der Sittlichkeit fähige und nach ihr eifrig strebende ist Gottes Ebenbild.

Böhm. Da wir aber nun aus der Schrift disputiren, so muß ich Ihrer Behauptung, daß der Mensch nicht vollkommen seyn könne, jenen Ausspruch Jesu, der mir schon über Tische beifiel, entgegensetzen: „ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Diese Worte scheinen mir eine recht deutliche Erklärung dessen zu seyn, worin das Ebenbild Gottes bestanden hat.

Wille. Glauben Sie denn, daß in diesem Ausspruche Jesu liege, der Mensch müsse sich auch die Vollkommenheit der Allmacht und Allweisheit aneignen?

Böhm. Nein, denn jene steht nicht in unsrer Gewalt, und zu dieser reichen unsre Kräfte nicht hin. Dies kann also Jesus nicht gemeint haben. Nur von der Vollkommenheit spricht Jesus, die in unsern Kräften steht, und dies ist die sittliche.

Wille. Wenn nun sittliche Vollkommenheit oder Heiligkeit über menschliche Kräfte wäre, würde da Jesu Ausspruch verlangen, sie uns dennoch anzueignen?

Böhm. Dann freilich nicht. Sie steht aber in unsern Kräften.

Wille. Dieses ist es eben, was gefragt wird, was ich läugne, und was Sie mir erst aus diesem Spruche beweisen wollen. Sie erklären daher diesen Spruch von der sittlichen Vollkommenheit, weil diese möglich sey; diese Möglichkeit, ohne welche der Spruch anders verstanden werden müßte, muß daher schon anderweitig gewiß seyn, und kann also nicht wieder aus dem Spruche selbst bewiesen werden.

Böhm. Ich sehe dieses wohl ein. Aber auf was wollen Sie denn nun jenen Ausspruch Jesu sonst beziehen?

Wille. Wenn Jesus sagt: ihr sollt vollkommen seyn, wie Gott, so ist nicht abzusehen, warum das Gebot nur auf die Vollkommenheit des Willens und nicht auch des Verstandes und Gefühls zu beziehen sey. Da es nun aber unmöglich ist, daß der Mensch an Verstand und Gefühl fürs Gute Gott vollkommen gleich seyn könne, so kann Jesus auch nicht haben sagen wollen, daß der Mensch dieses solle, oder daß er es in Hinsicht des sittlichen Willens vermöge. Dazu kommt, daß im griechischen Grundtext ein Wörtchen steht (ὥσπερ), das nicht sowohl wie, als vielmehr gleichwie (wie auch Luther richtig übersetzt hat) bedeutet, indem es nicht die Gleichheit, sondern die Aehnlichkeit anzeigt. Ihr sollt vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist, heißt also nicht so viel: ihr sollt Götter seyn, sondern ihr sollt Gott ähnlich seyn, ähnlich zu werden suchen; ihr sollt sein Verhalten nachahmen. Sie sehen also, daß Jesus nicht verlangt, daß wir so heilig und sündenrein seyn sollen, wie es Gott ist, denn dies wäre so viel gewesen, als wenn er gesagt hätte: ihr sollt Gott selbst seyn; sondern: ihr sollt euch Gottes Verhalten überall zum Muster und Vorbild nehmen, ihm ähnlich zu werden trachten. Dieser Ausspruch widerlegt also meine Behauptung nicht, daß das göttliche Ebenbild nicht in vollkommener Weisheit und Heiligkeit bestanden haben könne. Es bestand vielmehr darin, daß der Mensch überhaupt Vernunft und freien Willen hatte, und dadurch Gott ähnlich, ein Bild von ihm, nicht aber er selbst, war. Und wenn Paulus Eph. 4,24. sagt: „ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist", so meint er doch nicht, daß die Christen Gott in Weisheit und Heiligkeit gleich, sondern nur, daß sie ihm darin ähnlich werden sollen; und doch nennt er

dieſes ein Ebenbild Gottes werden. Das Ebenbild Gottes kann alſo nur in der Nachahmung Gottes beſtehen, in Aehnlichkeit. Mehr kann auch bei Moſes darin nicht geſucht werden, und es iſt ohne Grund, wenn man daraus, daß der Menſch nach Gottes Bilde geſchaffen war, ſchließen will, er würde nie geirrt, nie gefehlt, nie eine Sünde gethan haben. Und dieſes zeigte ja der Erfolg. Denn das erſte Menſchenpaar ſündigte ja wirklich, und zwar, wie Sie nicht in Abrede ſtellen können, leichtſinnig genug; denn die Verſuchung war ja nicht groß oder ſchwer. Es iſt alſo ohne allen bibliſchen Grund, was das Kirchendogma von den hohen Vollkommenheiten der erſten Menſchen vor dem Falle ſagt.

Böhm. So wollen Sie es alſo wohl auch nicht für einen Beweis der Weisheit des erſten Menſchen gelten laſſen, daß er nach 1 Moſ. 2, 20. allen Thieren Namen gab?

Wille. Das iſt wenigſtens keine sapientia in spiritualibus, oder Weisheit in göttlichen Dingen, welche die Kirche dem Adam zugeſchrieben hat. Auch die Wilden haben ja allen Thieren und Pflanzen, welche ihnen vorkommen, Namen gegeben, und Niemand hält ſie darum für weiſe. — Ueberhaupt aber glaube ich, daß Moſes bei dem Ausdrucke Ebenbild Gottes an die Herrſchaft des Menſchen über die Erde und alle andre Geſchöpfe gedacht hat.

Inſp. (einfallend.) Das iſt Socinianiſche Ketzerei und ein höchſt elender Einfall; denn ſo wären Schlächter, Jäger, Fuhrleute, Menageriebeſitzer die rechten Ebenbilder Gottes! Quae, qualis quanta!

Wille. (ruhig.) Daß die Socinianer das Ebenbild Gottes bei Moſes von der Herrſchaft der Menſchen verſtanden haben, macht die Erklärung nicht zur Ketzerei und rechtfertigt ſie nicht. Sie findet ihre Rechtfertigung darin, daß Moſes ſelbſt die Sache 1 Moſ. 1, 26. ſo erklärt, wenn er ſchreibt: „Gott ſprach: laſſet uns Menſchen machen, ein Bild das uns gleich ſey, die da herrſchen über die Fiſche im Meer" ꝛc. Daſſelbe zeigen auch V. 27. und 28., wo Gott dem Menſchen, als ſeinem Ebenbilde, die Erde übergibt, um ſich dieſelbe unterthan zu machen. Elend iſt aber dieſe Vorſtellung wahrlich nicht, ſondern erhaben. Der Menſch iſt es ja, der vermöge der Vernunft nicht nur die

Thiere beherrscht, sondern die Natur. Er erforscht ihre Kräfte und Gesetze, er zwingt die Erde, reiche Saaten zu geben, er vermag den Fruchtbaum zu mehren und zu veredeln, Weinberge zu bauen, die Erzeugnisse der Natur kunstreich zu verarbeiten, Städte, Tempel, Paläste, Kunstwerke zu erbauen, die Erde mit den Werken seiner Hand zu erfüllen und zu verschönern, mit einem Worte — ein Schöpfer im Kleinen zu seyn, die erste Schöpfung fortzusetzen. Dies ist ja doch wohl etwas Strahlendes und Erhabenes — —

Insp. (ihn unterbrechend.) Ruhig, mein Freund! Es war nur ein Scherz. Aber warum wollen wir blos auf den Moses sehen und nicht auf Christus! Es ist ein großer Fehler von euch Herren, daß ihr das alte Testament nicht aus dem neuen erklärt. Das neue Testament weiß kein Wort davon, daß das Ebenbild Gottes in der Herrschaft über die Erde bestanden habe.

Wille. Allerdings findet sich dieser Begriff auch im N. T., und zwar ganz deutlich 1 Kor. 11, 7. Hier dringt Paulus darauf, daß die Weiber in der Gemeinde, nach der Sitte jener Zeit, verschleiert erscheinen sollen, und führt den Grund an: „der Mann soll das Haupt nicht bedecken (d. i. das Gesicht nicht verschleiern), sintemal er ist Gottes Bild und Ehre; das Weib aber ist des Mannes Ehre." Der Ausdruck Ehre kann nur von der Herrschaft und der mit ihr verbundenen Ehre verstanden werden. Nach morgenländischen Sitten und Gesetzen hatte das Weib nicht den geringsten Antheil an der Herrschaft, daher der Apostel sagt, das Weib sey nicht Gottes, sondern des Mannes Ehre. Sollte daher Ebenbild Gottes hier die geistigen Vollkommenheiten bezeichnen, so würde ja gesagt, daß das Weib gar nicht Gottes Ebenbild wäre, was doch der Apostel gewiß nicht hat sagen wollen.

Krebs. Wenn ich meine Meinung sagen soll, so brauchen wir diese Schleiergeschichte hier gar nicht. Jesus und die Apostel verlangen, die Menschen sollen wiedergeboren werden zu Gottes Bilde; sie müssen daher Gottes Bild verloren gehabt, es aber einstens besessen haben; und da sie zur Heiligkeit ermahnt werden, so kann das verlorne Bild Gottes in nichts Anderm bestanden haben, als in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Walton. Ist es dem Hn. Magister nicht gefällig, uns die Stellen des neuen Testaments anzugeben, wo dieses stehen soll?

Krebs. Ach, die weiß ja jeder Schulknabe. (die deutsche Bibel ergreifend.) Sehen Sie hier Joh. 3, 3. sagt Jesus zu Nicodemus: es sey denn daß jemand von neuem — hören Sie wohl: von neuem! — geboren werde, und zwar aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. — Von neuem, Herr Walton! Also muß der Mensch schon früher einmal aus Geist geboren gewesen seyn.

Walton. (greift nach dem griechischen neuen Testamente.) Nicht Luthers Uebersetzung ist zu hören, sondern der Grundtext. Jesus braucht das Wort ἄνωθεν, dgs Luther sehr falsch übersetzt hat „von neuem." Dieses heißt es nie, wohl aber „von oben herab, vom Himmel herab", nämlich durch den Geist Gottes. Also: von oben herab, — hören Sie wohl, Hr. Magister! — von oben herab, nicht von neuem soll der Mensch geboren werden.

Krebs. (barsch.) Aber wodurch beweisen Sie Ihre Erklärung?

Walton. Dadurch, daß ἄνωθεν bei keinem Schriftsteller der Griechen wiederum heißt, sondern entweder: von oben herab, oder, wenn es sich auf die Zeit bezieht, von Alters her.

Krebs. (für sich.) Verwünscht! Davon habe ich in Berlin nichts gehört. (laut.) Aber, mein Herr, die Taufe heißt doch Tit. 3, 5. ein Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung im heiligen Geist?

Walton. Allerdings. Aber auf was bezieht sich denn der Ausdruck? Nicht auf die Schöpfung Adams, sondern auf die natürliche Geburt der Leser. Die Sache ist diese. Juden und Heiden waren zu der Apostel Zeit sittlich höchst verdorben. Dieses bezeuget nicht nur Paulus in dem Briefe an die Römer, sondern auch der jüdische Geschichtschreiber Josephus, der gleich nach dem Tode der Apostel blühte, und die griechischen und römischen Schriftsteller jener Zeit. Wenn sie nun Christen wurden, so mußten sie den alten Menschen, wie es Paulus nennt, d. i. ihre vorigen Untugenden ablegen und ganz neue Menschen werden, oder wie es auch bildlich heißt, eine neue Geburt, eine geistige Wiedergeburt. So schreibt Paulus Eph. 4, 22 ff.: „so leget nun von euch ab nach „dem vorigen Wandel den alten Menschen, der durch Lüste im

„Irrthum sich verderbet; erneuert euch aber im Geiste eures Ge„müths, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott ge„schaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit." In einem ähnlichen Bilde sagt Paulus Eph. 2, 5. von dem vorchristlichen Zustande der Epheser: „da wir todt waren in Sünden, hat er uns in Christo lebendig gemacht." — Sie sehen also, mein Herr Magister, daß diese Stellen nicht auf alle Menschen, sondern nur auf die verderbte Beschaffenheit der damaligen Menschen gehen, und daß das Alte und Neue, was hier einander entgegengesetzt wird, nicht das voradamitische und nachadamitische ist, sondern der vorchristliche unsittliche, und der christliche sittliche Zustand, und zwar nicht aller Menschen, sondern der Menschen zu der Apostel Zeit.

Krebs. Ei, wie gelehrt! Wie können Sie läugnen, daß alt und neu sich hier auf Adam beziehe, da Paulus an einem Orte, ich weiß nicht gleich wo, vom „alten Adam" spricht, den die Christen ersäufen sollen. Hören Sie wohl! nicht vom alten Menschen, sondern vom alten Adam.

Walton. (lächelnd.) Ich glaube es gern, daß Sie die Schriftstelle, wo der alte Adam genannt werde, nicht anzugeben wissen; denn der Ausdruck findet sich in der ganzen Bibel nicht, auch nicht in Luthers Uebersetzung, sondern nur in Luthers Katechismus im Artikel von der Taufe. In der Stelle, welche Luther dabei berücksichtigte, Röm. 6, 6., steht nur: „der alte Mensch", und es ist auch hier von dem vorigen sündlichen Zustande die Rede. Luther hat aber im Katechismus aus dem alten Menschen den alten Adam gemacht, aus Vorliebe für sein System.

Insp. (heftig.) Also erklären Sie unsern großen Luther für einen Verfälscher der Bibel?

Walton. (ruhig.) Nicht im Geringsten; denn Luther sagt nicht, daß die Worte: „der alte Adam", in der Bibel stünden; er braucht nur den Ausdruck, um die Erbsünde, weil sie von Adam stammen soll, damit zu bezeichnen. — Es bleibt also, um auf die Hauptsache zurückzugehen, dabei, daß die Wiedergeburt im N. Test. sich nicht auf die Schöpfung Adams (die ja auch keine Geburt war), sondern auf die leibliche Geburt der Leser, an welche die Apostel schrieben, bezieht, und daß daher das

N. Test. nichts davon weiß, daß das Ebenbild Gottes durch den Sündenfall verloren gegangen sey. Und wie könnte es auch seyn, da 1 Mos. 9, 6. der Todtschlag nach dem Sündenfalle aus dem Grunde verboten wird, weil Gott den Menschen nach seinem Bilde gemacht habe, und der Apostel Jakobus Kap. 3, 9. die tadelt, welche dem Menschen fluchen, der nach Gottes Bilde gemacht sey. Moses, Jakobus und Paulus erklären also, daß der Mensch das göttliche Ebenbild, das ihm anerschaffen worden sey, nicht verloren habe.

Baronin. (gespannt.) Wie? — So widerspricht ja die Schrift in einem wesentlichen Punkte der gewöhnlichen Lehre! Werden noch jetzt alle Kinder mit dem Ebenbilde Gottes geboren; wie können sie es verloren haben, wie — wegen dieses Verlustes verdammt werden?

Insp. (mit Gravität.) Beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau, die Kirche läugnet nicht, daß noch Reste des göttlichen Bildes in dem Menschen sind; sie lehrt nicht, daß das Bild Gottes durch den Fall ausgetilgt, sondern nur, daß es verdorben und aufs Aeußerste geschwächt worden sey.

Wille. Wo sagt denn aber die Schrift ein Wort davon, daß nur noch Rudera des göttlichen Bildes in dem Menschen seyen? Diese Annahme ist reine Willkühr.

Baronin. Also der Mensch hat das Bild Gottes noch an sich, so viel wäre aus der Schrift gewiß.

Insp. (einfallend.) Aber verdorben hat er es.

Wille. Davon, wie gesagt, weiß die Schrift nichts, und die Sache wäre auch unmöglich. Denn da man das Ebenbild Gottes nicht in den Verstand und Willen an sich, sondern in die Vollkommenheit des Verstandes und Willens, oder in anerschaffene Weisheit und Heiligkeit setzt, so ist ein verdorbenes Ebenbild Gottes gar nicht denkbar. Eine Vollkommenheit, die gerade ins Entgegengesetzte verwandelt worden ist, ist doch wahrhaftig keine, ist ein gänzlich sich selbst aufhebender Begriff. (zur Baronin.) Es bleibt also dabei, der Mensch hat noch jetzt das Ebenbild Gottes. Auch wird unter den Strafen, die dem ersten Menschenpaare nach dem Falle angekündigt werden, kein Wort davon gesagt, daß sie zur Strafe das Ebenbild Gottes verloren hätten.

Insp. (sich räuspernd.) Gut — gut, daß Sie hier des Sündenfalls gedenken. Den hält der Herr Pfarrer wohl auch mit so vielen Neudenkern für ein bloßes Mährlein? — (seufzend.) Ach Gott! wie mißhandelt man das heilige Buch! —

Wille. Für was ich diese Erzählung halte, dies thut hier nichts zur Sache. Es ist genug, daß sie nichts davon enthält, daß durch Adams Vergehen eine Erbsünde entstanden sey.

Insp. Was sagt denn mein gelehrter Hr. M. Krebs hierzu?

Krebs. (mit Verbeugung.) Zu viel Ehre! — Ich sage, daß die ersten Menschen vor dem Falle unschuldig waren; denn sie waren nackend und schämten sich nicht; aber nach dem Falle schlug sie das böse Gewissen, sie schämten sich, und suchten sich zu entschuldigen. Also war damit offenbar die Sünde in sie gekommen, sie waren anders, sie waren sittlich verdorben.

Walton. (auf einen Wink von Wille.) Wenn man Ihnen auch zugibt, daß die ersten Menschen Schaam über die Sünde empfunden hätten, so war ja diese Schaam eben ein Zeichen, daß sie ihr Unrecht erkannten, also schon das Beginnen ihrer Besserung. Sie hatten gesündigt, aber sie kehrten auch sogleich wieder um. Konnte dadurch ihre Natur verdorben werden? Wird denn noch jetzt, wenn der Wiedergeborne eine Sünde der Schwachheit oder Uebereilung begeht, und sie sogleich bereuet, seine ganze Natur verdorben? Und sagen Sie mir ein Wort in der mosaischen Erzählung, welches andeutete, daß die Natur der ersten Aeltern verdorben sey, und daß dieses Verderben sich fortgepflanzt habe! Auch nicht Ein Wort darüber finden Sie. — Doch die Hauptsache ist, daß die Schaam der ersten Aeltern nach Mosis Erzählung als keine sündliche, sondern eine sittliche, d. h. eine Folge ihres verfeinerten sittlichen Gefühls dargestellt wird. Denn Moses erzählt, daß die Früchte des Baums, von dem dann das erste Menschenpaar aß, die Wirkung haben sollten, den Menschen die Erkenntniß des Unterschieds zwischen Gutem und Bösem zu geben (1 Mos. 2, 9.) oder (K. 3, 6.) ihn klug zu machen. Diese Wirkung erwies der Baum. Vorher (1 Mos. 2, 25.) waren Adam und Eva nackend, ohne zu erkennen, daß dieses unschicklich sey; nachdem sie aber gegessen hatten (K. 3, 7.), da erkannten sie, daß dieses unschicklich sey, und machten sich Schurze. Gott brauchte auch

(V. 10. 11.) dieſes, daß die Menſchen das Unſchickliche der Nacktheit erkannten, als einen Beleg, ſie zu überweiſen, daß ſie von dem Baum des Erkenntniſſes gegeſſen hätten, und legte V. 22. ſelbſt das Zeugniß ab, daß nun Adam den Unterſchied des Guten und Böſen wiſſe.

Krebs. Ein ſchönes Zeugniß! Vielmehr ſpottet Gott des Adam, wenn er ſagt: „ſiehe, Adam iſt worden als unſer einer, und weiß, was gut und bös iſt."

Walton. (erſtaunt.) Spott? — Da wäre wohl auch das Folgende Spott, daß Gott den Menſchen aus dem Paradieſe und vom Lebensbaume vertreibt?

Krebs. Nein, das iſt richterlicher Ernſt.

Walton. Billigen Sie es denn, wenn ein Lehrer ein Kind über eine Sünde verſpottet, indem er es ſtraft?

Krebs. Gott iſt kein Schulpräceptor, und der Sünder kein Kind.

Walton. Und doch vergleicht die Schrift ſo häufig Gott mit einem weiſen Vater in ſeinen Züchtigungen, und uns mit Kindern. Wird aber ein Vater des Kindes ſpotten, indem er es ſtraft? —

Böhm. Ja, wenn dies nicht eine Art von Spott wäre, ſo würde ja folgen, daß Gott geſagt habe, der Menſch ſey wirklich durch das Eſſen vom Baume einſichtsvoller geworden?

Wille. Allerdings, lieber Freund, und dies iſt es eben, was die moſaiſche Erzählung Gott ſagen läßt. Denn man hat bei den Worten des 22ſten Verſes nur zwiſchen zwei Fällen die Wahl; entweder ſpricht Gott im Ernſt, und ſagt alſo, daß Adam durch das Eſſen vom Baum wirklich die Erkenntniß des Guten und Böſen bekommen habe, alſo weiſer geworden ſey; oder er ſpricht jene Worte nicht ernſtlich, ſondern Adam zu verſpotten, und das Gegentheil zu ſagen. Die Vertheidiger der Erbſünde müſſen das Letzte annehmen, wie ſchon Luther that, welcher zum 22ſten Vers ſchreibt: „dies iſt ein Hohn und ſehr harter und bitterer Spott", und den Sinn deſſelben ſo erklärt: du haſt wollen Gott gleich ſeyn, biſt aber dem Teufel gleich geworden. Ein Spott iſt nun aber hier gar nicht denkbar. Wie könnte man glauben, Gott habe dem Adam nicht nur das göttliche Ebenbild zur Strafe genommen, ihn zur

Strafe dem Tode unterworfen, und in dem feierlichen Augenblicke dieser Strafe den elenden, bedauernswürdigen Adam noch mit Spottreden gehöhnt? — Da dieses ohne Gotteslästerung nicht angenommen werden kann, so bleibt nichts übrig, als in den Worten ein Zeugniß Gottes zu sehen, daß Adam zur Erkenntniß gekommen, wirklich weiser geworden sey.

Insp. So würde also folgen, Gott habe den Adam darum mit dem Tode belegt, nicht weil er seinem Schöpfer ungehorsam gewesen, sondern weil er weise geworden sey. Dies zu denken, wäre ja auch gotteslästerlich.

Wille. Die Sache, wie sie in der mosaischen Erzählung liegt, ist ganz einfach diese. Zwei Wunderbäume des Paradieses waren vorhanden; die Früchte des einen machten weise, die Früchte des andern schützten vor dem Leibestode. Den letztern Vorzug hatte Gott den Menschen zugedacht, aber nicht den ersten. Das rste Menschenpaar aber aß doch von den Früchten des ersten Baums und wurde weise. Da dieses einmal geschehen war, so mußte ihnen die Frucht des zweiten Baumes nun versagt werden, damit die Sterblichen nicht auch an unvergänglichem Leben den Göttern gleich würden. Sie wurden aus dem Paradiese vertrieben, und mußten sich nun durch die Weisheit ein anderes Paradies schaffen und unter Sorgen und Mühen den Acker bauen. An eine ewige Verdammniß oder Verstoßung der Menschen zur Hölle denkt der Verfasser dieser alten Erzählung gar nicht.

Insp. (mit angenommener Freundlichkeit.) Lieber Herr Pfarrer! Es würde mir gar leicht seyn, alles was Sie hier gesagt haben, zu widerlegen; aber wir wollen der Kürze halber diese Stelle, die allein genommen freilich nicht genug ist, lassen und auf andre übergehen. Unbezweifelt ist es doch, daß das alte Testament oft sagt: alle Menschen seyen sittlich verdorben, alle seyen arge Sünder, keiner sey gerecht vor Gott, auch nicht einer. Da wir nun nicht annehmen dürfen, Gott habe ihnen dieses sittliche Verderben anerschaffen, so muß es entstanden seyn, und da bietet die heilige Geschichte zur Erklärung dieses Umstandes keine andre Thatsache dar, als den Sündenfall. Es muß also durch diesen ein allgemeines Verderben über alle gekommen seyn.

Wille. Ich kenne diese Stellen, welche Sie im Sinne haben, sehr wohl. Ich weiß auch, daß Luther sie zum Theil falsch übersetzt hat, aus Vorliebe für die Lehre von der Erbsünde. So hat er 2 Mos. 34,7. übersetzt: „vor welchem (Gott) niemand unschuldig ist", da er doch, wie er 2 Mos. 14,18. richtig gethan hat, hätte übersetzen sollen: „und er (Gott) läßet den Sünder nicht ungestraft." Ferner 1 Kön. 8,46. (und 2 Chron. 6,36.) übersetzt er: „denn es ist kein Mensch, der nicht sündiget", da doch im Grundtext steht: „wenn (unter dem Volke) kein Mensch ist, der sich nicht vergeht." Oder Sprüche K. 20,6., wo Luther hat: „viele Menschen werden fromm gerühmt, aber wer will finden einen, der rechtschaffen fromm sey?" statt daß er hätte übersetzen sollen: „viele werden als gütige Menschen gerühmt, aber wo findet man einen, der es redlich meint?" — Doch wir wollen das lassen, denn es kommt wenig darauf an. Denn wenn auch im A. Test. gesagt wird, kein Mensch wisse sich ganz rein zu halten von Sünden, oder fühle sich vollkommen gerecht, wenn er sich mit dem Ideal der Sittlichkeit oder mit Gott vergleicht, so wird damit nur etwas ausgesprochen, was Jedermann zugesteht, und was auch die nicht läugnen, welche die Erbsünde ganz verwerfen. Denn niemand kann hier schon vollkommen seyn wie Gott. Und wenn auch in der Schrift gesagt wird, jeder Mensch habe von Jugend auf Neigung zur Sünde, so ist auch dieses der Erfahrung gemäß, weil alle Menschen als Kinder zuerst sinnliche Wesen sind, und nur erst später sittliche Wesen werden können. Daß aber die menschliche Natur nicht gleich ursprünglich so gewesen, sondern durch den Sündenfall erst so geworden, oder daß die Natur des Menschen verderbt worden sey, und dieses Verderben sich durch die Zeugung fortpflanze, dies wird nicht gesagt.

Böhm. Ich habe immer geglaubt, diese Fortpflanzung des Bösen liege in der Stelle Ps. 51,7., wo David sagt: „siehe ich bin aus sündlichem Saamen gezeugt, und meine Mutter ha mich in Sünden empfangen." Denn hier wird ja der Saame als von der Sünde inficirt und ein Verderben fortpflanzend bezeichnet, und David sucht daraus seinen Ehebruch mit der Bathseba vor Gott zu entschuldigen.

Wille. Wenn ich Ihnen auch diese Erklärung der Stelle zugebe, so folgt doch nicht, daß alle Menschen aus sündlichem Saamen erzeugt sind. David spricht blos von sich. Mit welchem Rechte will man das, was er von sich sagt, auf alle Menschen übertragen? Wenn einer von sich sagt: ich bin zum Unglück geboren, so will er ja damit nicht sagen, daß alle Menschen zum Unglück geboren seyen, sondern vielmehr sich als eine Ausnahme darstellen. Also auch David, wenn er sagt: ich bin zu Sünden geboren, will sich ja als Ausnahme darstellen, und damit sagen, daß es ihm mit der Sünde schlimmer gehe, als andern Menschen. Uebrigens hat aber auch der Grundtext vom „zeugen" und vom „sündlichen Saamen" kein Wörtchen, sondern dieses hat Luther erst hineingetragen. Im Grundtext stehet nur: „ich bin in Sünde geboren worden." Auch will sich David hier nicht entschuldigen, sondern er klagt sich an, und der Sinn ist: nicht nur jetzt (mit der Bathseba) habe ich gesündiget, sondern ich war von Kindheit an ein Sünder.

Böhm. Gott bezeugt aber doch nach der großen Fluth 1 Mos. 8, 21. „daß das Dichten des Menschen böse sey von Jugend auf", und will eben darum keine Sündfluth mehr über die Erde kommen lassen, weil die Menschen nun doch einmal grundverderbt sind durch Adams Fall.

Wille. Sehen Sie sich vor, lieber Freund, daß Sie nicht Gott damit beschuldigen. Wußte Gott nicht etwa schon vor der Fluth, daß die Menschen grundverderbt seyen?

Böhm. Gewiß, er sagt es selbst 1 Mos. 6, 5.

Wille. Nun, wenn er nach der Fluth einsah, daß die Menschen unverbesserlich seyen, so mußte er dieses ja auch vor der Fluth wissen; wenn er deßhalb keine zweite Fluth für rathsam fand, so war ja auch die erste nicht zweckmäßig. — Nein, mein Freund, so steht die Sache nicht. Luther hätte nicht übersetzen sollen: „ich will hinfort die Erde nicht mehr verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf; sondern: „ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen, (wie ich gethan habe), weil die Gedanken des menschlichen Herzens böse waren von Jugend auf." Gott spricht nämlich von den verdorbenen Geschlech-

tern vor der Fluth, nicht von allen Menschen überhaupt; denn ausdrücklich heißt Noah ein Gerechter. Nur jene bösen Geschlechter sollten vertilgt werden, und die neue Bevölkerung der Erde von dem frommen Noah und dessen gerechtem Geschlechte ausgehen. — Doch dies ist nicht das Einzige, daß man die Lehre von der Erbsünde im alten Testamente nicht findet, sondern es ist auch klar, daß das alte Testament dieser Lehre geradezu widerspricht. Im ganzen alten Testamente wird der Tod des Leibes als eine ursprüngliche Ordnung des Schöpfers, nirgends als eine Strafe der Sünde dargestellt. Nur früher Tod wird für Sündenstrafe erklärt, aber nicht der Tod überhaupt. Die Menschen werden überall ermahnt, nach Weisheit und Tugend zu trachten, müssen doch also die Kraft dazu besitzen, und können sie nicht durch Adam verloren haben. Wie hätte Moses den Israeliten 5 Mos. 6, 5. gebieten können: „du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen ꝛc.", wenn der Mensch durch die Erbsünde alles Vermögen verloren hätte, Gott zu lieben? Und sagt nicht ausdrücklich die Stelle Pred. 7, 30., daß Gott den Menschen aufrichtig, redlich geboren werden läßt? Und wie ließ sich endlich der Satz, daß alle Menschen um Adams Sünde willen sterben, mit den feierlichen Versicherungen des alten Test. vereinigen, daß der Sohn nicht tragen soll die Missethat des Vaters? (5 Mos. 24, 16. 2 Kön. 14, 6. Jer. 31, 29 f. Ezech. Kap. 18, 10—20.)

Insp. (verdrießlich.) Wozu dieses alles? — Was kommt am Ende hierin auf das alte Testament an? Moses ist durch Christum abgeschafft, und durch Christum ist die Wahrheit gekommen. Nur aufs neue Testament kommt es hier an, und dieses enthält die Lehre von der Erbsünde ganz offenbar. Denn was man auch dagegen sagen mag, so ist doch gewiß, daß der Apostel Paulus Röm. 5, 12 ff. Sünde und Tod von Adam ableitet, wenn er sagt: „wie durch einen Menschen die Sünde ist kommen in die Welt, und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben."

Wille. Luthers Uebersetzung ist nicht ganz richtig. Es sollte eigentlich heißen: „wie durch Einen Menschen das Uebertreten (der göttlichen Gebote) seinen Anfang in der Welt genommen, und durch diese Uebertretung der Tod: so ist auch an alle Menschen

der Tod gekommen, weil sie alle fortsündigten." Doch dem sey wie ihm wolle, so liegt in dieser Stelle nicht mehr, als dies: zuerst, daß Adam den Anfang gemacht habe mit Uebertreten; zweitens, daß als Folge der Uebertretung der Tod an ihn, Adam, gekommen sey; drittens, daß auch alle andre Menschen sterben, aber auch alle das Uebertreten fortsetzen. Wichtiger ist es aber zu bemerken, was Paulus nicht sagt. Er sagt nicht: daß Adams Natur durch das Essen vom Baume verdorben worden sey, nicht: daß er alles Vermögen Gott zu erkennen und das Gute zu thun verloren habe und nun nur noch zur Sünde geschickt gewesen sey; nicht: daß dieses Verderben sich durch die Zeugung von Adam auf alle Nachkommen fortgepflanzt habe; also er sagt gerade das nicht, was das Wesentliche der Erbsünde ist.

Insp. Dies müssen Sie also eingestehen, daß Paulus sagt, daß alle Menschen das Uebertreten fortgesetzt hätten, also daß sie alle Sünder seyen und keiner ein Gerechter.

Wille. Ew. Hochehrwürden nehmen hier zwei Ausdrücke für gleichbedeutend, die doch sehr verschieden sind. „Alle Menschen sündigen" sagt nur: es geht bei keinem Menschen ganz ohne Sünde ab, bei jedem, auch bei dem Besten findet sich Sünde; dies will aber nur so viel ausdrücken, daß auch der Beste bisweilen eine Sünde thut, daß er niemals ganz von sittlichen Fehlern frei bleibt, womit doch nicht geläugnet wird, daß bei ihm die Tugend die Sünde weit überwiege, und jene die Regel, diese die Ausnahme sey. Wenn man aber sagt: alle Menschen sind Sünder, so spricht dieses eine bleibende, stehende Beschaffenheit aus, nach welcher die Sünde die Regel, die Tugend die Ausnahme ist. Jenes ist wahr; dieses ist gegen die Erfahrung; jenes sagt Paulus, dieses sagt er nicht. Wenn man sagt: alle Menschen, auch die Weisen nicht ausgenommen, begehen Thorheiten, so ist dies etwas anderes, als wenn man sagt: alle Menschen sind Thoren.

Insp. Wenn ich auch dieses zugestehen wollte, so sagt doch wenigstens Paulus, daß durch Adams Vergehen der Tod an ihn und an alle Menschen gekommen sey, und erklärt daher die mosaische Erzählung 1 Mos. 3. für wahre Geschichte.

Wille. Dies ist wahr. Der Gebrauch, den hier Paulus von der mosaischen Erzählung macht, gehört aber nicht zur christli-

chen Religionslehre; denn er ist aus den Vorstellungen der Juden zu Jesu Zeit entnommen, und wird von Paulus nicht als ein christlicher Lehrsatz, sondern als ein erläuternder Beweis für seine Leser (argumentum ad hominem) gebraucht. — Nach der babylonischen Gefangenschaft glaubten die Juden allerdings (wie man aus Sirach 25,24. Weish. 2,23 f. 4,2. sieht), daß der Teufel Adam in Gestalt der Schlange verführt habe zur Sünde, und daß darauf der Tod als Strafe gefolgt sey. Diesen Glauben faßt Paulus auf für die Juden seiner Zeit, um ihnen begreiflich zu machen, daß auch die Heiden durch Christum zur Auferweckung und zum ewigen Leben kommen sollten. Es ist bekannt, daß die Christen aus dem Judenthume verlangten, die Christen aus dem Heidenthume sollten das mosaische Gesetz beobachten, und daß die Apostel (nach Apostelgesch. 15.) sich diesem Verlangen nachdrücklich entgegensetzen mußten. Dieses war auch in der aus Juden und Heiden gemischten Gemeinde in Rom der Fall, und Paulus sucht nun hier zu erweisen, daß die Juden kein Recht hätten, die Heiden zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes zu nöthigen, indem diese unnöthig sey zur Seligkeit, die für Juden und Heiden blos von der Anerkennung Jesu als Messias (den Glauben an Christum) abhänge, nicht aber von der Beobachtung des mosaischen Gesetzes. Dafür führt er nun K. 5, 12 ff. einen für die Juden sehr schlagenden Beweis an, weil er aus ihren eigenen Grundsätzen genommen war. Er lautet so: ihr Juden glaubt ja doch, daß der Tod, die Strafe der Sünde, lange vor Erscheinung des mosaischen Gesetzes, über die Menschen gekommen sey, wie er auch die Heiden betrifft, die das mosaische Gesetz nicht kannten. Da nun der Tod keine Strafe ist für die Uebertretung des mosaischen Gesetzes, so kann auch die Beobachtung dieses Gesetzes nichts wirken für die Befreiung vom Tode zum ewigen Leben; da die Heiden ohne das mosaische Gesetz zu übertreten sterben, so kann auch die Beobachtung des mosaischen Gesetzes ihnen nichts helfen zur Erlösung vom Tode. Folglich — und dieses allein ist der christliche, festzuhaltende Lehrsatz — folglich ist es nicht nöthig, daß der Christ das mosaische Gesetz beobachtet, es hilft ihm nichts zur Seligkeit, wenn er es beobachtet, und es schadet ihm nichts an seiner Seligkeit, wenn er es nicht beobachtet.

Insp. Allerdings ist dieser Satz das Endziel, auf das der Apostel losgehet. Ich muß aber läugnen, daß der Satz, aus dem er beweiset, nicht auch zur christlichen Lehre gehöre, und daß Paulus einen falschen Satz zum Beweis der Wahrheit gebraucht haben würde.

Wille. Alle Lehrer sind genöthigt, diejenigen Beweise zu gebrauchen, die für ihre Leser die wirksamsten sind. Wir finden dieses ja anderwärts im neuen Testamente auch. Wollen Ew. Hochehrwürden zum Beispiel wirklich glauben, daß, wie der Brief an die Hebräer sagt, das Original des jerusalemischen Tempels und seiner Heiligthümer im Himmel sey, und daß Christus in diesem himmlischen Tempel die hohenpriesterlichen Functionen verrichte? Oder daß, wie es Hebr. 7,5 ff. heißt, Levi dem Melchisedek den Zehnten gegeben hat, weil er schon als Keim in Abraham gelegen habe? Oder gehört es zu den christlichen Wahrheiten, daß nach Jud. V. 9. der Erzengel Michael mit dem Teufel über Mosis Leichnam gestritten habe? — Alles dieses sind Beweise für jüdische Leser damaliger Zeit, nicht Glaubenslehren für die Nachwelt.

Insp. Glauben Sie denn, daß Paulus die Erzählung vom Sündenfall nicht für wahre Geschichte gehalten habe, oder daß er hierin blos einer jüdischen Meinung gefolgt sey?

Wille. Ich will es ganz unentschieden lassen, ob Paulus die Meinung der Juden seiner Zeit über die Entstehung des Todes getheilt habe oder nicht. Ich will nur so viel behaupten, daß wir jene Meinung auf keine Weise deßhalb als einen Theil der Lehre Christi ansehen können, weil Paulus sich hier derselben als Erläuterung und Beweis für Judenchristen bedient. Noch mehr aber darum nicht, weil, wie wir sahen, die mosaische Erzählung von den Juden falsch verstanden wurde, und weil weder im alten Testament noch im neuen Testament sich eine einzige Stelle weiter findet, wo der Tod als eine Folge der Sünde Adams, und nicht als eine natürliche Einrichtung des Schöpfers angesehen wird. Nur Paulus allein macht von jener mosaischen Erzählung einen Gebrauch; denn der Ausdruck Jesu Joh. 8,44., daß der Teufel ein Menschenmörder von Anfang her gewesen sey, kann sich, dem wörtlichen Ausdrucke nach, nicht auf den Sündenfall beziehen, sondern auf den Mord, den Kain beging und auf den Untergang

der sündigen Welt durch die Fluth. Dieses gänzliche Schweigen aller andern Schriftsteller des alten Testaments von der Entstehung des Todes, und mehr noch als dieses die Offenbarung Gottes in der Natur, nach welcher der Tod etwas Ursprüngliches ist, sind uns hinlängliche Berechtigung, jene jüdische Meinung, ob sich Paulus ihrer gleich bedient, nicht zu der christlichen Lehre zu rechnen.

Baronin. Ich will die gelehrten Herren zwar nicht unterbrechen, aber ich erlaube mir zu bemerken, daß wenigstens mir darauf nichts ankommt, ob die Nothwendigkeit zu sterben vom Schöpfer ursprünglich, oder gleich nach dem Ursprung der Menschen angeordnet worden sey, und ich gestehe, daß, wenn die Erzählung vom Sündenfall weiter nichts enthält, als die Erklärung der Thatsache, daß alle Menschen sterben, sie für mich kein religiöses Interesse haben würde. Ja, es will mich bedünken, als ob die Frage: ob der Tod nach der Natur des menschlichen Leibes etwas Nothwendiges sey, und ob es möglich sey, ihm durch irdische Mittel, welche Gott in der Natur bereitet hat, wie den Lebensbaum, den Körper unsterblich zu machen, gar nicht zur Religion, sondern zur Medicin oder Naturwissenschaft gehöre. Wir, die wir wissen, daß wir unsterblich sind, auch wenn wir sterben, können den Verlust einer irdischen Freiheit vom Tode weiter nicht bedauern, ja sie nicht einmal herbei wünschen. Die Hauptsache aber ist mir hier, ob die Schrift lehre, daß wir alle um Adams Vergehen der ewigen Verdammniß geweihet sind, und daß wir alle von Natur so sinnlich und verdorben sind, daß wir schon als neugeborne Kinder Gegenstände des göttlichen Zornes sind und ewig verdammt werden.

Wille. Sie haben sehr Recht, Frau Baronin, daß dieses die Hauptsache sey. — Es ist zuerst erforderlich, Jesum, unsern Herrn und Meister selbst zu hören. Denn eine so wichtige Lehre müßte doch wohl vor allem in seinen Reden öfters vorkommen. Doch Sie finden nicht das Geringste davon.

Böhm. Da muß ich sehr widersprechen; denn die Worte Jesu an seine Jünger Mark. 16, 16.: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der

wird verdammt" — diese Worte sprechen aus, daß alle eigentlich verdammt sind, und nur die von der Verdammniß eine Ausnahme machen, welche glauben und getauft werden. Es muß also der Mensch von einer solchen natürlichen Beschaffenheit seyn, daß er vermöge seiner Natur verdammt ist.

Wille. Nichts weniger als dieses. Zuerst spricht Jesus hier von Kindern gar nicht, sondern von Erwachsenen, die fähig sind, das Evangelium zu vernehmen. Zweitens spricht er nicht von allen Menschen, sondern nur von denen, welchen die Apostel das Evangelium verkündigen würden, die also zum Christenthum eingeladen werden würden; und drittens bezeichnet „nicht glauben" hier nicht die bloße Abwesenheit des Glaubens, welche bei denen, die noch das Christenthum nicht kennen, statt findet, wie bei Neugebornen und Heiden, sondern es bedeutet das Versagen des Glaubens auf den erhaltenen Unterricht. Denn wollen Sie diesen letzten Auftrag Jesu an seine Apostel umständlicher ausdrücken, so lautet er so: „Gehet hin und verkündiget das Evangelium allen Menschen, denen ihr es verkündigen könnet. Diejenigen, welche euren Unterricht annehmen und sich von euch taufen lassen werden, sollen in mein ewiges Reich kommen; die aber, welche euch nicht glauben, und sich nicht zu mir wenden, die sollen ausgeschlossen werden von meinem Reiche." Diese Worte erlauben also gar keinen Schluß auf die natürliche Beschaffenheit des Menschen.

Böhm. Wir haben aber auch noch einen andern Ausspruch Jesu, der noch deutlicher ist, nämlich wenn er Joh. 3,36. sagt: „wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben; wer dem Sohn nicht glaubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm." Hier wird ja vorausgesetzt, in seinem natürlichen Zustande sey der Mensch dem Zorne Gottes, also der Verdammniß unterworfen, und jeder bleibe in diesem Zustande, der nicht durch den Sohn Gottes befreiet werde.

Wille. Sie haben wohl in diesem Augenblicke übersehen, lieber Freund, daß dieses nicht Worte Jesu, sondern Worte Johannis des Täufers sind, die er im Gefängnisse zu seinen Schülern sprach, und mit denen er sie anwies, sich auch an Jesus als den Messias zu halten. Mögen daher diese Worte aussprechen

was sie wollen, so ist Johannes uns nicht Christus. Wohl mag auch er die Meinung der Juden, die Paulus Röm. 5,12. benutzt, getheilt haben, daß der Tod eine Strafe der Sünde sey, die wir schon für eine nicht zum Christenthum gehörige erkannt haben.

Böhm. Aber Jesus selbst scheint ja ganz dasselbe zu sagen, wenn er zu Nikodemus spricht Joh. 3,18.: „wer an den Sohn Gottes glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet."

Wille. Dieses sagt Jesus nur von denen, die ihn sahen und hörten, und ihm doch den Glauben versagten, die also dadurch sich erst Schuld zuzogen, daß sie sich der Wahrheit verschlossen. Auf Kinder und Säuglinge, und auf Heiden, denen er nicht verkündiget wird, beziehen sich seine Worte nicht, und überhaupt nicht auf den natürlichen Zustand des Menschen, sondern auf die, welche sich muthwillig dem Glauben an ihn verschließen. So erklärt es Jesus selbst Joh. 12,48.: „wer mich verachtet, und nimmt meine Worte nicht auf, der hat schon, der ihn richtet." Und noch bestimmter sagt er von seinen Verächtern unter den Juden Joh. 15,22.: „wenn ich nicht kommen wäre, und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde; nun aber können sie nichts vorwenden, ihre Sünden zu entschuldigen. Hätte ich nicht die Werke gethan unter ihnen, die kein Andrer gethan hat, so hätten sie keine Sünde." Also die Kinder und Säuglinge, und die Heiden, die von Christo nichts wissen, werden nicht gerichtet, obgleich sie an den Sohn noch nicht glauben, auf ihnen ruhet kein Zorn Gottes.

Böhm. Wenn aber Jesus Joh. 3,6. zu Nikodemus sagt: „was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist", so ist dieses doch gewiß ein streng allgemeiner Satz, und sagt ohnfehlbar aus, daß durch die leibliche Geburt ein fleischlicher Mensch, also ein sündiger, und nur durch die geistige Geburt ein heiliger Mensch entstehe. Folglich ist der Mensch, wie ihn die Geburt gibt, nicht heilig, sondern sündig, folglich unter dem Zorne Gottes.

Wille. Es ist ganz willkührlich, daß man hier Fleisch für Sündhaftigkeit nimmt. Diese Bedeutung hat das Wort Fleisch beim Johannes nicht, sondern bezeichnet das Leibliche; daher es

auch Kap. 1,14. vom göttlichen Worte heißt: und das Wort ward Fleisch, was doch nimmer heißen kann: das Wort ward ein sündiger Mensch. Und wenn es 1 Joh. 4,2. 3. heißt: Christus ist im Fleische gekommen, so kann dies doch nicht sagen sollen: Christus ist ein sündiger Mensch geworden.

Böhm. Es wird ja aber der geistige Mensch dem Fleische entgegengesetzt, folglich, da jener der heilige Mensch ist, so muß dieses der unheilige, sündige seyn.

Wille. Dieser Schluß ist falsch. Der Neugeborne ist freilich kein Heiliger, aber darum auch noch kein Sünder; er ist keins von beiden, so lange er noch nicht, wie sich die Schrift ausdrückt, Gutes und Böses unterscheiden kann. Die Veranlassung der Rede Jesu zeigt ihren Sinn. Nikodemus hatte die Wiedergeburt nicht bildlich vom Geiste, sondern eigentlich von der natürlichen Geburt verstanden, und Jesus sagt ihm hier: die eigentliche Geburt bringt blos den leiblichen Menschen (der noch weder gut noch böse ist) hervor; nur die bildliche Geburt durch den Geist Gottes kann ich also gemeint haben, die allein den heiligen Menschen erzeugt.

Böhm. Dies läßt sich zwar alles wohl hören, aber ich für meine Person wage es nicht, den Reden Jesu solche Einschränkungen zu geben.

Wille. Da es nach Gründen geschiehet, so ist dabei kein Bedenken; um so weniger, da Jesus selbst solche Aeußerungen thut, welche mit der gänzlichen Verdorbenheit der menschlichen Natur und der Verdammniß der Neugebornen gänzlich streiten. Denn hören Sie! Das Dogma sagt: alle Kinder sind bei der Geburt durch und durch verdorben und der Verdammniß geweiht; Jesus aber sagt von den Säuglingen auf der Mutter Arm: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher, d. i. derer, die so beschaffen sind, ist das Reich Gottes." Matth. 19,14 f. Luk. 18,15 ff. Ein stärkeres Zeugniß für die Unschuld und Gottgefälligkeit der Kinder können Sie nicht haben, als dieses aus dem eigenen Munde Jesu. Dieser Schuldlosigkeit wegen stellte auch einst der Herr ein Kind in den Kreis seiner Jünger, und sprach: „wo ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." — Das

Dogma sagt: alle Menschen sind für Gott und die Tugend von Natur ganz verdorben; Jesus aber läßt in dem Gleichnisse von vierlei Acker (Matth. 13,8 ff.) einen Theil gutes Land für das Wort Gottes seyn. Das Dogma sagt: der Mensch ist so verdorben, daß er zum Guten so untüchtig ist, als ein Stein oder Klotz; Jesus verlangte, die Menschen sollten sich selbst bessern (Matth. 3, 2. 8. 4, 11. 17.). — Das Dogma sagt: kein Mensch ist reines Herzens, oder kann es werden; und Jesus sagt (Matth. 5,8.): „selig sind die reines Herzens sind." — Das Dogma sagt: nur Böses bringt das Menschenherz hervor; aber Jesus sagt (Matth. 12, 35. Luk. 6,45.): „ein guter Mensch bringt Gutes hervor aus dem Schatze seines Herzens." — Eben so wenig aber als bei Jesu, findet sich bei den Aposteln Petrus, Jakobus, Johannes die Erbsünde; vielmehr, wenn Petrus Apost. 11,34. 35. sagt: „in allerlei Volk wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm": so setzt er voraus, daß es unter Juden und Heiden Menschen gebe, die Gott fürchten und recht thun, also auch das Vermögen dazu haben müssen.

Insp. Es mag seyn, daß sich die tiefere Theologie in den Reden Jesu bei den Evangelisten nicht findet, desto glänzender tritt sie heraus bei dem großen Apostel Paulus, den ich den eigentlichen christlichen Theologen nennen möchte, dem erst das Christenthum seine Tiefe verdankt.

Wille. Es wäre schlimm bestellt um das Christenthum, wenn erst Paulus Jesum sollte ins Klare oder ins Tiefe gebracht haben. Hatte er doch Jesum nicht selbst gehört, seines Unterrichts nicht, wie die andern Apostel, genossen. Sollen wir etwa erst ihn für den rechten Christus halten? — Doch auch Er hat von der Erbsünde nichts.

Insp. Wie? — sagt er nicht Eph. 2,3.: „unter welchen (Kindern des Unglaubens) wir auch alle weiland unsern Wandel gehabt haben in den Lüsten unsers Fleisches, und thaten den Willen des Fleisches und der Vernunft, und waren auch Kinder des Zorns von Natur, gleichwie auch die andern." Hieraus ersieht man: daß die Nichtchristen alle ganz verdorben sind; daß ihre Vernunft so verdorben ist, daß sie nach ihr nur sündigen; daß

endlich alle Menschen ohne Christum von Natur Kinder des Zorns, das ist, ewig verdammt sind.

Wille. Wenn ich Ihnen auch zugeben wollte, daß Paulus dieses hier sage, so würde ich es ihm doch nicht glauben, weil er sonach seinem Herrn und Meister, Christus, ins Angesicht widersprechen würde. Denn wenn Christus und Paulus nicht stimmen, so haben wir wohl allen Grund, uns an den Herrn und Meister zu halten, und den Schüler und Diener zu lassen. Doch dies ist nicht nöthig. Denn nicht von allen Menschen und allen Zeiten spricht Paulus, sondern nur allein von den Einwohnern von Ephesus und der Umgegend, aus denen sich die christliche Gemeinde zu Ephesus ausgesondert hatte. Nur diese erklärt er für ein sündiges Geschlecht, und mußte es wohl, da sie Götzendiener gewesen waren und sich mit den Greueln des Heidenthums besudelt hatten. (S. V. 12.) Denn in dem „wir", in welchem der Apostel spricht, sind nicht alle Menschen, sondern, wie im ganzen Briefe, nur die Epheser, an die er schreibt, beschlossen. Die „Vernunft" hat Luther seinem System zu Liebe in den Text hineingetragen; denn im Text steht διανοίαι, was Gemüthsneigungen, nirgend aber Vernunft bedeutet. Blos die Worte: „Kinder des Zorns von Natur", könnten etwas beweisen, wenn Natur hier diejenige Beschaffenheit des menschlichen Geistes, welche die Geburt gibt, bezeichnete. Dann würde Paulus wenigstens sagen, daß die geistige Natur der Götzendiener verdorben sey und sie verdammlich mache, womit denn noch immer nicht gesagt wäre, daß auch die Juden, die Verehrer des wahren Gottes, eine so verdorbene Natur hätten. Vielmehr müßten diese eben ausgenommen seyn, und der Apostel würde nur die damals übliche Meinung aussprechen, (die wir auch im Buche der Weisheit 12, 10 f. Kap. 13, 1. finden), daß den Götzendienern eine angeborne Bösartigkeit beiwohne. Indessen läßt der Ausdruck „von Natur" auch eine andere Erklärung zu, und kann auch so viel heißen, als: von Geburt, durch die Umstände, in welche uns die Geburt setzt"; also hier: durch die Geburt unter abgöttischen Völkern, wodurch man auch zum Götzendiener und Sünder erzogen wird. In diesem Sinne steht jener Ausdruck offenbar Galat. 2, 15., wo Paulus zu Petrus sagt: „wir sind von Na-

tur Juden und nicht Sünder aus den Heiden", was doch offenbar heißt: wir sind Juden durch unsre Geburt und Erziehung von jüdischen Aeltern.

Insp. Sie suchen mir hier künstlich zu entschlüpfen; aber Sie müssen doch zugeben, daß hier Paulus etwas der Erbsünde Aehnliches sagt.

Wille. Es bedarf keiner Kunst, hier die Erbsünde wegzubringen, denn wir haben das eigne Zeugniß des Paulus, daß er die Vernunft und den Willen der Heiden für fähig hält, Gott zu erkennen und das Gute zu thun. Er sagt nämlich Röm. 1, 19—21., daß die Heiden Gott durch ihre Vernunft aus der Natur erkennen könnten, und darum bei ihrer Abgötterei keine Entschuldigung hätten, und Röm. 2, 14. 15. bezeugt er, daß die Heiden das Sittengesetz in ihrem Herzen und Gewissen erkennten, und daß sie „das Werk des Gesetzes thäten von Natur", d. i. vermöge ihrer moralischen Natur. Hier haben Sie von Paulus selbst die vollständigste Widerlegung Ihrer Lehre von der Erbsünde.

Böhm. Aber wie konnte nun Paulus 1 Kor. 2, 14. sagen: „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes?"

Wille. Dies sagt auch Paulus nicht, sondern Luther hat ihn falsch übersetzt. Das griechische Wort, das Luther natürlich übersetzt hat, heißt dieses nirgend, sondern es heißt: der den sinnlichen Trieben und Neigungen hingegebene Mensch. Eben so falsch hat Luther, zu Gunsten seines Systems, Kolossi. 1, 21. übersetzt: „die ihr weiland Fremde und Feinde waret durch die Vernunft in bösen Werken", da er doch hätte übersetzen sollen: durch eure auf böse Werke gerichteten Gesinnungen.

Böhm. Wenn ich aber auch alle bis jetzt besprochene Stellen der Schrift fallen lassen wollte, so stehet doch noch eine fest, wo Paulus ohnstreitig lehrt, daß die menschliche Natur schwach und zu allem Bösen geneigt sey, und daß auch der Wiedergeborne die Sünde nicht ganz ablegen könne; und diese Stelle ist das 7te Kapitel des Briefs an die Römer, das eine rechte veste Burg der Lehre von der Erbsünde ist.

Wille. Nun — lieber Freund, ich glaube, daß gerade diese Stelle Ihrer Erbsünde gar sehr widerspricht. Es ist ja auch

nicht denkbar, daß Paulus beim 7ten Kapitel schon vergessen haben sollte, was er zu Anfang des Briefs von der Erkenntniß Gottes und seines Gesetzes durch die Vernunft und das Gewissen, auch bei den Heiden, gesagt hatte.

Böhm. Paulus sagt doch Röm. 7, 14 ff.: „Ich bin fleischlich, unter die Sünde verkauft; die Sünde wohnet in mir, das ist, in meinem Fleische; Wollen (des Guten) habe ich wohl, aber vollbringen das Gute, finde ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches da ist in meinen Gliedern."

Wille. Und hiermit sollte Paulus die Erbsünde lehren? — Das Dogma sagt: Vernunft und Wille sind verdorben, und vermögen das Gute weder zu erkennen noch zu lieben. Paulus aber sagt geradezu: das Wollen des Guten habe er; nach dem inwendigen Menschen, das ist nach Vernunft und Gewissen habe er Lust an Gottes Gesetz. Das Dogma sagt ferner: der Sitz des Verderbens der Erbsünde ist nicht nur der Leib, sondern vor allem die Seele, deren vernünftige Kraft gänzlich geschwächt ist; Paulus aber sagt: die Sünde wohne nicht in der Seele, die immer Lust habe an Gottes Gesetz, sondern im Fleische, das ist, in den körperlichen Trieben. Was Paulus sagt, ist der Erfahrung ganz gemäß. Die Sinnlichkeit nämlich treibt zum Angenehmen, die Vernunft zur Pflicht. Jene erwacht in dem Menschen zuerst, diese erst spät; jene gewinnt daher über den Menschen eine große Gewalt, und reißt ihn, auch wenn diese erwacht ist, oft gegen die Stimme der Vernunft und des Gewissens, zu sündigem Thun hin. Dies ist es, was Paulus sagt, und mehr nicht; und darin wird ihm Jeder beistimmen. — Sie sehen also, daß von der ganzen Kirchenlehre von der Erbsünde auch bei dem Apostel Paulus nichts bleibt, als der einzige, aus der jüdischen Theologie seiner Zeit entlehnte Satz, daß durch Adam der Tod an die Menschen gekommen sey als Strafe der Sünde; ein Satz, den wir auf keine

Weise aus den schon angegebenen Gründen in die christliche Theologie aufnehmen können.

Damit endigte sich das Gespräch. Zwar schüttelte der ehrliche Böhm dabei sein Haupt, und war unvermögend, eine bei ihm tief gewurzelte Vorstellung aufzugeben; doch hatte er auch nicht, was er weiter entgegensetzen konnte, besonders da es ihm an den gelehrten Kenntnissen zur Schrifterklärung fehlte. Der Inspector dagegen fühlte es immer mehr, daß er mit seinem Gegner nicht fertig werde, und hatte daher sich bald zurückgezogen und Böhm die Sache verfechten lassen. Er that zuletzt, als höre er nur wenig mehr auf Wille's Reden, wodurch er am ersten das Ansehen gewinnen konnte, als habe er noch viel zu sagen, halte es aber nicht der Mühe werth, es kund zu geben. Krebs und Wille waren über einen andern Gegenstand, über Hegels Philosophie in lebhafte Wechselrede gerathen und hatten sich deshalb von der Gesellschaft entfernt. Die gefällige Wirthin dankte den gelehrten Herren, daß sie ihre Bitte erfüllt hatten, und gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Sechstes Kapitel.

Abendphantasie.

Mit großer Aufmerksamkeit hatte der Doctor die Baronin beobachtet, um den Eindruck zu erspähen, den die Wechselrede der Theologen auf die junge Frau gemacht haben würde. Er konnte aber darüber nicht ins Klare kommen. Sie machte die freundliche, angenehme Hausfrau, sprach eben so mit dem Inspector wie mit Wille, und behauptete eine solche ruhige Haltung, als ob sie an dem Gespräche kein persönliches Interesse gehabt hätte. Doch glaubte er, daß eben diese ruhige Haltung ein gutes Zeichen sei. Die Wahrheit war, daß sich die junge Frau doch für einige Sätze so ziemlich entschieden hatte, welche auf ihre Beruhigung sehr wesentlich wirkten. Sie hütete sich aber wohl, irgend etwas zu äußern, um nicht die Eitelkeit des Inspectors zu beleidigen und nicht ihren würdigen Böhm etwa zu verletzen.

Der Inspector und Krebs fuhren bald ab; auch der Major ritt heim, und Böhm begab sich auf seinen Pfarrhof; Wille aber und der Doctor gaben den dringenden Bitten des Barons und seiner Frau nach, und blieben über Nacht. Die ganze Gesellschaft brach nun, da die Hitze des Tages vorüber war, auf, um den Untergang der Sonne auf einem Hügel zu feiern, der ganz in der Nähe lag, und wo sich ein Pavillon befand, aus welchem man eine weite Aussicht über die herrliche Gegend hatte.

Als man dort angekommen war, konnte sich der Doctor nicht länger halten, sondern brach das etwas drückende Stillschweigen der Gesellschaft, welche auf das Wechselgespräch zurückzukommen absichtlich vermeiden zu wollen schien. Herr, — sprach er zu Wille — Sie haben mir heute einen großen Dienst erwiesen. Ich

war zwar schon längst über das Ding mit mir im Reinen, wußte aber doch nicht, wie es um die Schrift stehe. Das habe ich nun auch gehört, und warlich, das heilige Buch hat bei mir viel gewonnen, da ich nun weiß, daß das wunderliche Dogma der Theologen nicht darin zu finden ist. Denn das reime mir doch einmal einer zusammen, daß der weise und gütige Gott sechs Tage lang alles aufs schönste macht und einrichtet, daß er sich am Ende, da er die Sache besah, selbst sagen muß, es sey alles sehr gut gerathen, daß er sich aber am achten Tage die Sache, und gerade die Hauptsache, den Menschen, vom Teufel so abscheulich verpfuschen läßt, und noch dazu selbst durch ein Paar Wunderbäume dem Teufel das Spiel leicht macht. So etwas glaubt sich nicht, wenn man auch gern glauben will, und darum ist es gut, daß von dieser Verpfuschung des Menschen durch des Teufels List nichts in der Bibel steht. Ich dächte, wer so recht an die Erbsünde glaubt, den müßte dieser Glaube keine Stunde seines Lebens froh werden lassen, und es müßte ihm sein, als würde ein Berg von seinem Herzen gewälzt, wenn man ihm zeigt, daß es nichts damit ist. Man muß sich nur wundern, wie die Menschen, die doch sonst immer gern hoch von sich denken, darauf gekommen sind, sich selbst so wegzuwerfen und für des leidigen Teufels Sippschaft zu erklären. Sagen Sie mir nur, lieber Wille, wie das gekommen ist?

Wille. Die Sache kommt eigentlich aus dem Religionssystem Zoroasters her, das die Juden in der babylonischen Gefangenschaft kennen lernten, und wovon sie viel annahmen. Zoroaster nahm zwei Grundwesen, oder Götter, an, ein gutes und ein böses. Das letzte sucht die Schöpfung des guten Gottes immer zu verderben, und brachte über die Menschen Sünde, Tod und alles Uebel. Dies ist es, was die Juden den Teufel nannten, unter dem sie sich einen gefallenen Engel dachten.

Doctor. Aber wie kam nur die Sache ins Christenthum?

Wille. Die Erzählung bei Moses gab dazu zuerst eine Veranlassung, und man glaubte, der Teufel sei es gewesen, der unter der Gestalt der Schlange gesprochen habe. Diese Meinung der Juden kommt auch im Neuen Test. vor. Doch leitete man in

den ersten Jahrhunderten keine weitern Folgen vom Sündenfall ab, als daß der Leibestod dadurch entstanden wäre. Nur erst ein Kirchenvater, der zu Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts in Karthago blühte, Tertullian, gerieth auf den Einfall, daß der Teufel dabei etwas Unvernünftiges in die menschliche Seele gebracht habe, das auch durch die Zeugung auf die Nachkommen übergegangen sei. Er war nämlich ein Materialist, hielt die Seele für etwas Materielles, und glaubte daher, daß sie vom Teufel sey verunreinigt worden. Und doch fiel es ihm nicht ein zu behaupten, daß dadurch der Mensch zu allem Guten untüchtig und der ewigen Verdammniß unterworfen worden sey. Seine Meinung war aber nur Privatsache, und Niemand nahm sie an, bis im 5ten Jahrhundert ein andrer christlicher Lehrer in Afrika, Augustin, Bischof von Hippo, kam. Dieser war vorher Manichäer gewesen, welcher auch wie Zoroaster ein gutes und ein böses Grundprincip der Dinge annahm. Er erst war es, der die Lehre von der Erbsünde, in seinem langen Streite mit Pelagius, ausbildete, und ihr unter den christlichen Lehrern großen Eingang verschaffte. Doch wurde sie sehr gemildert, und nur zum Theil von den spätern Kirchenlehrern beibehalten. Leider aber war unser großer Luther als Augustinermönch mit den Schriften Augustins frühzeitig bekannt geworden, hatte seine Theologie sich ganz angeeignet, und ging so auch mit vorgefaßter Meinung zur Betrachtung der Schrift. So geschah es, daß Augustins Theorie mit geringer Modification auch in unsre Kirche kam.

Doctor. Unter diesen Umständen wundre ich mich freilich über zwei Dinge nicht, die mir in dem Gespräch auffielen; nämlich daß die Schrift noch nichts von einer Sache hat, die erst ein Kirchenlehrer im 5ten Jahrhundert aufbrachte, und daß Luther in der deutschen Bibel sich gerade in den auf diese Lehre bezüglichen Stellen zu falschen Uebersetzungen hat verleiten lassen.

Wille. Wir dürfen dies dem großen Luther nicht gerade zum Vorwurf machen. Er glaubte so den rechten Sinn der biblischen Worte auszudrücken, weil er gar nicht daran zweifelte, daß die Lehre von der Erbsünde in der Schrift liege.

Er wollte nichts hineintragen, sondern nur das nach seiner Meinung darin Liegende auslegen.

Doctor. Glauben Sie denn aber, daß der Lehre von der Erbsünde gar nichts Wahres zu Grunde liege?

Wille. Nein, ich glaube vielmehr, daß ihr eine Wahrheit, und eine wichtige und große Wahrheit zu Grunde liegt. Sie wissen als Arzt und Naturforscher, daß es Umstände gibt, unter denen Thiere und Pflanzen sich in fortgehenden Zeugungen verschlechtern, aber auch Umstände, unter denen sie sich in fortgehenden Zeugungen veredeln. Zwar bleibt der natürliche Typus des Geschlechts unveränderlich, aber das Maaß der Kraft und Entwickelung ist verschieden. Dies gilt nun auch von Menschen und Völkern, die sich auch in fortgehenden Zeugungen verschlechtern oder veredeln können. Am auffallendsten zeigen dieses einzelne Familien. Die Folge davon ist, daß die entnervten Geschlechter und Völker von den kräftigern früher oder später entweder verdrängt, oder doch restaurirt werden. Dies ist schon Eines. Mehr noch aber hat dieses Bedeutung, daß religiöse Irrthümer, schlechte Sitten, fehlerhafte bürgerliche Einrichtungen, Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung, bei ganzen Nationen allgemeine und für den Einzelnen unüberwindliche Hemmungen der geistigen und sittlichen Kräfte bilden, und Nationen für Jahrhunderte in Unwissenheit, Barbarei und Sittenlosigkeit stürzen können. Solch ein Zustand war in der alten Welt vorhanden, als Christus geboren wurde. Wie grundverderbt in sittlicher Beziehung das jüdische Volk war, das bezeugt der jüdische Geschichtsschreiber Josephus, der bald nach Christi Tode lebte und schrieb; das tiefe sittliche Verderben, das im römischen Weltreiche damals herrschte, schildern uns die griechischen und lateinischen Schriftsteller damaliger Zeit. Der Grund aber lag in den Irrthümern der Religion, in den hergebrachten Sitten, in den bürgerlichen Einrichtungen, den Gesetzen, der Regierungsweise und andern Dingen, deren mächtigem Einflusse der Einzelne sich nicht entziehen kann, der einmal durch die Geburt in den Kreis solcher sittlichen Hemmungen gebannt ist. So kann man allerdings von einer sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzenden sittlichen Verschlechterung reden, die aber, wie Sie wohl sehen, weder von Adam her-

stammt, noch sich in allen Menschen und Zeitaltern gleich bleibt, und noch weniger die absolute Nothwendigkeit einer allgemeinen Verdammniß aller Menschen herbeiführt.

Baronin. Wird aber da nicht die Erlösung, die durch Christum geschehen ist, etwas Ueberflüssiges?

Wille. Auf keine Weise. Christus wurde geboren, um diesem elenden Weltzustande ein Ende zu machen. Er wurde von Gott gesendet, die alten religiösen Irrthümer zu zerstören, und zur Wahrheit zu leiten, die verderbten Sitten umzuwandeln, und die Menschen zu neuen Menschen zu machen, die nach Gott geschaffen sind, und unter den Völkern, die ihn annehmen würden, durch Lehre, durch erhabenes Beispiel und durch Grundsätze der Humanität eine andere Gesetzgebung, Regierungsweise, und andere Sitten und Gewohnheiten einheimisch zu machen. Wahrlich eine große und unendlich schwere Aufgabe, die er nur mit göttlichen Kräften und unter Gottes Beistand lösen konnte. Daß wir von Aberglauben frei sind und die Wahrheit erkennen, daß wir sittliche Kräfte haben und menschliche edle Sitte unter uns einheimisch ist, daß wir ein würdiges und menschliches Regiment haben, daß bei uns das weibliche Geschlecht zu seiner Würde und Bildung erhoben worden ist, daß bei uns Unterricht und Erziehung so hohe Vollkommenheit erreicht haben: mit einem Worte, die ganze edlere und menschlichere Gesittung der christlichen Welt verdanken wir Christo, und müssen daher in ihm unsern Erlöser, nicht von einer vermeintlich von Adam aufgeerbten Schuld einer uns fremden Sünde, sondern von der Herrschaft und Macht der Sünde selbst erkennen und verehren.

Baron. Sie theilen mir hier einen Gedanken mit, den ich noch nie aufgefaßt hatte, der mich aber sehr anspricht, und mir das Verdienst des Erlösers und seiner Erlösung unter einem mir neuen und gewiß lehrreichen Gesichtspunkte erblicken läßt. Er erweckt zu dem Eifer, uns durch Christum erlösen zu lassen, und uns die edle Gesittung, die er in seinem herrlichen und göttlichen Leben als in einem Spiegel zeigt, gleichfalls anzueignen, während der Gedanke, daß wir zu allem Guten untüchtig, von Natur in der Gewalt des Teufels sind, etwas Erschreckendes und Niederschlagendes, der aber, daß wir um Adams Schuld willen

ewig verdammt sind, etwas Unheimliches, ja Grauenhaftes hat. Ich freue mich, heute gehört zu haben, daß auch die heilige Schrift diese Vorstellung nicht hat, und daß wenigstens Jesus selbst sie nicht lehrt.

Doctor. (sich zur Baronin wendend.) Sie aber, meine gnädige Frau, sagen ja gar nichts zu der Sache; und doch hat sich unser Freund Wille so viel bemüht, uns zu zeigen, wie es mit der Schriftlehre steht. Ich dächte, er hätte einen Ritterdank in diesem Kampfspiele verdient. Ich möchte doch gern hören, was Sie von der Sache dächten, und ob Sie nicht meinen, daß das Recht doch auf Wille's Seite geblieben sey.

Baronin. Ein ungelehrtes Frauenzimmer hat in solchen Sachen kein Urtheil.

Doctor. (eifrig.) Ei, nicht doch, das wäre schlimm. Man muß ein Urtheil in solchen Sachen haben. Jeder glaubt für sich; jeder hat Vernunft. — Doch, gestehen Sie es! Es ist Ihnen damit kein Ernst. Sie haben in aller Stille den Richter gemacht, und das Urtheil bei sich schon gesprochen. Ich bitte, lassen Sie es uns hören.

Baronin. Nun denn — ob ich mir gleich nicht anmaße, den Richter der Herren zu machen, so glaube ich doch drei Dinge aus dem Gespräch gelernt zu haben: zuerst, daß in der Erzählung 1 Mos. 3. vom Verlust des göttlichen Ebenbildes gar nicht die Rede ist, und daß der Mensch noch mit dem Ebenbilde Gottes geboren wird. Ich gestehe aber, lieber Wille, daß mich der Gedanke beunruhigt, daß sonach die Erzählung 1 Mos. 3. doch schwerlich eine geschichtliche Thatsache enthalten könne. Was denken Sie denn von der Erzählung vom Paradiese und den Wunderbäumen?

Wille. Ich halte sie allerdings für keine Geschichte, sondern für eine Lehrerzählung eines alten israelitischen Weisen. Statt daß wir den Gedanken selbst hinstellen und seine Gründe angeben, liebt es das Morgenland, die Sache durch eine Erzählung anschaulich zu machen, aus welcher sich der Leser oder Hörer die Lehre selbst leicht ableiten kann. Dergleichen Lehrerzählungen gab auch Jesus häufig bald im Tone des Gleichnisses, bald im Tone der Geschichte, wie z. B. die Geschichte vom barmherzigen Sa-

mariter, oder die vom reichen Manne und dem armen Lazarus. Dieser Art ist auch jene mosaische Erzählung, deren Urheber wohl selbst nicht daran dachte, daß man seine Erzählung für Geschichte halten solle, da er ihr in der Schilderung der Wunderbäume, der redenden Schlange, des Wandelns Gottes im Garten u. s. w., so offenbar den Schmuck der Einbildungskraft geliehen hat. Der Gedanke aber, den jener Urheber dieser Lehrerzählung darstellen wollte, ist: daß der Mensch zwar an Weisheit dem Schöpfer ähnlich ist, nicht aber an ewiger Fortdauer seines Lebens, und daß er, da ihm jene geworden sey, billig auf diese verzichten müsse, weil er ja doch nicht verlangen könne, in beiden der Gottheit ähnlich zu seyn.

Baronin. Wie wäre aber eine solche Erzählung dann in die Bibel gekommen?

Wille. Es ist die Sitte des Alterthums, daß die Geschichtschreiber, wenn sie auch nur ihres Volkes Geschichte erzählen wollen, doch gern von der Schöpfung der Welt anfangen. So auch die Bücher Mosis, welche die Geschichte des Volkes bis zu seinem Eintritt in Kanaan erzählen wollen. Da nun diese Erzählung schon vorhanden war, so schaltete sie Moses, oder wer sonst das erste Buch gesammelt hat, nach Erzählung der Schöpfung ein. Eine ganz ähnliche Erzählung ist die vom Thurmbau zu Babylon, welche die Entstehung der verschiedenen Sprachen versinnlichen soll.

Baronin. Treten wir aber nicht, wenn wir die Sache so ansehen, dem Ansehen der Schrift, als einer von Gott eingegebenen, zu nahe? — Ich gestehe, daß ich Ihnen diese Frage gern schon vorhin vorgelegt hätte.

Wille. Nicht im Geringsten. Wenn ein Weiser die Natur betrachtet, und seine Zeitgenossen über eine natürliche Einrichtung Gottes, hier den Tod des Leibes, durch eine lehrreiche Erzählung zu beruhigen sucht, daß sie sich willig der göttlichen Ordnung unterwerfen, so ist die Aufnahme seiner Erzählung in eine Schrift, welche dem Volke Israel die Quelle der Gotteserkenntniß und Weisheit sein sollte, nicht unwürdig. Ueberhaupt aber gehört die Geschichte der Menschen nicht zu den Gegenständen der Religion, so wenig, als die im alten Test. erzählte äußer-

liche Geschichte des Volks Israel. Hierin folgten die Verfasser der heil. Schrift ganz ihrer eigenen Einsicht und den vorhandenen schriftlichen und mündlichen Nachrichten. — Doch, gnädige Frau, Sie sind uns noch zwei andre Dinge schuldig geblieben, die sie aus unserm Gespräch abgenommen haben wollen. Dürfte ich bitten — —

Baronin. Ich glaube auch daraus gelernt zu haben, zweitens, daß der Mensch bei seiner Geburt nicht schon verdammt und ein Gegenstand des göttlichen Zornes ist; und drittens, daß es, wenn ich mich hier und da in die Theologie des Apostels Paulus nicht recht zu finden weiß, wohl erlaubt seyn mag, mich ganz allein an die Aussprüche des Erlösers selbst zu halten. — Ja — setzte sie bewegt hinzu — an ihn, und an keinen Andern, an sein klares, liebes Wort, und nicht — — —

Sie brach ab, stand auf, und trat etwas fern, indem sie ihre schönen blauen Augen, in welchen Thränen perlten, zu dem abendlichen Himmel richtete. — Eben war die Sonne gesunken und besäumte noch das leichte Gewölk in Westen mit einem goldenen Streif, während zugleich am östlichen Himmel der Vollmond über den Horizont herauftrat.

Auch der Doctor schaute ernst hinaus nach dem Purpur der Abendröthe. Er war ein Freund und Bewunderer der Natur, seiner großen Bibel, wie er sie oft nannte. Auch jetzt ging ihm das ohnehin bewegte Herz beim Anblick des Himmels auf.

„Nun ist sie hinab — unterbrach er das Schweigen — die freundliche Sonne! ein rechtes Bild des Lebens, das auch seinen Morgen, Mittag und Abend hat, bis es ins Meer der Vergangenheit sinkt. — Mein Tag hat sich auch bereits geneigt, und es will Abend werden. — Ich bin es wohl zufrieden, das weiß mein Schöpfer! Das Leben muß ja doch ein Ende haben, sonst würde man am Ende seiner übersatt."

Wille. Auch ich möchte hier nicht ewig seyn. So schön auch Gottes Erde ist, so ist sie doch für unsern Geist nicht genug.

Doctor. Da haben Sie Recht, mein Freund! — Wie gern möchte ich wissen, was in der ungeheuern Sonnenkugel, die jetzt hinabsank, lebt und webt, und welche Lebensgestaltungen

dort der stille Mond in seinem Schooße verbirgt! — Anders — viel anders, als hier, muß es doch dort seyn. Wesen mit einem Leibe, wie wir ihn hier haben, können dort nicht hausen. Aber welche sind dort? — Wer sagt es uns? — Da klebt aber mein lieber Körper, dieser Erdenkloß, hier an der Scholle wie ein Leibeigner, und ich habe blos das sehnsüchtige Hinsehen ins Weltall, und erfahre nichts von den reichen Geheimnissen seines Lebens. Nicht einmal das Bischen Erdkugel kann man mit dem schweren Leibe umkreisen. Was sieht man denn von der Erde? Nichts als das Fleckchen Land, wo man eben wohnt, oder wohin einen etwa die Eilpost schleppt. Ich sähe auch gern einmal England, Frankreich, Italien, Amerika, China. — — Ja, wenn man fliegen könnte! So lange aber die Seele noch auf zwei Beinen stehen und gehen muß, ists damit nichts. Es ist ja recht gut, daß Adam nicht von dem Lebensbaume gegessen, sondern vom Weisheitsbaume genascht hat. Eine stete Fortdauer des irdischen Lebens lohnte der Mühe nicht, ja ich müßte mich dafür bedanken. Es wäre nur eine Verewigung der Kindheit unsers Geistes. Das Alter ist schon nichts Angenehmes; aber ein ewig fortgehendes Alter, was sollte das am Ende noch für ein Leben seyn? Besser ist es, weise seyn und mit der Hoffnung einer neuen Jugend sterben, als unwissend seyn und ohne Hoffnung ewig altern.

Baronin. Sie scheinen also, mein würdiger Freund, weit davon entfernt zu seyn, den Tod für eine Strafe zu halten?

Doctor. (mit festem Tone.) Für eine hohe Wohlthat des Schöpfers halte ich ihn. In der ganzen Natur hat er das Entstehen und das Vergehen, den Wechsel, wobei Tod und Leben sich die Hand reichen, und sich fort und fort in einander verwandeln, angeordnet, um der Erde eine ewige Jugend zu erhalten. Auch der menschliche Leib mit seinen Organen ist diesem Wechsel unterworfen, denn er ist irdischer Stoff. Nur der vernünftige Geist kann hier seine Kräfte nicht entfalten, und gehört einem andern Reiche der Dinge an, dem eigentlichen Lebendigen, was organisirend und belebend in allen Stoffen wirkt.

Baronin. Sie scheinen Ihrer Hoffnung sehr gewiß zu seyn, was mich sehr freuet. Denn ich hatte immer geglaubt, nur der Offenbarungsgläubige könne einen festen Glauben an ein

ewiges Leben haben. Ich stand aber immer in der Meinung, daß Sie im Glauben an die göttliche Offenbarung in heiliger Schrift nicht eben der Stärkste seyen.

Doctor. Und ich dächte, der Glaube an Unsterblichkeit aus Gründen der Vernunft müßte leichter und viel weniger schwierig seyn, als der Glaube an eine unmittelbare göttliche Eingebung von sechs und sechzig, in sehr verschiedenen Jahrhunderten und von sehr verschiedenen, zum Theil unbekannten Männern geschriebenen Büchern, die aus einer höchst entfernten Vorzeit stammen und jetzt in der heiligen Schrift vereinigt sind. Doch lassen wir das! — Jeder stütze seinen Glauben auf das, was ihm das Sicherste scheint. Mein Glaube beruht zunächst auf der innern unwidersprechlichen Thatsache, daß wir Vernunft haben, die kein anderes irdisches Geschöpf hat, und daß es ein Weltall gibt. Jene ist mir das innere, diese das äußerliche Unterpfand meiner Unsterblichkeit.

Wille. Sie würden uns sehr verbinden, lieber Freund, wenn Sie uns Ihre Vorstellung von der Sache darlegen wollten.

Doctor. Dies kann ich wohl mit wenigen Worten. Als Arzt bin ich auf die Natur und auf die Betrachtung des lebendigen Organismus gewiesen. Mein Glaube geht daher allein aus diesen Studien hervor, und trägt darum auch ihre Farbe, was Sie ihm verzeihen mögen. Ich finde in der Natur zweierlei: zuerst Stoffe, die zum Theil unsern Sinnen vernehmbar sind, zum Theil aber auch feiner, als daß sie von den Sinnen empfunden werden könnten; und zweitens eine Lebenskraft, die den Sinnen unvernehmbar ist, und in dem Stoffe organisirend oder bildend wirkt. Die Stoffe, die sehr verschieden sind, sind in eine unzählbare Masse von Kugeln oder Welten vertheilt. Sie theilen sich einander nicht mit, sondern jede behält ihre Stoffe für sich. Alle Wandlungen dieser Stoffe bringen nur Gebilde hervor für die Weltkugel bestimmt, welcher der Stoff angehört; daher auch unser Körper keine andre Bestimmung hat, als eine blos irdische. Die Lebenskraft aber ist etwas Allgemeines, durch alle Welten Gehendes und sie Verbindendes. Sie ist die organisirende Kraft, welche den Stoffen ihre Gestalt gibt, und auch die leben-

digen Organismen hervorbringt und sie so lange belebt, als die Organe von ihr harmonisch bewegt werden können. Sind aber diese durch den Gebrauch abgenutzt, so trennt sich die Lebenskraft von ihnen und sie zerfallen. Die Lebenskraft ist nun aber immer in Steigerung, oder Veredlung ihrer selbst begriffen. Die unterste Stufe ist auf der Erde die Krystallisation der festen Stoffe. Die zweite Stufe bildet die Organisation der Pflanzen, die dritte die Lebenskraft in der thierischen Organisation, in welcher sie zuerst zu einem, aber noch träumerischen Bewußtseyn kommt. Eine höhere, vierte Stufe der Lebenskraft ist ihr Stand in der menschlichen Organisation, in welcher sie zum vernünftigen Selbstbewußtseyn kommt. Auf jeder Stufe wird die Lebenskraft edler und die Organisation der Stoffe feiner und herrlicher. Durch das vernünftige Selbstbewußtseyn wird die Lebenskraft, die vorher eine im Allgemeinen verschwommene war, zur Person, zum Individuum mit Bewußtseyn. Der Fortschritt von nun an kann nicht eine Auflösung des Bewußtseyns, sondern eine Erweiterung desselben, intensiv und extensiv seyn; denn ein Zerfliegen des Bewußtseyns wäre ein Rückgang, der die ersten drei Stufen ganz nutzlos machte, was nicht seyn kann, weil es zwecklos und vernunftwidrig wäre, die ganze Natur aber eine zweckvolle und vernunftgemäße Einrichtung zeigt. Eine höhere Steigerung der zum Bewußtseyn gekommenen Lebenskraft ist aber in den Stoffen dieser Erde nicht möglich, und darum nicht wirklich. Sie muß aber in andern Weltkörpern mit vollkommnerem Stoffe möglich seyn. Dieses ist der Fortschritt, den wir die Unsterblichkeit nennen. Die zum Selbstbewußtseyn gekommene Lebenskraft geht daher mit bleibendem Bewußtseyn in eine andre Weltkugel über, wo sie tüchtigern Stoff findet, diesen organisirt, und nun ein höheres Leben beginnt. Der Uebergang darf uns nicht befremden, da auch Licht, Schwere und Magnetismus aus einem Weltball in den andern mit einer Geschwindigkeit überströmen, von der wir kaum eine Vorstellung haben. Daß andere Weltkörper von zarterem, feinerem Stoffe als diese Erdkugel seyn mögen, läßt sich nicht nur an sich erwarten, sondern es zeigen dieses sogar die besondern Beschaffenheiten der Planeten und unsers Mondes. Ob nun aber die Steigerung des Bewußtseyns

ins Unendliche fortgehen, und wie es sich am Ende zum Urbewußtseyn des Schöpfers verhalten werde, darüber wissen wir, die wir noch auf dem ersten Stadium der Vernunft stehen, nichts zu sagen. Vielleicht, daß unser Lebensindividuum auf den höheren Stufen der Steigerung dieses klar einsieht. Doch scheint so viel höchst wahrscheinlich, daß das vernünftige Bewußtseyn, je höher es sich steigert, auch desto allgemeiner werden und endlich in ein allgemeines Bewußtseyn zusammen gehen kann. Denn dieses ist hier schon bei den zwei Stufen des Bewußtseyns, dem thierischen und dem menschlichen, bemerklich. Das menschliche Bewußtseyn ist viel gleichartiger in allen Individuen, als das thierische, und je vollkommner es hier wird an Umfang und Tiefe, desto allgemeiner wird es. Auch ist es nicht etwa zu kühn gehofft, was ich erwarte. Denn wir haben ja die unermeßliche Anzahl von Weltkugeln in der Wirklichkeit vor uns, die so höchst verschiedene Charaktere zeigen, und unsre bewußte Geisteskraft steigt schon von hier aus im Vorgefühl ihrer Bestimmung zu ihnen empor. Sehen Sie hier den prächtigen Vollmond. Wir sehen es ja, wie die Sonne in ihn hineinscheint, wir wandern ja schon auf Augenblicke mit unserm vernünftigen Bewußtseyn hinüber in den Mond, wenn wir durch ein Fernrohr seine Berge und Thäler betrachten und sogar ihre Höhe und Tiefe messen. Was fehlt da noch, um ganz dort zu seyn? — Nichts, als daß der irdische, schwere Organismus unsre vernünftige Geisteskraft losgäbe. Im Tode muß er sie losgeben, und dann — bleiben wir wahrlich nicht hier.

Wille. Wie doch der Mensch auf verschiedenen Wegen zur Wahrheit kommt. Sie kommen dahin durch das Studium der Natur, ich komme auf denselben Punkt durch Gründe, die aus der Idee der Gottheit hervorgehen, und Andere erreichen das Ziel durch gläubiges Vertrauen auf die Verheißung der heil. Schrift. Wie gut wäre es, wenn sich die Menschen nicht um die verschiedenen Wege zum Ziele verketzerten!

Baron. Nun freilich ist mir klar, lieber Doctor, warum in Ihre Ueberzeugungen die Lehre von einer Erbsünde sich nicht einfügen kann.

Doctor. Erlauben Sie, Herr Baron, sie fügt sich überhaupt nicht ein in die Idee der Unsterblichkeit, welche uns das Weltall gibt; denn mit dieser läßt es sich ja auf keine Weise ver-

einigen, zu denken, daß es in dieser herrlichen Schöpfung einen bösen Geist gebe, der die ganze schöne Anlage des Schöpfers mit den vernünftigen Bewohnern dieser Erdkugel zerstören, und den Schöpfer nöthigen könne, die ewig zu verdammen und zur Hölle zu stoßen, die er nach seinem Willen zum Himmel und zur Seligkeit erschaffen hatte. Auf so grobe Weise kann sich der Urheber dieses wundervollen Weltalls, das überall die höchste Macht und Weisheit verkündet, seine herrliche Ordnung nicht zerstören lassen.

Baron. Eines aber haben Sie nicht berührt, — die Vergeltung.

Doctor. Die versteht sich wohl von selbst. Denn es wird ja wohl nicht einerlei seyn, in welche Welt wir kommen, welche Verhältnisse und Organisationen wir dort antreten, und in welche Verbindungen wir eingehen müssen. Da hat des Schöpfers Vergeltung ein unermeßliches Feld, zu belohnen und zu bestrafen. Freilich aber, wie sich die Theologen von altem Schlage die Sache vorstellen, mit einer Hölle, wo die Bösen nebst den Teufeln in ewigen Flammen brennen, und mit einem Himmel, den man sich wie einen großen glänzenden Saal denkt, wo die Seligkeit darin besteht, daß der liebe Gott mit den Engeln und Seligen eine Art von Kirche hält, — damit freilich verträgt sich mein Glaube nicht, und ich bin der Meinung, daß man da die bildlichen Beschreibungen der Bibel nicht eigentlich nehmen muß.

Baronin. Sie scheinen also Himmel und Hölle zu läugnen?

Doctor. Ja, wie sie uns Ihr guter Pfarrer Böhm vorzumalen pflegt, in dieser Gestalt läugne ich sie allerdings, aber keineswegs die Vergeltung.

Wille. Die Sache ist kürzlich diese. Unsre Idee der Unsterblichkeit, als eine Fortsetzung des Lebens in andern und vollkommnern Welten, konnten die Menschen zu Jesu Zeit nicht auffassen, weil sie den Mond, die Sonne und die Sterne noch nicht als Weltkörper kannten, sondern sich dieselben als Lichter am Himmelsgewölbe, die Erde zu erleuchten, vorstellten. Nur die Erde war ihnen die Welt, die lichterfüllte Himmelskugel aber der Wohnsitz der Götter, wohin der Mensch nimmer gelangen könne. Allgemein also dachte man sich den Aufenthaltsort der Seelen

der Verstorbenen auf der Erde, und meistens unter der Erde. So wenigstens die Juden und Griechen. Man stellte sich, wie wir dieses noch im alten Test. finden, die Unterwelt als einen finstern, verschlossenen Ort vor, wo die Seelen ein freudeloses Seyn verschlummerten. Späterhin theilte man die Unterwelt für die Guten und Bösen in zwei Theile, welche die Juden Paradies und Hölle nannten. Der Anblick feuerspeiender Berge, des todten Meeres und seiner Schwefelquellen und des Untergangs der Städte Sodom und Gomorra bei einem Erdbeben gab die Veranlassung, sich die Hölle auch als einen feurigen Pfuhl oder als ein Schwefelmeer zu denken. Bei seinen Reden an das Volk mußte auch Jesus, wenn er von der Vergeltung nach dem Tode sprach, die dem Volke bekannten Ausdrücke brauchen, weil er sonst gar nicht verstanden worden wäre. Er bereitete aber dadurch eine gänzliche Umwandlung der gewöhnlichen Vorstellung vor, daß er lehrte, die Seelen, wenigstens die guten, sollten einst in den Himmel, das ist ins Weltall kommen, und aus aller Verbindung mit der Erde scheiden. Damit war der Grund gelegt, die alte Vorstellung von der Unterwelt und der Hölle und den ewigen Qualen der Verdammten gänzlich zu beseitigen, was so bald geschehen mußte, als die Christen die wahre Beschaffenheit des Himmels kennen lernten. Dieses ist nun geschehen, und darum hat für uns die phantasiereiche Vorstellung von der Hölle und ihren Qualen ihre Bedeutung verloren. Die Hölle ist nicht mehr, wohl aber noch die weise Vergeltung des Guten und Bösen in der Ewigkeit.

Baronin. Sonach könnten Sie also auch keine Ewigkeit der Verdammniß annehmen?

Wille. Wenn es überhaupt keine Hölle, wie sich die Juden dieselbe dachten, gibt, das heißt ein Behältniß der Marter, in welches die Seelen eingeschlossen seyen, so gibt es auch keine Ewigkeit dieses Zustandes. Was aber die Sache selbst betrifft, nämlich die Bestrafung der Bösen, so wird und muß sie Gottes Gerechtigkeit und Güte aufhören lassen, wenn der Zweck der Strafe erreicht ist, das ist, wenn die Bösen gebüßt haben und gebessert sind. Denn eine gleichartig fortdauernde Strafe für vergängliche Laster würde weder gerecht noch gütig seyn, und

ewiges Elend, wodurch Gottes Rathschluß über die Seligkeit der Menschen vereitelt würde, würde seiner Weisheit widersprechen. Gottes Wille muß stets geschehen, seine Rathschlüsse können nie aufgehoben oder vereitelt werden, folglich auch nicht der Rathschluß, nach welchem „er will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen" (1. Tim. 2, 4.). Sobald also die Seelen ihren Irrthum erkennen und von der Sünde zurückkehren werden zum ewigen Vater, sobald wird er sie auch begnadigen. Denn thut er dieses, so lange wir auf Erden leben, so läßt sich gar kein Grund absehen, warum er es nicht auch nach dem Tode thun sollte.

Baron. Werden denn aber auch die Verstorbenen sich in jener Welt noch bessern können? Man lehrte mich in meiner Jugend, daß dort keine Besserung mehr möglich sei.

Wille. Da lehrte man Sie falsch. Wenn die Seele hier, wo sie sich noch durch den Leib zur Sünde gelockt fühlt, sich dennoch bessern kann: warum sollte sie es dort nicht auch können? Der Wegfall aller sinnlichen Reize zum Bösen, der Anblick einer neuen Welt, die Erfahrung von der Vergeltung selbst müssen ja dort auch den verstocktesten Sünder von seiner Thorheit und seinem Unrecht überführen, folglich ihn bessern. Die Lehrerzählung Jesu vom reichen Manne und dem armen Lazarus zeigt klar, daß auch Jesus die Besserung der Verdammten für möglich hielt, da er den reichen Mann zur Erkenntniß seines Unrechts kommen läßt.

Baronin. O es liegt etwas sehr Tröstendes in dem Gedanken, daß auch die Verlornen einst wieder umkehren, und dann vom Vater aller Gnade werden angenommen werden. Ich gestehe, daß mir die ewige Dauer der Strafen immer als ein Schrecken erschienen ist, das den Sünder eher zur Verzweiflung, als zur Besserung treiben muß. — Und, — welche furchtbare Beängstigung unseres Gemüths, wenn wir glauben müssen, daß Eines der Unsrigen einer nie aufhörenden Qual dahingegeben und von Gott auf ewig verstoßen sey. Wo sollte man da noch Trost und Beruhigung finden? — Lieber wollte ich es tragen, ein Verlornes, das ich liebte, gänzlich vernichtet, als ewig gemartert zu

wissen. Ja, lieber wollte Ich mich vernichten lassen, wenn ich dadurch Eines der Meinigen von ewigen Qualen befreien könnte.

Die Männer wußten die Rede des jungen Weibes, die sie nicht ohne lebhafte Bewegung ausgesprochen hatte, wohl zu deuten, und brachen das Gespräch ab, indem der Doctor bemerkte, daß nun doch die Abendkühle rathsam mache, das Freie zu verlassen und das Zimmer zu suchen.

Als man nach Hause gekommen war, und sich an der runden Tafel zum Abendbrod gesetzt hatte, begann Clementine mit mehr Heiterkeit, als man zeither an ihr bemerkt hatte, zum Arzte: „meinen lieben Doctor muß ich gar sehr um Verzeihung bitten, denn ich habe ihm zeither großes Unrecht gethan."

Doctor. Wie so? — das Unrechtthun ist ja gar Ihre Art nicht. Höchstens könnten Sie mir abbitten wollen, daß Sie mir zeither mehr Gutes zugetrauet haben, als ich besitze.

Clement. Im Gegentheil! Ich habe Ihnen eben zeither zu wenig zugetrauet.

Doctor. Mein Gott, welche geheime Tugenden, die ich selbst nicht wüßte, haben Sie denn an mir entdeckt?

Clement. Ich hielt Sie zeither für einen kalten Philosophen, der nichts glauben wolle, was nicht mathematisch erweisbar sey. Nun aber habe ich gesehen, daß Sie recht auch gemüthlich schwärmen können, so gut als ein junger Dichter. Denn — gestehen Sie es nur! — der Mondschein machte Sie vorhin, als wir auf den Pavillon waren, etwas poetisch, und das, was Sie uns vom Stoffe und von den organisirenden Lebenskeimen so beredt sagten, — war Poesie.

Doctor. Ich weiß nicht, warum Sie mich darum, weil ich nicht eben in dem stark bin, was gewisse Leute den Glauben nennen, für kalt und der Begeisterung für unfähig halten wollen. Die Natur ist das älteste, das göttlichste, das schönste und zugleich das mysteriöseste Buch der Welt, und bietet ein Schauspiel dar, wunderbarer, ergreifender, lehrreicher und erhebender, als alles, was die armen Dichter und Künstler je hervorgebracht haben. Wie sollte sie nicht alle, welche in ihrer unvergänglichen und wundervollen Schrift lesen und ihre Schauspiele mit sinnendem Ernste betrachten, aufs Höchste begeistern? — Ja, ich ge-

stehe, daß der Einblick in den gestirnten Himmel, in diese ungezählten Millionen Sonnen, die aus dunkler Klarheit herüberblitzen, diese Unendlichkeit von Welten und Schöpfungen mich ganz berauscht, und immer mehr entzückt und begeistert, je mehr ich hinschaue und je mehr ich davon verstehen lerne. Die Natur ist eine unerschöpfliche Quelle edler Begeisterung, und zwar der wahren und heilsamen.

Clement. Dies war es nun eben nicht, was ich für Poesie erklären wollte, sondern Ihre Theorie von den organisirenden Lebenskeimen.

Doctor. Ich glaube es wohl, daß Ihnen diese etwas befremdlich vorkommt. Wenn Sie aber, wie ich, das Wesen der menschlichen Lebenserscheinung und das Leben und Weben in der Natur als Ein Ganzes anzusehen und zu begreifen gewohnt wären, so würden Sie meine Ansicht natürlich genug finden. Freilich unsre vormaligen Theologen, welche den Himmel nur für den lieben Gott, und die Erde nur für den Menschen und nur um der Menschen willen geschaffen zu seyn glaubten, die konnten auf das wahre Verhältniß der menschlichen Organisation zu der thierischen und pflanzlichen nicht kommen. Wie sie meinten, Sonne, Mond und Sterne seyen nicht geschaffen um ihrer selbst willen, sondern uns Tag und Nacht zu erleuchten, so sind nach ihrer Meinung auch Thiere und Pflanzen nicht da um ihrer selbst willen, sondern nur um von den Menschen verzehrt und ausgebraucht zu werden. Damit aber reicht man freilich nicht weit, weil ja doch nicht alles, was da ist, verzehrt und gebraucht werden kann. Diese beschränkten Menschen haben mich oft lachen gemacht, wenn sie weitläuftig zu erweisen suchten, daß alles in der Natur nur zum Nutzen und Gebrauch des Menschen geschaffen sey. Da wußten sie nun nicht zu sagen, warum doch die Schlangen, die Scorpionen, die Raubthiere, die Giftkräuter da wären, denen sie oft einen Nutzen andichteten, der mit dem Schaden, den sie thun können, in gar keinem Verhältnisse steht. Vielmehr muß man einsehen, daß die mannigfaltigste und reichste Entwickelung der Lebenskeime selbst die eigentliche Bestimmung der irdischen Schöpfungen ist, und daß alle Geschöpfe darum da sind und leben, daß sie leben, und durch ihr Leben einen Lebenskeim für eine höhere Organisation gestalten sollen.

Baron. Unter solchen Umständen, lieber Freund, müßten wir ja wohl Bedenken finden, einen Baum zu fällen, das Unkraut auszuraufen, oder wohl gar ein Thier zu schlachten; denn wir unterbrechen ja damit die Entwickelung eines Lebenskeimes, über den wir kein Recht haben.

Doctor. Der Pflanzen und der Thiere zu gebrauchen, darauf hat uns der Schöpfer durch unsre Natur und deren Bedürfnisse angewiesen; folglich dürfen wir das. Aber Pflanzen und Thiere zerstören ohne Bedürfniß und ohne Zweck, ist allerdings etwas Abscheuliches, Teufelartiges. Der Gebrauch für das Bedürfniß muß aber um so mehr erlaubt seyn, je weniger bei dieser Ansicht das eigentliche Lebensprincip in der Pflanze und dem Thiere selbst zerstört werden kann, sondern in eine andre und höhere Organisation eintritt.

Baron. Sonach müssen Sie also auch glauben, daß die menschliche Seele, oder, wie Sie sagen, der Lebenskeim des Menschen vorher als Pflanze und Thier existirt hat, und daß auch wir längst schon ein Leben gehabt haben, dessen Hülle unsern Voreltern zur Speise oder zum Geräthe diente.

Doctor. Allerdings muß dies der Fall seyn. Theologen und Philosophen haben sich viel mit der Frage über die Entstehung der Seelen abgemühet, und ließen sie bald alle ursprünglich erschaffen seyn und nur nach und nach in menschliche Leiber treten, bald aber ließen sie dieselben bei der Zeugung des Menschen vom Schöpfer erschaffen, bald glaubten sie auch, die Eltern selbst erzeugten nicht nur den Leib, sondern auch die Seelen der Kinder. Dies alles hält nicht Stich. Im ersten Falle sieht man nicht ein, warum die Seelen seit Anbeginn vollkommen vorhanden seyn, und doch Millionen Jahre warten sollen, bis sie in den Körper kommen, und wie sie nun, wenn der Körper stirbt, nicht wieder in ihren vorigen bewußtlosen Zustand zurücksinken müßten. Im zweiten Falle macht man noch ungeschickter Gottes Schöpferthätigkeit abhängig von menschlicher Leidenschaft, und im dritten Falle kann man dem Materialismus und der Folgerung nicht entgehen, daß die Seelen auch im Tode mit sterben. Bei meiner Ansicht aber sind die Lebenskeime zwar seit Anbeginn vorhanden, aber nicht schon als ausgebildete Menschenseelen, sondern

eben als Keime, die sich zuerst einen mangelhaftern, dann einen edlern und feinern Organismus bilden, von diesem aber ihrem Wesen nach immer verschieden bleiben, und darum auch mit dem Organismus nicht vergehen. Indem sich nun diese Lebenskeime, die doppelgeschlechtlich sind, vereinigen, bilden sie eine höhere Stufe, und in dem Menschen die höchste, die es auf unsrer Erdkugel gibt.

Wille. Nun, alter Freund, so sagen Sie uns vielleicht auch Ihre Vermuthung darüber, was wohl Sie und ich früher für Organisationen mögen durchgemacht haben.

Doctor. (lachend.) Sie wollen also eine Geschichte hören vor der Geschichte? — Nun, vielleicht war mein Lebenskeim erst in einem guten Apothekerkraut, und zuletzt ein lustiger Vogel, der die Welt umkreisete, denn dazu verspüre ich noch allzuviel Lust in mir. — Sie, lieber Freund, mögen wohl erst als Nießwurz und zuletzt als ein rationalistischer Elephant existirt haben. — Die Frau Baronin, wenn sie es erlaubt, mag wohl zuerst etwa ein Veilchen, dann einen Rosenstrauch belebt haben, und dann etwa als ein Kolibri oder als ein schönes Täubchen aufgetreten seyn.

Clement. Ei, wer hätte unsern Doctor für so galant gehalten!

Doctor. (eifrig.) Was, galant? Dies ist mein Fehler nicht. Daraus aber erklärt sich eben die Verschiedenheit der Kräfte und Anlagen. Der Lebenskeim der Bienen wird in dem Menschen zum Mathematiker, Baumeister, der Lebenskeim der Drohnen zu den Liebhabern der Sinecuren; der Lebenskeim der Nachtigallen zu großen Musikern, der der Schmetterlinge zu Stutzern, der der Löwen zu großen Helden, der der Tiger zu kräftigen Tyrannen, der der Spinnen zu Philosophen.

Clement. Nun dies heißt mir doch geschwärmt! Beinah sollt' ich denken, Ihr Lebenskeim habe auch vorher als Spinne vegetirt, da Sie so geschickt sind, ein so luftiges Gewebe von Hypothesen auszuspinnen.

Doctor. (lacht.) Die meinige ist so gut und besser, als viele andre über denselben Gegenstand, über den wir eigentlich alle nicht viel wissen. Ihr kommt aber doch dreierlei zu statten:

zuerst, daß wirklich diese Gradationen des Lebens in der Natur vorhanden sind; zweitens, daß offenbar ist, daß das Lebensprincip in den Dingen von der vorübergehenden, immer wechselnden Erscheinung der organischen Formen verschieden ist; und drittens, daß die Annahme, daß derselbe Lebenskeim in fortschreitenden Organismen sich zuerst für diese Erde, dann aber für Welten höherer Ordnung bilde, das für sich hat, daß einmal in der Welt alles zusammenhängt und alles Evolution ist; daß aber die Annahme, daß die Wesenreihen isolirt stehen und wie Wasserblasen auftauchen, platzen und zerrinnen, ohne einen weitern Zweck, mit der Weisheit des Schöpfers nicht harmonirt, da dann das Leben der vielen Klassen und Ordnungen der Geschöpfe gar keinen Zweck und keinen Zusammenhang mit dem Weltganzen haben würde, und in solchem Falle es gar schwer seyn würde, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Mensch im Tode nicht wie die Pflanze und das Thier zerrinne, sondern in einer andern Welt in einem höhern Organismus auftrete. Wenn man aber sich einmal überzeugt, daß die geistige Kraft in uns ihren ersten Cursus in der bewußtlosen Pflanzenwelt, ihren zweiten in der dunkel bewußten Thierwelt, und ihren dritten in der vernünftig bewußten Menschenwelt gemacht hat, so folgt daraus von selbst, wie wir dies auch fühlen und ahnden, daß es einen weitern Fortschritt geben muß, also eine Unsterblichkeit des Geistes neben der Vergänglichkeit des erdstoffigen Organismus.

Clement. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Rationalismus auch so mysteriös seyn könnte.

Doctor. Ich habe es Ihnen schon gesagt, daß die Natur das größte Mysterium ist, und ihre Mysterien sind etwas reeller, als die der theologischen Schulen. Diese sind für die Vernunft wie eine Zwangsjacke, jene aber erweitern das Herz und die Vernunft.

Clement. Lassen wir dies, lieber Freund, denn darüber dürften wir uns nicht verstehen. Dagegen will ich Ihnen noch zu bedenken geben, ob Sie nicht mit Ihrer Vorstellung die sittliche Freiheit des Menschen und damit die Moralität aufgeben. Denn wenn der menschliche Geist in früheren Organismen die Neigung zu gewissen Dingen bekommt, z. B. zur Grausamkeit, zum

Neid, zum Hochmuth, zum Diebstahl, so bringt er ja aus seinem vorigen Zustande eine Art von Erbsünde mit, die ihn hindert, diese Fehler abzulegen.

Doctor. (scherzend.) Ei sieh doch, wie fein Sie mich zu der alten Erbsünde des heiligen Augustinus zurückzuführen wissen. Doch es ist Ihr Scherz, Sie wissen besser als ich, wie himmelweit diese Dinge von einander verschieden sind.

Clementine. Nun, ich will Ihnen das Wort, wenn es zu Ihrer Beruhigung dient, gern preisgeben; die Sache aber, nämlich angeborner Hang zu gewissen Untugenden oder auch Tugenden, die bleibt doch.

Doctor. Diese lasse ich auch gelten; nur keine angeborne Sünde oder Neigung zu allem Bösen, und keine angeborne unvernünftige Vernunft. Unterschiede sind da; dies lehrt die Erfahrung unwidersprechlich. Wir finden Menschen, die gleich von Jugend auf eine angeborne Gutmüthigkeit und ein wohlwollendes Herz zeigen, und andere, die bei gleicher Erziehung und gleichen Aeltern Egoismus, Hartherzigkeit und Uebelwollen an den Tag legen. Eben so haben die Einen einen Hang zur Thätigkeit, die Andern zur Trägheit, die Einen zur Aufrichtigkeit, die Andern zur List und Verstellung, die Einen zum Frieden mit Jedermann, die Andern zu Krieg und Streit, die Einen zum Hochmuth und zur Herrschsucht, die Andern zur Demuth und Folgsamkeit. So ist es ja auch mit den Anlagen zur Dichtkunst, Musik, Malerei, Mechanik, Mathematik, Philosophie u. s. w. So gut diese Anlagen nicht in allen Menschen in gleichem Maße gefunden werden, so auch die moralischen. Aber die Vernunft haben alle, und das Vermögen, ihre Anlage durch die Macht der Vernunft zu beherrschen und zu veredeln, haben alle, und darum sind alle der Moralität und der Zurechnung ihrer Thaten fähig.

Clement. So wäre also Ihr System über den Menschen fertig. Das Beste dabei ist, daß es Sittlichkeit und Unsterblichkeit hat. Uebrigens aber ist es artig genug, und mag wenigstens dem menschlichen Vorwitz vielen Stoff zu spitzigen Fragen geben. Denn wenn ich Sie nun fragte, welche Organisation wohl Napoleons Seele früher belebt habe, was würden Sie sagen?

Doctor. Der? — o, der hat in einem Königsadler gehauset, dem der Himmel zu niedrig und die Erde zu eng ist, mit gewaltigem Schnabel und starken Fängen. Dergleichen mögen auch Nimrod, Alexander, Tamerlan, und andere gewaltige Bewältiger der Menschen gewesen seyn. Die Sultane aber, die muhammedanischen und die christlichen, die in ihrem Harem oder im Polsterstuhl sitzen und sich von ihren Höflingen beräuchern lassen, mögen wohl erst in den weißen Elephanten des Kaisers von Siam gewohnt haben, die man füttert und göttlich verehrt; die großen Diebe mit ihrer List und Stehllust wohnten vielleicht vorher in Füchsen, die Straßenräuber in Wölfen, die Seiltänzer, Equilibristen, Jongleurs und manche Schauspieler in Affen, die Renommisten in Haushähnen, die Schmarozer, die sich überall unverschämt zu Gaste bitten, in Sperlingen.

Clement. Genug des Spottes! — Jetzt aber im Ernst, wie erklären Sie denn nun die Cretins, die Blödsinnigen, die Unglücklichen, denen die Vernunft mangelt? — Einen menschlichen Lebenskeim, oder, wie wir es nennen, eine menschliche Seele, müssen sie doch auch haben, da ihr menschlicher Organismus belebt ist.

Doctor. Allerdings. Denn wäre nicht der menschliche Lebenskeim da, so wäre ihr Organismus todt. Der Fehler liegt da nicht in der Seele, sondern in der verunglückten Organisation des Stoffes, der die Entwickelung der Seele oder der Lebenskraft zu völlig klarem, vernünftigem Bewußtseyn hindert.

Clement. Da sie aber so nicht zu völligen Menschen werden, da müssen sie wohl erst noch eine andere menschliche Organisation beleben, ehe sie in eine andre Welt übergehen können? Und vielleicht gilt dieses auch von den Kindern, die früh nach der Geburt wegsterben?

Doctor. Dies ist freilich ein dunkler Punkt! Doch scheint es mir nicht so. Denn sie haben doch einmal das Stadium des Menschen betreten und als Menschen, wenn auch nur mangelhaft, gelebt.

Clement. Sind ja aber nicht zum vernünftigen Bewußtseyn gekommen! sind in der Entwickelung unterbrochen worden!

Doctor. Das wohl — aber sie sind doch Menschen gewesen, und wir haben keine Beispiele in der Natur, daß man das zum zweiten Male werden müsse, was man das erste Mal nicht gehörig geworden sey. Ueberhaupt, liebe Freundin, vollendet kein Mensch sein Stadium ganz, sondern bleibt bald hier, bald dort mangelhaft, und viele kommen hier, so alt sie auch werden, doch aus den Kinderjahren und den Wahnbegriffen der Kindheit nicht heraus. Die Helligkeit und Stärke des Bewußtseyns hat vom Neugebornen bis zum vollendeten Weisen so unendlich viel Grade, die so sehr in einander verlaufen, daß da ein Abschnitt gar nicht gemacht werden kann, wo das Genug anfange und das Zuwenig aufhöre. Der menschliche Geist in dem Neugebornen hat daher gewiß eben so viel Recht und Fähigkeit, ein höheres Wohnhaus in einer bessern Welt zu beziehen, als der Geist eines Sokrates und Plato. Ueberhaupt aber dürfte der Unterschied, der hier in der Geistesbildung zwischen Menschen und Menschen statt findet, in einer neuen Welt wohl von höchst geringer Bedeutung seyn, und ein Kind dort in einem halben Jahre viel weiter in der Philosophie und Erkenntniß der Dinge kommen, als hier ein Gelehrter durch lebenslange Studien.

Wille. In diesem Punkte stimme ich dem Doctor gleichfalls bei. Die Säuglinge, welche die Mütter auf ihren Armen zu Jesu trugen, daß er sie segne, waren auch noch Kinder von unentwickeltem Bewußtseyn. Doch erklärte sie der Heiland ohne Bedingung geschickt für das Reich Gottes, und wies die Mütter nicht zurück, daß sie warten sollten, bis die Kinder reden und sich besinnen lernten.

Clement. (ernst und nachdenkend.) Das ist sehr tröstlich — für alle Mütter — auch für mich. — (sich sammelnd und aufstehend.) Meine verehrten Freunde. Ich bin Ihnen Dank, vielen Dank schuldig für Ihren Besuch, für Ihr heutiges Gespräch, für alles, was Sie mir aus dem Schatze Ihrer Studien mitgetheilt haben. Sie wissen nicht, wie wichtig dieses alles für meine Ruhe, für ein beängstigtes Mutterherz gewesen ist. Kommen Sie bald, — bald wieder zu uns! — (einen leichtern Ton annehmend.) Besonders wünschte ich, daß Sie, bester Herr Pfarrer, uns bald wieder besuchten. Sie haben mich einige Blicke in

eine theologische Denkart thun lassen, die mir noch fremd ist, und ich habe manche Gewissensfragen auf dem Herzen, die ich Ihnen vorlegen möchte, wenn Sie es nicht unbequem finden, einer ungelehrten Frau Rede zu stehen. (scherzend.) Ja, ja, Rede sollen Sie stehen! Ich brauche den Ausdruck absichtlich, damit Sie im Voraus wissen, daß ich Sie anklagen, oder doch anfechten werde.

Wille. Sehr gern, Frau Baronin, werde ich einen Wunsch erfüllen, den ich Ihnen schon als Theolog gar nicht abschlagen dürfte. Klagen Sie mich nur getrost an, ich will Rede stehen ohne Scheu, als redlicher Mann und treuer, Sie ehrender Freund. — Es gibt Dunkelheiten, in denen man sich einige Zeit recht wohl fühlen kann; aber ehe man es vermeint, stößt man sich hart, und begehrt des Lichts. Es gibt Wahrheiten, deren Licht dem geistigen Auge Anfangs unwillkommen und lästig ist, aber es erhellet den Weg, verscheucht den Trübsinn und erwärmt das Herz.

Siebentes Kapitel.

Der Morgengang auf den Kirchhof.

Der alte Böhm hatte sich gleich nach der Abreise des Inspectors auch nach Hause begeben. Nicht ohne ein Gefühl der Demüthigung trug er seine hebräische und griechische Bibel nach Hause. Er fühlte es, daß er für einen Theologen doch zu sehr im Grundtexte ein Fremdling geworden war. Besonders kränkte es ihn, daß die deutsche Uebersetzung der Bibel von Luther einiger Fehler beschuldigt worden war, und daß er den großen Reformator darin nicht zu vertheidigen gewußt hatte. Er war bisher der Ueberzeugung gewesen, die deutsche Bibel entspreche dem Grundtexte so genau, daß es einerlei sey, ob man jene oder diesen gebrauche. Er machte sich aber nun doch Vorwürfe darüber, daß er als ein „Diener des göttlichen Worts" den Grundtext zeither so ganz vernachlässigt habe, und beschloß, das Versäumte,

wo möglich, noch nachzuholen. In seinen Ueberzeugungen aber war durch alles, was er gehört hatte, nichts geändert worden. Er wußte zwar das Vernommene nicht zu widerlegen, aber er konnte es auch nicht annehmen. Er war mit seiner Theologie alt geworden: sie begründete die stille Ruhe seines Herzens. Darum blieb er fest bei ihr als bei einem alten, in vielen Trübsalen treu bewährten Freunde.

Nur Eines, was Wille geltend gemacht hatte, wollte in seiner Seele einige Wurzel gewinnen, und dies war der Rath, sich in zweifelhaften Fällen lieber an den Meister, als den Schüler, lieber an Christi eigene Aussprüche, als an Moses oder Paulus oder einen der Jünger des Herrn zu halten. Dabei glaubte er keine Gefahr und kein Unrecht zu finden. Denn ob er gleich fest glaubte, daß in der ganzen Bibel, wenn man sie nur recht auslege, nicht die geringste Verschiedenheit der Lehre gefunden werden könne, so schien es ihm doch in dem Falle, wenn man, obgleich aus Irrthum, eine Verschiedenheit zu finden vermeine, verzeihlich vor Gott zu seyn, sich mehr an Christum, den Herrn und Erlöser, als an dessen Jünger zu halten, da Christus selbst sagte: der Jünger solle nicht über den Meister seyn wollen.

Mit solchen Gedanken brachte er den Abend hin, und suchte endlich nach seinem Abendgebete die nächtliche Ruhe. Er hatte die Gewohnheit, vor Schlafengehen noch einmal zum Fenster hinauszusehen, um zu prüfen, ob alles im Dorfe, bei den Nachbarn und auf dem Pfarrhofe ruhig und sicher sey. Er öffnete daher auch jetzt das Fenster und schaute hinaus in die schöne, mondhelle Mainacht. Sein Pfarrhaus stand am Kirchhofe, und sein Blick fiel auf die stillen Gräber und die vom Mondlicht sanft erleuchteten Denkmale. Da hatte er ein ganzes Menschengeschlecht zu seiner Ruhe bringen helfen, und unter den noch sichtbaren Grabeshügeln war keiner, an dem er nicht das feierliche Abschiedswort des Segens gesprochen hätte.

„Das ist" — sprach er — „die Gemeinde deiner Heimgegangenen. Sie sind beim Herrn! — Ob wohl auch alle? — auch dort der, — und der, — und der? — Nun, an dir wenigstens hat es nicht gelegen, wenn sie nicht die Gnade erlangt haben.

Du hast sie verkündiget, und durch deine Schuld ist keiner verloren gegangen, den dir der Herr gegeben hatte."

Indem er so den Blick von einem Hügel zum andern gleiten ließ, und sich eines jeden, der da ruhete, Leben vergegenwärtigte, traf sein Auge auch auf ein kleines Grab mit einfachem Kreuze, das nahe am Pfarrhause stand und einen Säugling bedeckte. Es war das Kind der Edelfrau, das ohne Taufe starb. Sie hatte es durchaus nicht in das Gewölbe des Erbbegräbnisses setzen lassen wollen, sondern in den Schooß der Erde, damit des Schöpfers Wort: „du bist Erde und sollst zur Erde werden", auch an ihm erfüllt werde.

Ein Seufzer drängte sich aus des greisen Böhms Brust bei diesem Anblick. Hier hatte er das erste Mal in seiner langen Amtsführung die Erfahrung machen müssen, daß das Evangelium, wie er es verkündigte, seine tröstende Kraft an dem Gemüthe der Edelfrau versagt hatte. Dies bekümmerte ihn tief und versenkte ihn aufs Neue in sorgliches Nachdenken, wie er nur, ohne der Reinheit des Glaubens etwas zu vergeben, das junge Weib von ihrem Scrupel heilen könne. Wie denn bei ihm die Sorge immer gern zum frommen Gebet wurde, so seufzte er auch hier: „Herr, womit würdest du selbst eine Mutter trösten, die ihr Kindlein zu dir bringen wollte, aber es nicht vermochte?" — Da trat das Wort des Heilandes vor seine Seele: „lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes!" — Der redliche Diener des Herrn bedachte dieses Wort seines Meisters, und allmählig schwand sein Kummer. Getröstet ging er zu seinem Lager, sich dem Schutze des Herrn befehlend.

Einen viel stärkern Eindruck hatte dieser Tag auf Clementinen gemacht. Ihre Ueberzeugungen erlitten eine Revolution, und darum war sie in großer innerer Bewegung. Es ist immer peinlich, oft auch gefährlich, wenn das religiöse Gebäude, das in der Seele des Kindes erbauet wurde und mit diesem groß wuchs, plötzlich zusammenbricht. Hätte Clementine einen aufgeklärten Theologen zum Erzieher gehabt, der ihr statt des Lehrsystems des 16ten Jahrhunderts die einfachen Wahrheiten der Re-

ligion eingepflanzt hätte, so hätte es für sie nur kleiner Berichtigungen bedurft, es wäre eben kein Umsturz erfolgt. Sie war aber eine Schülerin Böhms. Ihr ganzes Christenthum war auf zwei Fundamente gebauet: auf die Lehre, daß der heilige Geist selbst die Bibel geschrieben habe, und daher jedes Wort in ihr göttlich und absolut wahr sey, und auf den Lehrsatz von dem Falle Adams, der Erbsünde und der Verdammniß aller Menschen, woraus Böhm die Nothwendigkeit ableitete, daß nun die zweite Person der Gottheit habe Mensch werden und am Kreuze für Adams Schuld und alle daher entsprungenen Sünden genugthun müssen. Sie wußte es gar nicht anders, als daß Christi Sendung in die Welt blos den Zweck gehabt habe, das wieder gut zu machen, was Adams Apfelbiß verdorben habe. Gleichwohl war ihr Glaube an die Vorstellung von Adams Fall und dessen Folgen, welche sie von Böhm empfangen hatte, nicht blos wankend, sondern gänzlich erschüttert, denn schon ihr eignes Nachdenken hatte sie zweifelhaft gemacht. Böhms ungenügende Erläuterungen hatten ihre Zweifel nur gestärkt, die Vorstellungen des schlichten Arztes hatten in ihrem Innern mächtigen Anklang gefunden, und der heutige Tag hatte sie völlig ins Klare gesetzt. Sie zweifelte nicht mehr, daß die traurige Lehre von Adams Fall und dessen Folgen, und von der Verdammlichkeit aller Menschen gleich bei ihrer Geburt, keinen Grund in der Schrift habe. So beruhigend ihr dieses wegen des Schicksals ihres Kindes war, so beunruhigt fühlte sie sich doch, wie sie nun die mosaische Erzählung in ihrem eigentlichen und wahren Sinne mit ihrer zeitherigen Vorstellung von der heiligen Schrift vereinigen, und in welchem Verhältnisse zu dem Menschen sie sich nun die Lehre vom Tode Christi, als einer Genugthuung für Adams Schuld, vorstellen sollte. „Ist denn die Schrift sonach ein Mährchenbuch? oder soll ich denken, Christus ist für ein Phantom, für ein Nichts gestorben am Kreuze?" Dieses waren die Fragen, welche nicht von ihr wichen, sie beunruhigten, und für welche sie doch in sich keine Antwort fand. Doch bedauerte sie es nicht, das Gespräch veranstaltet und ihm zugehört zu haben. Denn trotz der Zweifel, mit denen sie noch kämpfte, fühlte sie sich doch unendlich ruhiger, als früher. Besonders hatte die schöne Glaubensfreudigkeit des

Doctors, die er beim Anblick des abendlichen Himmels kund gegeben hatte, sie innig angesprochen. Sie sah, daß man auch mit freien Ansichten vom Christenthum ein guter und zufriedener Mensch seyn und ruhig ins Grab steigen könne, was sie bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Dieses machte sie weniger besorgt bei ihren Zweifeln, und ließ sie hoffen, daß auch hier eine Lösung vorhanden seyn werde, die ihr Herz befriedigen könne. Dazu trug nun auch die edle Aufrichtigkeit Wille's nicht wenig bei, der bei ihr ungemein an Achtung gewonnen hatte. Sie konnte seine Verehrung der Schrift und der Person Jesu nicht für Heuchelei halten, und zog daraus den Schluß, daß man dennoch ein Verehrer der Bibel und des Heilandes seyn könne, wenn man auch eine freiere Ansicht von beiden, als sie von Böhm bekommen hatte, auffasse.

Diese wechselnden Gedanken beschäftigten sie den ganzen Abend, und hielten sie noch lange wach auf ihrem nächtlichen Lager. Sie löseten sich endlich in das stille Gebet zu Gott auf, daß er sie gnädig erleuchten wolle, wenn sie zeither im Irrthum gewesen sey, daß er sie aber auch väterlich bewahren möge, wenn sie etwa der Wahrheit untreu werde und sich auf dem Wege des Unglaubens und Irrthums befinde. — Getröstet durch dieses Gebet entschlummerte sie ruhig.

Kaum aber lichtete das Morgenroth den westlichen Himmel, so wachte sie auf. Aber wie? — Es war ihr leicht um das Herz, das ihr so lange schwer gewesen war. Sie war voll Trostes und stiller Ergebung in den Rath des Herrn. Sie betete nicht, aber der Zustand ihrer Seele war Andacht. Rasch erhob sie sich von ihrem Lager, und trat, während noch nichts wach war im Schlosse, heraus in die freie Natur. Sie sah das wachsende Licht vom Morgen, das über den Kirchhof heraufstieg und ihr den Vater alles Lichts verkündigte. Es zog sie fort mit dunkler Gewalt zum Kirchhof, um den noch stiller Friede ruhte. Sie that, was sie noch nie gewagt hatte, — sie trat zum Grabeshügel ihres Kindes. Da schwoll ihr Herz über in Wehmuth und Liebe. Ein Strom heißer Thränen entquoll ihren Augen. Sie kniete nieder neben dem Grabe, und umfaßte es in mütterlichem Schmerz mit ihren Armen. „Da ruhest du, kleiner

Engel, — schuldloses Kind, im Schooße der mütterlichen Erde! Wo ist dein Geist? — Ach! ist er beim ewigen Vater des Lichts, oder — — — Nein, nein! du verbrachst nichts! — der Herr verstieß dich nicht! — Ich wollte dich ihm ja darbringen auf meinen Armen!" — — Indem diese Gedanken sie durchzuckten, so brach sie aus in lautes Flehen: „Herr, Herr! der du die Mütter nicht zurückwiesest, die dir die Kindlein brachten, daß du sie segnetest, der du sprachst: solcher ist das Reich Gottes! siehe ich bringe dir noch jetzt dies liebe Kind, ich trage es dir jetzt auf meinen Armen entgegen. O! nimm es auf! — o segne es!" Da erhob das junge Weib den Blick, und neben ihr stand der redliche Böhm. „Amen!" — sprach er sanft — Amen! „der Herr wird es thun! Der einst die Mütter Judäa's nicht von sich wies mit ihren Säuglingen, und sie ohne Taufe zum Reiche Gottes weihte, der wird auch Dich nicht zurückweisen, geliebte Tochter, mit Deinem Kinde. O zweifle nicht, es ist des Herrn! Dein jetziges heißes Gebet zum Herrn, das ist die Taufe, die Deinem Kinde fehlte; die heißen Thränen, mit denen Du den Grabeshügel netztest, sie sind so wirksam zur Taufe, als einst die Fluthen des Jordans."

Damit reichte er der Knienden die Hand, sie sanft zu erheben. Das junge Weib, überwältigt von ihren Gefühlen, neigte die blühenden Lippen auf die Hand ihres greisen Lehrers und benetzte sie mit Thränen der Rührung. Dann sich erhebend und sich sammelnd sprach sie: „ach! mein ehrwürdiger Freund! Wie tröstet es mich, daß auch Sie, — auch Sie das arme Geschöpf für schuldlos erkennen! — Ja, — mein Vater, — ich fühle es, daß mein mütterlicher Schmerz und meine flehenden bittern Thränen vor dem Herrn wohl für eine Taufe gerechnet werden können. Und wenn noch eine Schuld — eine grauenvolle Schuld vom Anbeginn — — —"

Hier stockte sie, und Böhm sprach sanft: „lassen Sie diesen Gedanken, und quälen Sie sich ferner damit nicht. Mag es damit seyn, wie es will, — halten Sie sich an die Worte des Heilandes: daß den Kindlein das Reich Gottes beschereet ist. Ich bedachte gestern Abend lange und viel den Rath des Herrn und die Worte der heiligen Schrift, und auch diesen Morgen weckte es mich

früh wieder auf. Doch endlich errang ich dies, daß es doch nicht sündig seyn könne, sich an das eigene Wort des Erlösers mehr zu halten, als an andres in der Schrift. Denn er ist ja der Herr und der alleinige rechte Hirte seiner Heerde. Nicht Moses, nicht Paulus oder ein andrer der Propheten ist es, sondern er allein! Darum mag es ihm nicht mißfällig seyn, wenn wir schwache Sterbliche in zweifelhaften Fällen uns an ihn allein halten und bei ihm die Ruhe suchen."

„O wie trösten Sie mich, mein ehrwürdiger Freund!" sprach Clementine. „So schwindet die Qual meines Herzens, und der Friede kehrt wieder in meine geängstete Seele. Ich sündige nicht gegen den Herrn, wenn ich auf sein Wort mein Kind gerettet glaube, sondern erfülle nur sein Wort: kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Ich sündige nicht, wenn ich dem klaren Worte des göttlichen Meisters mehr vertraue, als dem, was sein Apostel Paulus über Adam nur dunkel gesagt hat. Dank Ihnen — Dank Dir, Gott, für diesen Trost!"

Sie schieden. — Als Clementine zurückkam, trat ihr ihr Mann entgegen. Er hatte sie vermißt und gesucht. Er sah sie vom Kirchhofe herkommen, und ihre verweinten Augen sagten ihm, daß sie am Grabe des Kindes gewesen sey. — „Aber, bestes Weib, warum" — — begann er mit sanftem Vorwurf, und schloß sie in seine Arme.

„Sei ruhig, lieber Wilhelm", — sprach sie freundlich — „dieser Gang hat mir meine Ruhe und Heiterkeit wieder gegeben. Ja, Wilhelm, ich war am Grabe unseres Kindes, aber ich komme getröstet zurück. Ich weiß es nun, ja — ich glaube es fest: das Kind ist wohl aufgehoben! Es ruhet im Herrn!"

„Gott sey gedankt!" rief der Baron entzückt, — „so bist du also dem Leben und der Freude wieder zurückgegeben!"

„Verzeih" — sprach sie, sich sanft an seine Brust neigend, — „wenn ich Dich bisher durch meinen Trübsinn betrübte!".

„O, was ist da zu verzeihen?" unterbrach sie ihr Gatte; „littest du doch viel mehr, als ich! War es doch meine Pflicht, Dein Leid mit zu tragen!"

Auch die Freunde, Wille und der Arzt, bemerkten an Clementinen die mit ihr vorgegangene Veränderung, als man sich beim Frühstück versammelte. Die junge Hausfrau war eine andere. Ihre Augen, sonst gespannt und theilnahmlos, wie bei Leuten, die mit dem Geiste abwesend, oder in tiefes Nachdenken versunken sind, schauten wieder ruhig und freundlich im Kreise umher. Der schwermüthige Ernst, der auf ihren Zügen zeither geruhet hatte, und ihre für die Ihrigen so beunruhigende zeitherige Schweigsamkeit waren verschwunden. Sie war wieder die freundliche, sich mittheilende, das reinste Wohlwollen aussprechende Hausfrau, die jeden Kreis, der sich um sie sammelte, erheiterte.

Achtes Kapitel.

Der geistliche Inspector.

Verdrießlich war der Inspector Tags vorher vom Edelhofe weggefahren. „Ich war ein Dummkopf", — sprach er bei sich selbst — „daß ich mich zu einem Religionsgespräch verleiten ließ. Haben doch alle Religionsgespräche dem alten Glauben nur Schaden gebracht und den Neuerern Vorschub geleistet. Mußte doch auch der alte gute katholische Glaube bei den Religionsgesprächen mit den Reformatoren immer den Kürzeren ziehen. — Meine hohen Freunde in N... werden es nicht billigen, daß ich eine ihrer ersten Instructionen übertreten habe, mit den Neuerern nicht zu disputiren, sondern sie durch politische Mittel zur Unbedeutenheit herabzudrücken. Sie haben Recht! Nicht disputiren, nicht mit Gründen soll man siegen wollen, sondern verfolgen, verdächtigen, in den Staub drücken muß man die Gegner."

„Was sagen Sie denn, mein Lieber", — begann er mit erzwungener Gleichgültigkeit zu seinem Krebs, — „was sagen Sie zu dem heutigen Gespräch?"

Krebs. O, wenn ich urtheilen darf, so haben Ew. Hochwürden den Feind erst gänzlich geschlagen, und, als er nicht aufhörte zu opponiren, dann mit verdienter Verachtung gestraft.

Insp. Ja, ja, — ich habe ihm so Einiges zu verschlucken gegeben! — Aber das Ganze, vergessen Sie das nicht, war nur ein Scherz, um gut zu verdauen und bei Tische nicht einzuschlafen. Ja, wenn es Ernst gewesen wäre — —

Krebs. Da würden Sie ihn ganz anders angepackt haben.

Insp. Ja wohl, ja wohl! — Doch, weil nicht jedermann die Sache richtig ansehen möchte, so lassen Sie uns von diesem Gespräch schweigen. — Hören Sie wohl? — Sie dürfen es keinem Menschen sagen, gegen keinen es eingestehen, daß wir da über den heiligen Glauben disputirt haben. Man könnte mir dies bei meiner geistlichen Würde übel auslegen. Denn ein Inspector hat mit Pfarrern nicht zu disputiren, sondern ihnen zu befehlen. Die Auctorität der Kirche ist das große Fundament, auf dem er steht, das er geltend machen darf. Dieser Auctorität muß der Niedere ohne Widerspruchsrecht sich unterwerfen.

Krebs. Da haben Ew. Hochwürden sehr Recht. Es kommt nichts heraus bei dem Disputiren. Gründe sind eine schlechte Münze, die jeder bei sich hat, und deren Werth er willkührlich bestimmt. Die Auctorität allein ist ein vernünftiger Grund, und einen andern sollte Niemand suchen oder hören. Ew. Hochwürden waren viel zu herablassend, besonders gegen den vorlauten Walton, der sich nicht entblödete, eine andere Meinung haben zu wollen, als Ew. Hochwürden, und der so frech war, seine Meinung noch vertheidigen zu wollen.

Insp. (freundlich.) Ich sehe, mein Lieber, Sie haben gute Grundsätze. Sie sind ein Mann, wie wir ihn brauchen. Schweigen und gehorchen muß das Zeitalter lernen, nicht disputiren und raisonniren. — (vornehm.) Nun, mein Herr Magister, fahren Sie so fort! Ich werde auch Ihrer Beförderung eingedenk seyn. Denn jetzt rufen wir nicht Klüglinge zu wichtigen geistlichen Aemtern, sondern Gehorsame, welche ihre klügelnde Vernunft gefangen nehmen, der Auctorität gehorchen, und alle Gelehrsamkeit und alle Kunst, die sie besitzen, nur für die Be-

festigung des alten Glaubens verwenden. Und blind, mein Lieber, blind muß der Gehorsam gegen die Vorgesetzten seyn. Das Privatdenken ist frei, aber das amtliche Denken ist vorgeschrieben, und dieser Vorschrift muß nachgelebt werden.

So expectorirte sich der Inspector auf dem ganzen Wege. Kaum war er nach Hause gekommen, so ergriff er die Feder, um den hohen Oberen zu melden, welch ein räudiges rationalistisches Schaf er an dem Pfarrer Wille gefunden habe, welch ein verdächtiges Subject der Candidat Walton sey, wie viel man aber der besten Hoffnungen von dem Magister Krebs fassen könne. Dann dachte er auch daran, das Unkraut, das Wille in die Seele der frommen Baronin gepflanzt haben könne, auszureuten.

Acht Tage darauf traf er in Lindau ein, angeblich um seinen würdigen Amtsbruder Böhm zu besuchen. Diesem übergab er mehrere Jahrgänge der evangelischen Kirchenzeitung und einige andere Schriften dieses Geistes, damit Böhm sich in Zukunft „besser gegen die feurigen Pfeile des Bösewichts" rüsten möge. Böhm nahm die Schriften mit demüthigem Danke an, lehnte aber das Begehren, sie der Baronin gleichfalls vorzulegen, standhaft ab. „Erst" — sprach er — „muß ich sie selbst lesen, um zu sehen, ob sie für das Gemüth der Baronin passen oder nicht. Dies ist meine Pflicht als Beichtiger und Seelsorger derselben, von der selbst Ew. Hochwürden mich nicht entbinden können."

Doch der Inspector sorgte dafür, daß diese Vorsicht Böhms vereitelt wurde. Er selbst besuchte den Edelhof, und lobte der Baronin diese Schriften so ungemessen, daß sie selbst deren Mittheilung begehrte. Er versicherte ihr nämlich, die evangelische Kirchenzeitung sey ganz eigends dazu gestiftet, um den überlieferten heiligen Kirchenglauben zu vertheidigen und den schalen und trostlosen Rationalismus vollends zu Grabe zu tragen. An ihr arbeiteten die eminentesten Geister; hier fände sie die tiefe Theologie im Gegensatze der flachen, und die unwidersprechlichste Widerlegung aller neueren theologischen Einfälle.

Auch etwas Anderes hatte er noch auf dem Herzen, wo es ihm aber nicht auf gleiche Weise gelang, zum Ziele zu kommen. Bei den hohen Jahren Böhms war eine Erledigung der Pfarrei

zu Lindau vorauszusehen, und er wünschte nichts mehr, als einen Mann seiner Partei dahin zu bringen. Dies würde ohne Schwierigkeit gewesen seyn, wenn seine hohen Oberen die Stelle zu besetzen gehabt hätten; denn da kamen, wie er wohl wußte, alle Stellen von einiger Bedeutung nur „in fromme Hände." Hier aber hatte der Baron das Besetzungsrecht, und er suchte diesem die Hände dadurch im Voraus zu binden, daß er ihn zu bewegen suchte, einen Hofmeister für seine Kinder anzunehmen, der die rechte Farbe habe, und der dann doch, wenn Böhm sterbe, nicht übergangen werden könne. Er empfahl dazu aufs nachdrücklichste seinen lieben Magister Krebs.

Der Baron und seine Gattin kamen in Verlegenheit. Krebs hatte ihnen wegen seines Wesens gar nicht gefallen. Sie gaben ausweichende Antworten. Da aber der Inspector mit Zudringlichkeit fortfuhr, seinen Krebs anzupreisen, auch äußerte, daß Hr. Krebs nach einem Gehalt gar nicht frage (denn er wußte wohl, daß er ihn aus „frommen Kassen" reichlich unterstützen konnte), so konnte die Mutter Clementinens ihren Unmuth nicht länger zurückhalten. Sie war schon unwillig über den neuen Besuch des Inspectors, und noch mehr über die Lesereien, die er ihrer Tochter mitgebracht hatte. Jetzt aber, wo sie wohl sah, worauf es abgesehen sey, glaubte sie dem Inspector das Garn zerreißen zu müssen, und brach mit der ihr natürlichen Heftigkeit los: „Herr Inspector" — sprach sie — „meine Kinder sind reich und können den Lehrer ihrer Kinder anständig bezahlen. Ihr Hr. Krebs mag meinetwegen ein Ehrenmann seyn, aber er hat so viel Gemeines in seinem Benehmen und Niedriges in seiner Denkart, daß ich ihn nicht zum Bedienten, geschweige denn zum Erzieher meiner Enkel haben möchte."

Inspector. O zürnen Sie nicht, gnädige Frau! Es war ja nur so ein Gedanke, — ein Vorschlag. Es ist wahr, Hr. Krebs ist etwas unbeholfen und hat nicht ganz die feinen Sitten dieser Welt, die er sich in Ihrem Hause gewiß aneignen würde; aber er ist fromm, er hat Glauben! und dies ist in dieser argen, ungläubigen Zeit die Hauptsache.

Mutter. Fromm sagen Sie? — Ich weiß auch was fromm ist, weiß aber auch, was Schein ist, und daß die Fröm-

nigkeit nicht eben im Glauben an Adams Erbsünde und die Verdammniß ungetaufter Kinder besteht. Wäre Krebs fromm wie ein Schaaf, so möchte ich ihn nicht als Erzieher meiner Enkel sehen; aber er ist fromm wie ein Fuchs, der den Weg zum Hühnerstalle sucht; und dergleichen Menschen — verachte ich.

Es war vergebens, daß der Baron die Sache ins Scherzhafte zu ziehen und Clementine der Mutter Urtheil zu mildern suchte. Der Inspector mußte unverrichteter Sache abziehen. Als er zu Böhm zurückkam, so brach sein Unmuth los. Nach Gewohnheit großer Männer pflegte er in solchen Fällen irgend einen geduldigen Gegenstand zu suchen, an dem er seinen Unmuth ausließ; und dies war hier der demüthige alte Böhm. Dieser nahm lange in Geduld hin, was ihm Unangenehmes über den in seiner Gemeinde einreißenden Unglauben gesagt wurde, brachte aber den polternden Vorgesetzten endlich damit zum Schweigen, daß er ruhig bemerkte: wo die tiefe Gelehrsamkeit und geistliche Auctorität eines hohen Herrn Inspectors nichts ausgerichtet habe, da sey es doch natürlich, daß die schwache Erkenntniß eines untergeordneten Dorfpfarrers nicht hinreiche. Gegen einen so schmeichelhaften Grund hatte der Inspector nichts einzuwenden, und ließ sich nur noch versprechen, daß Böhm die ihm mitgebrachten theologischen Schriften der Baronin übergeben wolle.

Kaum war der Inspector fort, als Böhm sogleich die Bücher, und vor allem die evangelische Kirchenzeitung vornahm. Er las den ganzen Tag und den folgenden bis zum späten Abend, wo er endlich die ihm überbrachten Quartbände ermüdet beiseite schob und in stille Gedanken versank. Er suchte sich selbst über den Geist dieser Zeitschrift ins Klare zu setzen. In seinem Geiste, — dies fühlte er wohl — war die evangelische Kirchenzeitung nicht geschrieben; denn dies war ein Geist der Milde auch gegen Andersdenkende und Gegner, ein Geist der Frömmigkeit ohne dialectische Künste. — „Viel Gladiatorenkampf, viel Anschuldigungen, Verschwärzungen und Sophismen, wenig Erbauliches und keine Liebe", das, meinte er, sey es, was er hier gefunden habe. Es bedünkte ihn, als sey jene Zeitung den drei leidigen Freunden Hiobs, dem Eliphas, Bildad und Zophar, zu vergleichen, in deren Reden zwar zum Theil göttliche Wahrheit

gefunden werde, die aber doch nur darauf ausgingen, Hiob einzureden, daß er ein großer Sünder seyn müsse, und am Ende (Hiob 42, 7.) vom Herrn selbst das Zeugniß bekamen, sie hätten nicht recht geredet. In Hinsicht der Verketzerungen der sogenannten Rationalisten meinte er aber die Pharisäer und Schriftgelehrten zu hören, wie sie den Herrn beschuldigten, er habe den Teufel.

Des andern Tags brachte er die Bücher der Baronin, denn es schien ihm ungefährlich, daß sie dieselben einsehe. — Diese gab sie ihm nach Verfluß einer Woche zurück, und sprach dabei ihr Urtheil dahin aus: „Ich habe zwar vielen Eifer für den rechten Glauben darin gefunden, und auch nicht wenig, was mir gut zu seyn scheint; — aber das Evangelium braucht Hirten, welche mit Demuth und Sanftmuth die Verirrten zur grünenden Aue und zu den lebendigen Wassern locken. Hier aber finde ich Gladiatoren, die das Schwert um das Haupt schwingen, wie Goliath den Feind mit Schimpfreden zum Zweikampf fordern, und einstweilen, ehe er kommt, mit Koth nach ihm werfen. Solche Streitart ist mir ganz zuwider. Mag die Sache, die man verficht, noch so gut seyn, so wird man sie verderben, wenn man lieblos und ungerecht mit den Gegnern umgeht. Was hilft das Reden vom Evangelium, wenn man überall der Liebe vergißt, die nicht eifert, nicht Muthwillen treibt, sich nicht blähet, sich nicht ungeberdig stellet, nicht das Ihre suchet, nicht nach Schaden trachtet, sich nicht freuet der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit? (1 Kor. 13, 4 f.) — Geben Sie, verehrter Freund, diese Schriften dem Herrn Inspector zurück. Ich, für meine Person, will mich an das einfache Evangelium aus des Herrn Munde halten."

Böhm sendete daher die ganze Bücherfracht dem Inspector zurück, und schrieb ihm dabei, wie er denn aufrichtig war, daß die Baronin sich nicht eben günstig über den Inhalt geäußert habe. — Der Inspector war in hohem Grade verdrießlich, weniger der Bücher wegen, als deßhalb, weil man seinen rechtgläubigen Krebs so schnöde weggewiesen hatte. Er beschloß, diesem eine Lection zu geben, und beschied ihn zu sich zu einer geheimen Conferenz. Wen er nämlich mit seiner Vertraulichkeit

beehren wollte, den sprach er nicht im Audienzzimmer, sondern nahm ihn in das Heiligthum seiner Studirstube. Krebs wußte dies, und fühlte sich sehr geschmeichelt, als er in das Heiligthum gerufen wurde; er mußte aber hören, was er am wenigsten erwartet hatte.

Der Inspector war in schwarzer Kleidung, und sein Gesicht zeigte die gestrenge Amtsmiene. Ein kaltes „guten Morgen!" war der Gruß, und damit ein Wink der Hand verbunden, sich auf einen kleinen Stuhl zu setzen, welcher nahe vor dem thronähnlichen Armstuhl des geistlichen Herrn stand. Mit einem demüthigen, verlegenen Bückling nahm Krebs sein Plätzchen ein, der in ihm ein Gefühl von einem Armensünderbänklein erweckte. Er wagte nicht zu fragen, und der Inspector schwieg. Seine Augenbrauen zogen sich niederwärts; seine Augen versendeten stechende Blicke und schienen die innersten Gedanken des armen Krebs erspähen zu wollen, dem es auf seinem Stuhle ganz ängstlich wurde. Endlich brach der Inspector die Stille mit den kalt ausgesprochenen Worten: „mein Herr, ich bin mit Ihnen ganz unzufrieden!" — Krebs starrte ihn mit offenem Munde an; denn auf ein solches Verwerfungsurtheil war er nicht gefaßt.

Insp. (nach einer Pause.) Ganz unzufrieden bin ich mit Ihnen!

Krebs. Ach, mein Gott, Hochwürdigster! Wie beschämen Sie mich! Ich bin ganz unglücklich, Ihnen mißfallen zu haben. Geruhen doch Ew. Hochwürden mir zu sagen — — —

Insp. Ja, ja, — Sie sollen es hören. Fürs Erste sind Sie in Ihrem Betragen viel zu plump, zu ungeschickt, zu bäuerisch, — und wenden gar keinen Fleiß an, sich die feinere Sitte der gebildeten Welt anzueignen.

Krebs. Erwägen Sie, Hochwürdigster, daß ich eines Bauern Sohn bin, auf Schulen und Universitäten als ein armer Teufel gelebt habe, der sich überall drücken, von Wohlthaten leben mußte, und vornehme Leute nur von fern sah, ohne ihnen nahe kommen zu dürfen.

Insp. Ich weiß das; — aber wenn uns das Schicksal einen groben Kittel auf den Leib gezogen hat, so müssen wir

nicht darin herumlaufen, sondern ein Staatskleid über den Kittel ziehen.

Krebs. Ich verstehe vollkommen. Ich will mich auch bemühen, — aber die Sache, wenn ich es bemerken darf, ist nicht so leicht gemacht, als der Schneider ein Staatskleid fertigt.

Insp. Allerdings! — Aber warum machen Sie keinen Anfang? — Ja, es kommt mir vor, als ob Sie selbst absichtlich so wären, wie sie sind, als ob Sie in diesem, der feinern Welt mißfälligen Wesen ein Verdienst suchten. Ists nicht so? — Gestehen Sie! — Ich durchschaue Sie!

Krebs. Ich sehe wohl, daß Ew. Hochwürden Scharfblick nichts entgeht, und will es daher nur gestehen, daß ich allerdings geglaubt habe, es werde mir bei den hohen Obern zu besonderer Empfehlung gereichen, wenn ich mich den Kindern dieser Welt nicht gleichstellte, sondern mich in einer evangelischen Einfältigkeit und Demüthigkeit zeigte, wie man sie von oben herab an einem Hirten der Heerde gern siehet.

Insp. Ja, das wußte ich, ehe Sie mir es sagten. Sie übertreiben aber die Sache weit, und machen sich den Kindern dieser Welt verdrießlich und lächerlich. Das ist ein Fehler. Man muß mit der strengen Würde der Priesterlichkeit auch die feinere Sitte der Welt zu verbinden suchen, wenn man etwas Ordentliches in der Kirche werden und bei den vornehmen Ständen Einfluß gewinnen will. Die Hauptsache aber ist, die vornehmen Stände bei der Kirche zu erhalten, bei denen die Macht und der Reichthum ist. Bürger und Bauern folgen dann von selbst. Jene sind alles, diese sind nichts.

Krebs. Ich werde mich ernstlich bestreben — —

Insp. (einfallend.) Schon gut! — Aber — mein Herr Magister, Sie müssen auch — mehr lernen! — Sie haben nichts im Kopfe, als etwas Marheineckesche Dogmatik. — Diese verlachen die Rationalisten; deßhalb bestanden Sie kürzlich in dem theologischen Streit in Lindau mit so wenig Ehren. Sie müssen Philologie, Exegese, Kirchengeschichte, — Sie müssen die Schriften der gelehrten Rationalisten studiren, wenn wir Sie recht sollen brauchen können.

Krebs. (mit Befremden.) Wie, Hochwürdigster, — Sie sagten ja selbst zu dem Candidaten Walton, Sie läsen dergleichen nicht.

Insp. Dies zu sagen, dazu hatte ich meine guten Gründe.

Krebs. Ich hatte aber immer geglaubt, eben dadurch mich Ihnen und den hohen Obern besonders zu empfehlen, daß ich gar nichts Rationalistisches lese, und mich blos an rechtgläubige Schriften halte.

Insp. Eben darum verstehen Sie unser Wesen nicht. Glauben Sie denn, daß wir in der jetzigen Zeit mit der Unwissenheit durchkommen könnten? Das ist ja eben der Vortheil, den die Aufklärer vor uns voraus haben, daß sie tüchtige Kenntnisse besitzen. Wollen wir mit Glück gegen sie kämpfen, so müssen auch wir gelehrt seyn, und gelehrter als sie, um sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Krebs. Wahrhaftig, ich fürchtete, mich schlecht zu empfehlen, wenn ich mir merken ließ, Lust zu haben, rationalistische Schriften zu lesen.

Insp. Da sieht man, daß Sie nichts wissen! — Sehen Sie doch das große Kirchenlicht, unsern Tholuck. Der hat das Leben Jesu von dem heillosen Strauß studirt, und ein dickes, gelehrtes Buch dagegen geschrieben. Erinnern Sie sich doch der Jesuiten, dieses berühmten Ordens, der immer noch der Weltherrschaft entgegengeht, und begreifen Sie, daß er seinen großen Einfluß gewinnt theils durch feine Weltsitten, theils durch Gelehrsamkeit, die er zur Vertheidigung des römischen Stuhles verwendet.

Krebs. Aber wie nun, Hochwürdigster, wenn mich das Studium rationalistischer Schriften um meinen evangelischen Glauben bringt?

Insp. (kalt.) Da weiß ich keinen Rath! Da halten sie sich zu den Rationalisten.

Krebs. (herausfahrend.) Ei, da würde ich es weit bringen! Man will sie ja nirgends. Alle Regierungen suchen ja Altgläubige, Kirchgläubige, Fromme. — (demüthig.) Und das werden Ew. Hochwürden doch auch mir nicht zumuthen, daß ich den

Heuchler machen, und, ein Rationalist im Herzen, doch mit Mund und Geberde den frommen Altgläubigen spielen soll.

Insp. (ihn mit durchdringendem Blicke eine Zeitlang ansehend, endlich mit dem Finger drohend.) Ich vermuthe ganz, Sie haben bisher schon eine bloße Rolle gespielt. — Ich will Ihnen zeigen, daß ich Sie ganz durchschaue. — (finster und ernst.) Sie sind ein Ehrgeiziger, der sich in der Welt emporbringen will. Sie schließen sich an die fromme, evangelische Partei an für diesen Zweck; Sie nehmen die Larve der Demüthigkeit vor, und gebehrden sich geistlich, um die Leute glauben zu machen, Sie seyen ein Feind dieser Welt. In Ihrem Innern sind Sie aber von diesem allen Nichts, sondern ein Fuchs, der eine Rolle spielt. Ich durchschaue Sie! — Nun, was sagen Sie? — wollen Sie gestehen?

Krebs. (nach einer Pause.) Ich erstaune, Ew. Hochwürden also reden zu hören. Haben Sie nicht zeither mein Verhalten, meine Grundsätze gelobt. Woher dieser Verdacht, diese veränderte Sprache?

Insp. (kalt.) Nun, machen Sie, was Ihnen gut dünkt. Läugnen Sie, oder gestehen Sie. Nur dies sage ich Ihnen: wir können keine Leute in unserm Dienste brauchen, die sich vor uns verbergen wollen.

Krebs. (nach einigem Schweigen.) Nun, wohl denn! — Wir sind so weit mit einander gekommen, daß ich Ihnen reinen Wein einschenken muß. Ich gestehe es daher, — ich spiele eine Rolle! — Ich bin arm und niedrig geboren, habe aber Ehrgeiz und will in der Welt etwas werden. Das kann ich im Fache der Theologie, dem ich einmal angehöre, nur dadurch, daß ich mich der mächtigen Partei, welche jetzt in der Kirche oben auf ist, anschließe. Von meiner Privatüberzeugung kann hier gar nicht die Rede seyn. Diese bringe ich der Kirche, die mich brauchen will, zum Opfer. Ich bin zu allem bereit, wozu man mich brauchen will; nur daß man mich brauche. Und wahrlich, ich stehe in dieser Art nicht allein, sondern sehe Viele, die es eben so machen, wie ich. Denn so einfältig bin ich nicht, um nicht einzusehen, daß auch die Herren N. und N. und N. bloße Schauspieler sind. Sie haben zu vielen Verstand und zu viele

Gelehrſamkeit, um alles zu glauben, was ſie vertheidigen. Aber ſie ſind klug. Sie vertheidigen, was man vertheidigt haben will, und verrichten die Arbeit, die man mit Ehre und Sold belohnt. Mundus *vult* decipi, ergo decipiatur. — Ich habe nun gebeichtet, Hochwürdigſter! — aber Eine Aufrichtigkeit iſt der andern werth. (aufſtehend und ihn antretend.) Auch Ew. Hochw., wenn ich es gerade heraus ſagen ſoll, ſpielen eine Rolle, haben ſie geſpielt, und wollen dadurch über den Inſpector hinaus zum Conſiſtorialrath und noch weiter. Ich verſpüre dazu auch einige Neigung in mir.

Inſp. (barſch.) Herr Candidat, Sie werden unverſchämt. Ich habe das Recht, Sie nach Ihrem Glauben zu fragen, denn ich bin Ihr Vorgeſetzter und Sie mein Untergebener. Sie haben aber kein Recht, mich zu examiniren. Merken Sie ſich das. Die erſte Tugend eines Untergebenen iſt Gehorſam; blinder Gehorſam. Wer den nicht hat, den können wir nicht brauchen.

Krebs. (mit Bitterkeit.) Ich dächte, ich hätte Gehorſam und Selbſtverläugnung genug gezeigt. Ich ſehe wohl, Ew. Hochw. wollen mit mir Ihr Spiel treiben. — (im Zorn.) Aber ich bin an Sie auch nicht gebunden. Sie ſind nicht allmächtig, ſondern auch ein gehorſamer Knecht der hohen Obern! Zu dieſen weiß ich den Weg auch! — (grob.) Und daß Sie mir nicht etwa hinter dem Rücken ein Bein ſtellen wollen! — Ew. Hochwürden haben zwar mich, das iſt wahr! aber ich habe Sie auch. Ich kann unſer Geſpräch weiter erzählen, ich kann es an hohe Obere bringen. O, ich weiß die Wege auch!

Inſp. (kalt.) Und wem meinen Sie wohl, daß die hohen Obern mehr glauben würden, Ihnen oder mir?

Krebs. (hitzig.) Das weiß ich nicht. Aber Sie, mein Herr, können mich auch mit Nichts überführen, Sie haben keine Zeugen. Alles, was Sie ſagen werden, läugne ich geradezu ab. Si fecisti, nega. — Eine goldne Regel!

Inſp. (lächelnd.) Und glauben Sie denn, daß Ich ein ſolcher Dummkopf ſeyn würde, jemals nur ein Wort von unſerm Zweigeſpräch einzugeſtehen, wenn ich glaubte, es könne mir ſchaden? — (ihn freundlich bei der Hand faſſend.) Ruhig, Freund!

— Dies Gespräch war die Probe, die entscheiden mußte, ob wir Sie weiter brauchen könnten. — Sie haben die Prüfung bestanden. Ihre Grundsätze sind brauchbar. Sehen Sie in mir ferner nur einen Patron. Sie sollen Ihre Aufrichtigkeit nicht bereuen. Wir mußten genau wissen, wie wir mit Ihnen daran waren. Nun wissen wir, daß wir auf Sie Verlaß nehmen können.

Krebs. (zweifelnd.) Ew. Hochw. werden von selbst ermessen, daß es klug ist, sich nicht ohne Bürgschaft hinzugeben. Darf ich mich unterstehen, zu fragen, wer die Wir sind, in deren Namen Sie immer reden?

Insp. Das dient Ihnen nicht zu wissen. Aber eine Bürgschaft sollen Sie haben. Der Fürst von *** hat jetzt einen Pfarrer in seiner Stadt N. zu machen, und ich habe Sie dazu bestimmt. Sie sind es, weil ich es will.

Krebs. (erstaunt.) Wäre es möglich? — Es ist ja eine Stelle des Auslandes, und ich habe dort keinen Gönner.

Insp. Sie haben die „Wir."

Krebs. Aber es ist dort ein verdienstvoller Diakonus; wird man den übergehen?

Insp. Man übergeht ihn, weil wir Sie dahin haben wollen.

Krebs. Wenn dies geschieht, so bin ich unbedingt der Ihrige. Verzeihen Sie mir nur meine vorige Aufwallung. Aber es schmerzte mich gar zu sehr, daß ich nach Ihren Aeußerungen fürchten mußte, alles Bisherige umsonst gethan zu haben. Sie sollen nun immer einen blinden Gehorsam bei mir finden.

Neuntes Kapitel.

Der Pfarrer Wille.

Ueber das Schicksal ihres ohne Taufe gestorbenen Kindes war Clementine nun beruhigt, und den Gedanken, in ein Schwesterhaus zu gehen, hatte sie aufgegeben. Ihre Beruhigung aber entsprang weniger aus dem, was Wille gegen die von Adam ererbte Sünde und deren Verdammlichkeit vorgebracht hatte, als vielmehr aus dem Trost, welchen sie aus den, die Unschuld und Gottgefälligkeit der Säuglinge verbürgenden Aussprüchen Christi geschöpft hatte. Diese Aussprüche hatte sie als einen festen Anker ergriffen und alles Andere in den Hintergrund gestellt. Da sie aber doch dem, was sie gehört hatte, weiter nachdachte, so trug sie Verlangen, die freiere theologische Denkungsart, welcher Wille folgte, näher kennen zu lernen, und veranlaßte daher diesen, auf einige Tage nach Lindau zum Besuch zu kommen. Besonders lag ihr an, zu vernehmen, was wohl Wille, da er die mosaische Erzählung vom Paradiese und Falle nicht für Geschichte, sondern für eine Lehrerzählung ansah, in der Bibel für Gottes Wort betrachte, und worauf man, wenn durch Adam weder ein sittliches Verderben noch eine Verdammlichkeit über die Menschen gekommen sey, nun das Erlösungswerk Christi zu beziehen habe. Ueber beide Punkte wollte sie Wille hören. Da sie aber blos die Absicht hatte, eine ihr so oft verdächtig gemachte theologische Denkart kennen zu lernen, so lud sie den Inspector nicht dazu ein; denn sie fürchtete, daß die Polemik eines nicht ohne Leidenschaft streitenden Gegners nur störend wirken würde. Auch hatte sie nun doch begreifen gelernt, daß

daß man in Sachen des religiösen Glaubens doch hauptsächlich mit sich selbst zu Rathe gehen müsse, und nur in der eigenen Ueberzeugung, nicht in fremder Auctorität, Beruhigung finde. Auch ihren alten Böhm lud sie nicht besonders dazu ein. Sie kannte den Glauben des würdigen Greises vollkommen, hatte aber auch die Erfahrung gemacht, daß er in theologischer Gelehrsamkeit zurück sey, und sie ehrte ihn viel zu sehr, als daß sie ihn in eine Lage hätte versetzen sollen, wo er dieses aufs Neue vielleicht gefühlt hätte.

„Sie versprachen mir neulich, — sprach Clementine zu Wille, — mir über einige Punkte Rede stehen zu wollen; und ich halte Sie nun beim Worte. — Das Erste, was ich wissen möchte, ist Antwort auf die Frage: was ist Ihnen bei Ihrer freiern theologischen Denkart die heilige Schrift? Ist sie Ihnen Gottes Wort oder bloßes Menschenwort?"

Wille. Sie ist mir weder allein Gotteswort, noch allein Menschenwort, sondern beides ist in ihr enthalten. Die Bibel selbst, als Buch, ist mir nicht Gottes Wort, aber in ihr ist Gottes Wort niedergelegt.

Clement. Wie meinen Sie dieses?

Wille. Es wird Ihnen klar werden, wenn Sie mir Ihre Vorstellung von der Bibel als Gottes Wort gefälligst näher angeben wollen.

Clement. Man hat mich so gelehrt: Die Bibel ist zwar durch die Hand von Menschen geschrieben, aber nicht aus deren Geist. Der eigentliche Schreiber war Gott der heilige Geist, und die schreibenden Menschen nur seine Werkzeuge. Der Geist Gottes trieb die heiligen Männer an zum Schreiben, und gab ihnen in die Seele nicht nur was sie schreiben, sondern auch, welcher Worte sie sich bedienen sollten. So ist die Bibel sowohl ihrem Inhalte als ihren Worten nach ganz eine Handschrift Gottes selbst an die Menschen, und eben darum ist Alles, was in ihr gesagt wird, betreffe es nun die Geschichte oder die Natur, oder was sonst, ein göttlicher Ausspruch, und darum ganz unfehlbar, und die heilige Schrift ist sonach die unmittelbar göttliche Quelle von Wahrheit.

Wille. Dies war allerdings die Meinung unsrer Theologen, die eben durch den Satz ausgedrückt wird: „das Bibelbuch selbst ist die Offenbarung." Doch schon im vorigen Jahrhundert erkannten die frömmsten Theologen, wie Baumgarten, Reinhard, Storr, Knapp, daß diese Vorstellung durch die Beschaffenheit der biblischen Bücher selbst widerlegt werde, welche zeigen, daß die Verfasser derselben den Vortrag aus ihrem eigenen Geiste gestaltet haben. Sie begnügten sich daher mit der Behauptung, daß die Verfasser der heiligen Schriften überhaupt von Gott erleuchtete Männer gewesen seyen, und als solche, oder im Zustande des Erleuchtetseyns, ihre Schriften geschrieben, und namentlich in Erzählung des Geschehenen theils aus ihren eigenen Erfahrungen, theils aus anderen glaubwürdigen Nachrichten geschöpft hätten. Daß die Verfasser der biblischen Schriften bei ihrer Geschichte auch aus anderen Büchern geschöpft haben, ist nicht etwa ein Einfall einiger Theologen, sondern die Verfasser der heiligen Schriften sagen es selbst. So bezieht sich 4 Mos. 21, 14. auf ein „Buch von den Streiten des Herrn", Josua 10, 13. auf ein „Buch des Frommen", aus welchem die Nachricht vom Stillstehen der Sonne und des Mondes auf Josua's Befehl geschöpft sey; 2 Sam. 1, 18. verweiset auf „das Buch der Redlichen"; 1 Chron. 30, 29. werden als Quellen des Erzählten genannt: „die Geschichten Samuel, die Geschichten des Propheten Nathan und die Geschichten Gad", und 2 Chron. 9, 29. „die Chronik des Propheten Nathan, die Prophezeihungen von Ahia und die Geschichten Jeddi." Eben solche Anführung historischer Quellen findet sich 2 Chron. 12, 15., und auch der Evangelist Lukas bezeugt Luk. 1, 1., daß er bei Abfassung seines Evangeliums auch andere Nachrichten über das Leben Jesu vor sich gehabt habe. Auch sieht man, daß die Verfasser der biblischen Bücher bisweilen kleinere Aufsätze Anderer ihren Schriften einverleibt haben, wie die von ihnen beibehaltenen Ueberschriften zeigen; als 1 Mos. 5, 1., Spr. Salom. 30, 1., Matth. 1, 1. — Wäre es, nach der Vorstellung der älteren Theologen, der heilige Geist selbst gewesen, der die Bibel geschrieben hätte, so wäre es überflüssig gewesen, aus anderen historischen Büchern zu schöpfen und auf sie zu verweisen. — Ueberhaupt, wenn Gott selbst durch

Menschenhände eine Sammlung von Büchern zur Belehrung aller Zeiten und als Quelle aller Wahrheit hätte wollen schreiben lassen, wäre da nicht vor allem nöthig gewesen, daß es in diesen Büchern laut und wiederholt bezeugt würde, daß die Menschen nicht aus ihrem eigenen Geiste und Erfahrungen diese Bücher geschrieben hätten, sondern daß sie nur die Hand, als Instrument, dazu geliehen, Gott aber eigentlich das Buch nach den Worten und dem Inhalte verfaßt habe?

Clement. Gewiß, es bedürfte in solchem Falle eines solchen Zeugnisses. Denn mit welchem Rechte wollten wir sonst, wollte irgend ein Mensch, einen solchen Ursprung der biblischen Bücher behaupten? — Wenn ich nicht irre, so sagen es aber die heiligen Schriftsteller, daß sie nicht selbst die Verfasser ihrer Schriften sind, sondern der heilige Geist.

Wille. Nicht ein einziges der biblischen Bücher legt ein solches Zeugniß von sich selbst ab.

Clement. In einzelnen Stellen der Schrift wird aber doch gesagt, die Worte seyen Gottes Worte.

Wille. Dies ist allerdings der Fall. Daraus folgt, daß wir diejenigen Worte, Gesetze, Aussprüche, welche ausdrücklich als von Gott gegebene bezeichnet werden, auch als Gottes Rede anzusehen haben, nicht aber das ganze Buch. Vielmehr eben dadurch, daß bisweilen Einzelnes als Gottes eigene Rede besonders bemerklich gemacht wird, zeigen die Verfasser an, daß das Uebrige ihre eigne Rede oder Erzählung sey. Das, was im alten Testamente als von Gott gleichsam dictirt und von ihm zum Theil aufgeschrieben dargestellt wird, das sind blos die Gesetze, die Moses dem Volke Israel gab (2 Mos. Kap. 20 ff.), und die daher immer als Gottes Gesetz angesehen und bezeichnet werden. (S. Ps. 78, 5. Ps. 119. 2 Kön. 22, 8. 2 Chron. 34, 14 f. Esdra 3, 1. 7, 6. 10. Nehem. 1, 7 f. 8, 1 ff.) Es ist aber zu bemerken, daß dieses blos von den Gesetzen, die Moses gab, gilt, nicht aber von den fünf Büchern Mosis in der Gestalt, in welcher wir sie jetzt haben, wo sie auch, wie das 1. Buch Mosis ganz, vieles Historische enthalten, was zum Gesetz nicht gehört. Das Gesetz wird nun zwar überall als ein von Gott gegebenes

bezeichnet, nicht aber das Hiſtoriſche, ja es wird nicht einmal geſagt, daß dieſes von Moſes eigner Hand niedergeſchrieben ſey.

Clement. Aber dieſe Bücher heißen doch die fünf Bücher Moſis?

Wille. Allerdings; doch die Ueberſchriften ſollen im alten Teſtamente nicht immer den Verfaſſer anzeigen, ſondern den Inhalt. So heißt Buch Joſua nicht das Buch, das Joſua ſelbſt geſchrieben hat, ſondern das von ſeinen Thaten handelt; und Buch der Richter nicht das Buch, das die Richter geſchrieben hatten, denn mit der Geſchichtsſchreibung gaben ſich dieſe nicht ab, ſondern das die Geſchichte der Richter erzählt. Eben ſo iſt es mit den Büchern Samuels, der Könige, der Chronik, dem Buche Ruth, dem Buche Hiob, den Sprüchen Salomo's. Bücher Moſis heißen daher die Bücher, welche von ſeinem Leben und Thaten handeln und ſeine Geſetzgebung enthalten.

Clement. Ich habe immer geglaubt, und man hat mich ſo gelehrt, daß Moſes dieſe Bücher ſelbſt, ſo wie ſie jetzt ſind, zuſammengeſchrieben, und das Geſchichtliche alles aus Offenbarung des göttlichen Geiſtes gewußt habe.

Wille. Moſes ſagt nur, daß er einzelne Geſetze, wie 2 Moſ. 24, 4. 7. 12. 31, 18. 34, 1. 27. 4 Moſ. 33., nicht aber, daß er die ganzen Bücher geſchrieben habe. Die Sache war nämlich dieſe. Solches Papier, ſolche Bücher, ſolche Schreibkunſt, wie wir jetzt haben, war zu Moſes Zeit noch gar nicht vorhanden. Nur wenige Perſonen waren des Schreibens kundig, und man ſchrieb auf einzelne Blätter der zahlreich in Aegypten wachſenden Papyruspflanze, die man dann in Rollen wickelte und aufbewahrte. So ſchrieb auch Moſes die einzelnen Geſetze auf ſolche Rollen, die dann in die Bundeslade, welche das Reichsarchiv war, niedergelegt wurden. So wie nun Veranlaſſung kam, ein neues Geſetz zu geben, ſo wurde es aufgeſchrieben und wieder in die Bundeslade zu den andern Geſetzen gelegt, wie das vom Hohenprieſter Samuel nach Einführung des Königthums abgefaßte Königsgeſetz 1 Sam. 10, 25., das wir 5 Moſ. 17, 14 ff. aufgenommen finden. Auch andere wichtige Staatsdocumente mögen in der Bundeslade niedergelegt worden ſeyn, wie Joſ. 12. das Verzeichniß der überwundenen Könige, das Joſ. 13—19. be-

findliche Document über die Austheilung des Landes, das Gesetz (Jos. 20.) über Errichtung der Freistädte und dergleichen mehr. Diese Rollen, die Anfangs einzeln vorhanden waren, sind nun erst spät, lange nach Moses Zeit, zusammengeschrieben worden zu Einem Buche, in die Gestalt, in welcher wir jetzt die 5 Bücher Mosis haben. Wann dieses geschehen sey, läßt sich nicht genau bestimmen, dagegen ist es gewiß, daß es von den Priestern geschehen ist, welche die einzigen des Schreibens kundigen Personen waren. Von ihnen rührt nun auch das ganze erste Buch Mosis und die Geschichte des israelitischen Volks und seiner Stammväter her, und sie haben höchst wahrscheinlich auch das Buch Josua und die andern historischen Bücher verabfaßt. Daß ihnen aber das, was sie niederschrieben, von Gott dictirt worden sey, sagen sie nirgends mit einem Worte. Eben so wenig werden die Sprüche und der Prediger Salomo's als Aussprüche Gottes angekündigt, sondern als eigene Aussprüche der Weisen. So heißt es Spr. 1, 1.: „Dies sind die Sprüche Salomo"; Kap. 25, 1.: „Dieses sind auch Sprüche Salomo's"; Kap. 30, 1.: Dies sind die Worte Agur, des Sohnes Jake"; Kap. 31, 1.: „Dies sind die Worte des Königs Lamuel, die ihn seine Mutter lehrte"; woraus auch erhellet, um dieses beiläufig zu erwähnen, daß ein Anderer, als Salomo selbst, diese Sprüche gesammelt hat. Eben so hat der Prediger Salomo's Kap. 1, 1. die Ueberschrift: „Dies sind die Reden des Predigers, des Sohnes David." Ueberall also werden diese Schriften als Schriften der Verfasser selbst, nirgends als Schriften Gottes angekündigt. Eben so wenig macht das Hohelied irgend einen Anspruch darauf, von Gott geschrieben zu seyn, sondern man nahm es, als nach der babylonischen Gefangenschaft die heiligen Schriften gesammelt wurden, als eine Reliquie des Königs Salomo mit in die Sammlung auf.

Clement. Aber in den Psalmen wird doch oft Gott redend eingeführt?

Wille. Dies geschieht, wenn ich nichts übersehen habe, nur allein Ps. 50, 7 ff., Ps. 89, 20—38., Ps. 91, 13—16., Ps. 110. Ps. 132, 13—18. — Die Psalmen sind eine Sammlung köstlicher religiöser Lieder von sehr verschiedenen Verfassern, in

denen ein hoher Geist der Andacht und des Gottvertrauens wehet, und welche nicht genug geschätzt werden können. Die heiligen Sänger aber reden, beten, preisen Gott doch überall in ihrem eigenen Namen; sie sagen nicht, daß Gott durch sie rede, sondern sie reden zu Gott in den wörtlichen Ergüssen ihrer religiösen Gefühle. Wir haben daher in den Psalmen nicht sowohl Reden, die Gott an die Menschen gehalten habe, als vielmehr Worte, die fromme Menschen in religiöser Begeisterung zu Gott gesprochen haben.

Baron. Die Propheten aber, lieber Freund, die sagen doch oft, daß sie nicht in ihrem eigenen Namen sprechen, sondern in Gottes Namen und Auftrag.

Wille. Allerdings ist dieses oft der Fall; doch nicht überall. Oft sprechen sie auch in ihrem eigenen Namen, und am meisten leiten sie nur den Inhalt dessen, was sie sagen, von Gott ab, nicht die einzelnen Worte, die sie vielmehr aus ihrem Geiste sprechen. Das Wichtigste in ihnen sind ihre Vorhersagungen der Zukunft Christi, wovon wir hernach sprechen werden; denn was sie über die politischen Verhältnisse ihres Volks und anderer Völker sagen, das war wohl für ihre Zeitgenossen sehr wichtig, ist es aber nicht so für uns, da wir die politischen Verhältnisse jener Zeit viel zu wenig kennen, und daher auch ihre Reden nicht überall verstehen. Uebrigens gilt auch von ihnen, wenigstens den älteren Propheten, das, was ich über Mosis Schriften sagte. Sie schrieben einzelne ihrer Aussprüche, Warnungen und Weissagungen auf einzelne Rollen, die späterhin, nach ihrem Tode, gesammelt und zusammengeschrieben wurden, wie dieses z. B. beim Propheten Jesaias geschehen ist.

Clement. (etwas aufgeregt.) Ob sich dieses alles, was Sie hier von der Entstehung der Bücher des alten Testaments gesagt haben, so verhalte, weiß ich nicht; aber ich glaube doch, wer ein rechter Verehrer der Bibel ist, wie es z. B. der fromme Luther war, der läßt solche Gedanken gar nicht an sich kommen.

Wille. Ich werde Ihnen nachher zeigen, daß das, was ich vom alten Testament gesagt habe, die Verehrung der Bibel nicht hindert, sondern fördert. Jetzt erlaube ich mir nur zu bemerken, daß auch Luther ähnliche freimüthige Urtheile über die

biblischen Bücher gefällt hat, welche seine Nachfolger freilich vergessen haben. So sagt er in seiner Vorrede zum Prediger Salomo (14. Th. seiner Werke S. 36.): „Das Buch der Sprüche „Salomo ist zusammengestickt durch Andere, und hinten daran „etlicher weiser Männer Lehre und Sprüche hinzugesetzt. Item, „das Hohelied Salomo sieht auch als ein gestickt Buch von „Andern aus Salomo Munde genommen. Daher auch keine „Ordnung in diesen Büchern gehalten ist, sondern eins ins an„dre gemenget, wie sie es nicht alles zu einer Zeit, noch auf ein „Mal von ihm gehört haben, wie solcher Bücher Art ist." — In seiner Vorrede zum Propheten Jeremias (14. Th. der Werke S. 50.) sagt er: „Es sieht sich an, als habe Jeremias seine Bü„cher nicht selbst gestellet, sondern seyen stücklichen aus seiner „Rede gefasset, und aufs Buch verzeichnet." — Ferner sagt er, 22. Th. der Werke, S. 208 ff.: „Keines Propheten Predig„ten sind ganz und vollkömmlich beschrieben, sondern die Jünger „und Zuhörer haben zu Zeiten einen Spruch gefaßt, darnach „aber einen, und also zusammengetragen. Also ist die Bibel er„halten worden. Die Bücher der Könige sind nur der Jüden „Kalender, in welchen ordentlich beschrieben sind die Könige, wie „sie regiert haben. Den Büchern der Könige ist mehr zu glau„ben, denn der Chroniken." — Ich könnte Ihnen noch mehr aus Luthers Schriften anführen, was beweiset, daß er von dem Gedanken, die heilige Schrift habe Gott dictirt, gar weit entfernt war. Und doch war er der eifrigste Verehrer der Bibel.

Clement. Das will mir nicht in den Sinn. Denn wenn das erste Buch Mosis und die anderen Geschichtsbücher des alten Testaments erst spät von den Priestern niedergeschrieben sind, welches Vertrauen verdienen dann ihre historischen Nachrichten? und woher nahmen sie dieselben? — Doch nicht aus Volkssagen, welche ja wohl nichts anderes sind, als Mährchen?

Wille. Die Geschichtsbücher des alten Testaments verdienen in der Geschichtserzählung eben so vielen Glauben, als andere ehrwürdige Documente der Vorzeit. Daß sie aber Sagen enthalten, und daß manche ihrer Erzählungen nicht Geschichte, sondern Lehrerzählung seyn sollen, ist unläugbar, und wer das alte Testament wirklich verehrt, wird es unbedenklich zugestehen.

Clement. Nun, was ist Ihnen denn Sage und was Lehrerzählung? Schon neulich wollte ich diese Frage thun, da sie die Erzählung von Adams Falle für eine bloße Lehrerzählung erklärten.

Wille. Stoßen Sie sich zuerst nicht an das Wort Sage. Es ist unverfänglich und ehrlich. Sie wissen ja, daß die Buchstabenschrift eine späte Erfindung ist, und daß noch viel später erst das Schreiben ganzer Bücher gewöhnlich geworden ist. Nun gab es aber schon vor dieser Erfindung eine Geschichte von Jahrhunderten, ja Jahrtausenden. Diese konnte nun gar nicht anders fortgepflanzt werden, als durch mündliches Forterzählen des Geschehenen, also durch sagen und weitersagen von einem Geschlecht zum andern. Alle Geschichte vor Erfindung der Schreibekunst kann daher nichts anderes seyn, als Sage, d. i. mündlich fortgepflanzte Erzählung. Sie wird dadurch nicht unglaubhaft, sondern hat eben so viel Glauben, wie alle historische Nachrichten, die von glaubwürdigem Munde kommen. Nach Erfindung der Buchstabenschrift, und als man anfing, Bücher zu schreiben, da wurde nun auch die mündlich fortgesagte Geschichte der früheren Zeiten endlich in Buchstabenschrift niedergeschrieben, und zwar in der Gestalt, wie sie zu der Zeit nun erzählt wurde. Nun war es aber natürlich, daß die ursprüngliche Thatsache durch Jahrhunderte langes Fortsagen von Geschlecht zu Geschlecht weiter ausgeschmückt, mit manchen Zusätzen und Nebenumständen bekleidet, und auch wohl ins Wunderbare gezogen wurde. Es ist daher dem spätern Urtheil erlaubt, in der spät aufgeschriebenen Sage die einfache Thatsache von der Ausschmückung, welche sie erhalten hat, zu scheiden. Ich will Ihnen dies an der Erzählung von der Sündfluth klar machen. Die gewisse Thatsache ist, daß einst, lange vor Erfindung der Buchstabenschrift, eine ungeheure Wasserfluth einen großen Theil von dem jetzigen festen Lande überschwemmt hat, denn wir finden die Sage davon bei vielen, sehr entfernt wohnenden Völkern, z. B. den Griechen, den Indiern, den Chinesen. Einstimmig ist auch diese uralte Nachricht darüber, daß in dieser Fluth der größte Theil der damals Lebenden umgekommen sey. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß von den Vorfahren Israels sich die Familie Noah, und zwar

in einem Fahrzeuge, gerettet habe. Dagegen ist es gewiß Ausschmückung der Thatsache, daß das Wasser über die höchsten Berge der ganzen Erde gegangen und das ganze damals lebende Geschlecht vertilgt worden sey, also die neue Bevölkerung der Erde von Noah allein herrühre. Dies konnte wohl die Meinung eines Zeitalters seyn, das nur einen Theil von Asien, Europa und Afrika kannte, und die Erde für eine Ebene hielt, auf welcher eine selbst über die Berge gehende Ueberschwemmung denkbar war. Wir aber, die wir die ganze Erde kennen, und wissen, daß sie keine Ebene, sondern eine Kugel ist, wir wissen auch, daß eine allgemeine, die höchsten Berge übersteigende Ueberschwemmung, die dann wieder abgelaufen wäre, etwas physisch Unmögliches ist. Auch gehört es zur Ausschmückung, daß Noah von allen Thieren, um sie zu erhalten, ein Paar oder einige in die Arche genommen habe. Das konnte man damals, wo diese Erzählung niedergeschrieben wurde, und nur noch wenige Thiere bekannt waren, wohl für ausführbar halten; wir aber, die wir den Reichthum aller Thiere und ihre Vertheilung in den Ländern der Erde kennen, müssen dieses schlechthin für unmöglich halten. Denn sie hätten weder in der Arche Platz haben, noch von Noah und seiner Familie mit Futter versorgt werden können. Und wie hätten die blos von Insecten lebenden Vögel, oder die vom Raube lebenden Vierfüßler, oder die großen Pflanzenfresser, wie der Elephant und das Rhinoceros, so viele Tage erhalten, wie so viele, größtentheils wilde und in Einöden lebende Thiere eingefangen und eingesperrt werden, wie der Eisbär und Polarfuchs aus den Polarländern, der Ameisenfresser aus Amerika, das Känguruh und Schnabelthier aus Australien in Noah's Arche kommen und nach der Fluth in ihr Vaterland zurückkommen können? — Wollen Sie nun, verehrte Freundin, diese biblische Erzählung mit den alten Theologen nach allen einzelnen Umständen, wie sie erzählt ist, für von Gott selbst niedergeschriebene Thatsache halten, so würde Ihnen obliegen, alle diese unauflösbaren Schwierigkeiten zu lösen, und, da dieses nicht möglich ist, so würden Sie nur dem Ansehen der Bibel zu nahe treten, und den Spöttern Stoff geben zu reichlichen Angriffen. So wie es einem Menschen immer nachtheilig ist und zur Verkennung seiner

wirklichen guten Eigenschaften führt, wenn man ihm Talente und Kräfte zuschreibt, die er doch nicht hat; so gereicht es auch dem ehrwürdigen Bibelbuch nur zur Verkleinerung, wenn man seiner Geschichte einen göttlichen Charakter beimißt, der ihm doch nicht zukommt, und auf welchen sie selbst gar keinen Anspruch macht. Denn auch nicht mit Einer Sylbe spricht der alte Erzähler aus, daß er seine Erzählung von Gott habe.

Clement. Halten Sie denn die Erzählung, daß Gott dem Adam alle Thiere vorgeführt habe, auch für eine Sage?

Wille. Nein; denn davon, wenn es geschehen wäre, möchte sich die Kunde durchs Fortsagen schwerlich erhalten haben. Dies ist vielmehr, wie die ganze Erzählung von den Vorfällen im Paradiese, eine Lehrerzählung, die dazu dienen sollte, zu zeigen, daß der Mensch zur Herrschaft über alle Thiere bestimmt sey. Denn die Thiere kommen zu ihm als ihrem Herrn, und empfangen von ihm Namen als Sclaven. Hier liegt keine Thatsache zu Grunde. Denn wie hätten dem Adam alle Thierarten, die wir jetzt noch nicht einmal alle kennen, und die über den ganzen Erdboden zerstreuet sind, vorgeführt werden können? Und was hätte es genützt, ihnen Namen zu geben, da Adam noch allein war und mit Niemandem über diese Thiere reden konnte, auch diese Namen nicht zu den Nachkommen übergegangen sind, indem die Thiere in jeder Sprache andre Namen haben!

Clement. Welchen Unterschied also stellen Sie fest zwischen Sage und Lehrerzählung?

Wille. Die Sage berichtet wirklich Geschehenes, nur oft mit einigen Zusätzen; die Lehrerzählung aber stellt einen Gedanken, eine Wahrheit des Nachdenkens dar in dem Gewande einer Erzählung, um den Gedanken dadurch klar oder dessen Wahrheit recht eindringlich zu machen. Die Erzählung oder das Geschehene ist dabei Nebensache, und wird nicht als historische Wahrheit gegeben; der Gedanke aber, der darin liegt, ist die Hauptsache. Es ist daher ein Fehler, wenn man bei den Lehrerzählungen die Geschichte, die nur Einkleidung ist, für wirkliche Geschichte nimmt. Diese Art des Lehrens durch Erzählungen ist, wie ich schon neulich bei Erörterung der Lehrerzählung vom Sündenfall bemerkte, den Morgenländern sehr gewöhnlich,

und dahin gehören auch alle Gleichnißreden Jesu, z. B. von vielerlei Acker, vom Unkraut unter dem Weizen, von den Arbeitern im Weinberge, vom großen Abendmahl, vom verlornen Schaaf, vom ungerechten Haushalter, dem Pharisäer und Zöllner u. dgl. mehr. Eben dieses gilt auch von den Erzählungen vom reichen Manne und dem armen Lazarus, vom barmherzigen Samariter, vom verlornen Sohne, obgleich diese Erzählungen nicht als figürliche bezeichnet werden. Das Charakteristische der Lehrerzählung, woran man sie gleich erkennt, ist, daß alles Einzelne in ihr und das Ganze nur darauf berechnet ist, einen Gedanken, eine gedachte Wahrheit auszudrücken und ins Licht zu stellen. So ist der Hauptgedanke der ganzen mosaischen Schöpfungsgeschichte der, zu erklären, daß Alles, Himmel und Erde, Gestirne, Menschen, Thiere und Pflanzen nicht nur von Gott geschaffen sind, sondern auch von ihm ihre Natur und Gesetze bekommen haben. In manchen Fällen aber ist wohl auch die alte Sage selbst zu einer Lehrerzählung benutzt worden. Dies scheint der Fall zu seyn bei Erzählung des Thurmbaues zu Babel, dem eine alte Sage, also eine wirkliche Thatsache, nämlich die dabei ausgebrochene Zwietracht, zu Grunde zu liegen scheint, die aber vom Erzähler benutzt worden ist, um den Ursprung der verschiedenen Sprachen unter Noah's Nachkommen zu erklären. — Wir haben auch im alten Testamente zwei ganze Bücher, die ihrem Zwecke nach Lehrerzählungen sind, denen aber auch zugleich eine durch die Sage erhaltene Thatsache zu Grunde liegen mag, nämlich den Propheten Jonas und das Buch Hiob. Nimmt man an, wie man gewöhnlich thut, der Verfasser des Buches Jonas habe eine wahrhaft geschehene Geschichte erzählen wollen, so verwickelt man sich in unauflösliche Schwierigkeiten, die schon der große Luther (12. Theil der Werke S. 2094 ff.) ganz freimüthig darlegte, indem er sagte: „Die Historie des Propheten „Jonä ist so graß, daß sie schier ungläublich ist, ja lautet lü„gerlich und ungereimter, denn irgend der Poeten Fabeln eine, „und wenn sie nicht in der Bibel stünde, so lachte ichs wie ei„ner Lügen. Denn wenn man ihm will nachdenken, wie er „drei Tage in dem großen Bauche des Wallfisches gewesen sey, „da er doch in drei Stunden hätte können verdauet werden: —

„heißt das nicht mitten im Tode leben? — Darnach, da er „nun errettet war, fähet er an zu zürnen und zu expostuliren „und sich unnütze zu machen, um eines geringen Dinges willen, „nämlich um ein Gräslein." — Alle diese Schwierigkeiten fallen aber gänzlich weg, wenn man das Ganze nicht als Geschichte, sondern als Lehrerzählung nimmt, welche auszuschmücken jedem Schriftsteller erlaubt ist. Luther glaubte, die Erzählung solle die Lehre von der Auferstehung vom Tode vorbildlich darstellen; Andere meinen, vielleicht richtiger, sie solle die Verdammungssucht der jüdischen Priester beschämen, und lehren, daß auch die Heiden sich bessern könnten, und, wenn sie sich besserten, bei Gott Gnade fänden. Möglich aber ist, daß auch wirklich die Sage eine Nachricht von einer Sendung des Propheten Jonas nach Ninive und dessen Schiffbruch aufbehalten hat, welche der uns unbekannte Verfasser des Buchs zu einer Lehrerzählung benutzte. — Dasselbe gilt vom Buche Hiob. Wer es geschrieben hat, wissen wir nicht; aber so viel ist klar, es will nicht eine Geschichte seyn, sondern in einer Geschichte eine gewisse Wahrheit darstellen, nämlich den Lehrsatz, daß der Mensch das Unglück, mag es auch noch so hart über ihn hereinbrechen, nicht als Strafe Gottes ansehen, deßwegen nicht mit Gott hadern, sondern sich Gottes Macht und unerforschlich weisem Rathe geduldig und gläubig unterwerfen solle. Die falschen Ansichten, die der Verfasser widerlegen will, legt er Hiobs drei Freunden in den Mund; die rechte Ansicht der Sache aber läßt er Hiob selbst und zuletzt Gott aussprechen. Sein Buch ist ein Lehrgedicht, in welchem das Geschichtliche nur Einkleidung und Nebensache, die Lehre aber die Hauptsache ist. Auch dieses fühlte der große Luther, als er (22. Th. S. 208 ff.) von Hiob sagte: „Hiob hat nicht also „geredt, wie es in seinem Buche geschrieben stehet, sondern hats „gedacht; denn es redet sich nicht also in der Stunde der An„fechtung und Versuchung; doch ists also ergangen mit der That „und im Werke. Und ist schier wie ein argumentum fabulae, „wie man im Spiel (Schauspiel) agirt und behält." Es ist jedoch auch hier wahrscheinlich eine durch die Sage erhaltene geschichtliche Unterlage vorhanden von einem arabischen Emir Hiob, der durch Unglücksfälle Kinder und Heerden verlor und noch

dazu in die schreckliche Krankheit des Aussatzes verfiel. Uebrigens sagt auch der Verfasser des Buches Hiob kein Wort, daß seine Schrift nicht seine eigene, sondern eine Schrift Gottes sey.

Clement. So viel gebe ich zu, daß Ihre Ansicht von dem Historischen des alten Testaments die Anstöße entfernt, welche man bei mancher Erzählung, sobald man sie für Gottes Erzählung hält, finden muß, welche auch mir beim nachdenkenden Lesen der Schrift oft beigefallen sind, und welche, wie ich zu meiner Beruhigung gehört habe, auch der fromme Luther gefunden hat. Auf der andern Seite aber geht somit auch ein guter Theil religiöser Vorstellungen verloren, die wir in den christlichen Glauben aufgenommen haben, als z. B. die Ordnung der Schöpfungswerke nach sechs Tagen, der Zustand des ersten Menschenpaares im Paradiese, die Sündfluth, die Wunder Mosis in Aegypten und dergleichen mehr.

Wille. Sagen Sie nicht „religiöse" Vorstellungen; denn das war eben ein Fehler, daß man dieses Alles zur Religion, zum Christenthum rechnete. Die ganze äußerliche Geschichte des israelitischen Volks, welche in den mosaischen und den folgenden Geschichtsbüchern erzählt wird, gehört nicht zur Religion, und am wenigsten zur christlichen. Denn, sagen Sie selbst, verehrte Freundin, gewinnt oder verliert unser religiöser Glaube an den Weltschöpfer etwas, ob wir wissen oder glauben, er habe die Welt in sechs Tagen, oder in sechs Jahren, oder in so vielen Jahrtausenden erschaffen? oder in welcher Ordnung und Stufenfolge das geschehen sey? Die Religion fordert nur dieses, daß wir wissen und glauben, die Welt und ihre Ordnung ist von Gott; das Andere aber, die Reihenfolge und die Zeit der Schöpfungen, gehört in die physikalischen Wissenschaften. Eben so fordert die Religion nur den Glauben, daß auch der Mensch von Gott erschaffen ist. Die Frage aber, wenn er erschaffen worden ist, ob der Mann oder das Weib zuerst, oder beide zugleich, und ob nur ein einziges Paar oder mehrere in weit entlegenen Ländern der Erde, gehört der Wissenschaft der Anthropologie an, und ist für die Religion ohne Interesse.

Clement. Ich dächte doch, wenigstens die Abstammung von Einem Paare wäre für den christlichen Lehrsatz, daß alle

Menschen Brüder und Kinder Eines himmlischen Vaters sind, und daher auch einerlei menschliche Bestimmung haben, von großer Bedeutung.

Wille. Dieser christliche Lehrsatz wird allerdings durch die Abstammung aller von Einem Paare kräftig unterstützt; aber unentbehrlich ist er dazu doch nicht. Denn die Hauptsache ist und bleibt immer, daß wir in der Erfahrung wirklich alle Menschenstämme als Menschen Eines Geschlechts und mit einerlei Anlagen versehen, vorfinden, wie dieses wirklich der Fall ist. Daher ist es auch ganz gewiß, daß wir Ein Geschlecht sind und gleichen Beruf haben. Fänden wir aber Menschen, denen ein wesentlicher Theil des Leibes oder wesentliche Anlagen der Seele fehlten, so würden wir diese gar nicht für Menschen, auch nicht für Adams Nachkommen zu erklären vermögen, sondern uns genöthigt sehen, für sie ein besonderes Stammpaar annehmen zu müssen. — Sie sehen also, daß das Wesen der Religion gar nichts verliert, wenn wir auch die mosaische Erzählung von den sechs Schöpfungstagen und von Erschaffung der ersten Menschen gar nicht hätten. Eben so wenig aber würde unser christlicher Religionsglaube irgend etwas verlieren oder vermissen, wenn die Nachrichten von der Sündfluth, vom Thurmbau zu Babel, von Mosis Wundern und die andern Geschichtserzählungen in den historischen Büchern des alten Testaments nicht vorhanden wären. Da sie aber vorhanden sind, so müssen wir sie wenigstens für das nehmen, was sie sind und als was sie sich selbst ankündigen, nämlich als Geschichtsbücher von Menschen nach ihrem besten Wissen von dem Geschehenen geschrieben, nicht aber für Bücher, die Gott selbst geschrieben habe, einer Vorstellung, welcher ihre Beschaffenheit geradezu widerspricht und welche sie selbst von sich gar nicht machen wollen.

Baron. Ich, für meinen Theil, sehe ein, daß jene Vorstellung vom alten Testamente, als ob es nach seinem Inhalte ein von Gott selbst geschriebenes Buch sey, bei dem die Verfasser der Bücher nur willenlose Instrumente gewesen wären, eine ungegründete ist, daß es Vieles enthält, was zur Religion nicht gehört, und daß es nichts verliert, sondern nur gewinnt, wenn wir es so, wie Sie thun, betrachten. Aber was sagen Sie vom

neuen Testamente? Ist jene Vorstellung, daß es der heilige Geist geschrieben habe, nicht auf dieses anwendbar?

Wille. Ich muß auch hier den Satz wiederholen, daß, wenn Gott das neue Testament selbst geschrieben hätte, er dieses nothwendig hätte aussprechen müssen, oder vielmehr, daß die Verfasser des neuen Testaments selbst es hätten sagen müssen, man solle ihre Schriften nicht als ihre Schriften, nicht als aus ihrer Kenntniß, Erfahrung und ihrem Geiste geflossen, ansehen, sondern als Gottes Schrift, und es sey Gott selbst, der durch ihre Hand schreibe. Denn wenn sie dieses selbst nicht sagen, sondern vielmehr überall so reden, als ob sie selbst schrieben, so ist kein Mensch berechtigt, ihre Schriften für etwas Anderes zu halten, als sie selbst wollen. Kein Einziger aber unter den Verfassern des neuen Testaments hat gesagt, daß er nicht selbst schreibe, sondern nur seine Hand dazu darleihe. Vielmehr sprechen, erzählen, berichten, beurtheilen sie überall in ihrem eignen Namen. So die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas, und auch Johannes sagt (1 Br. 1, 1.), daß er im Evangelio als Augenzeuge spreche, und erzähle, was er gesehen und gehört habe. Petrus rühmt sich nur an einer einzigen Stelle (2 Petr. 1, 14.) einer Offenbarung des Herrn, aber nicht über die Lehre, sondern über die Zeit seines Todes. Auch der Apostel Paulus sagt nirgends, daß nicht er selbst es sey, der da schreibe, und unterscheidet die Fälle, wo er in Christi Auctorität und nicht in seiner eigenen spricht, genau, wie wir aus 1 Kor. 7, 10. 12. 25. und 2 Kor. 11, 17. sehen. Sonst hätte er auch nicht nöthig gehabt, sich mit Beweisen des Gesagten abzugeben, was er doch so oft thut. Er unterwarf daher auch das, was er sagte, dem Urtheile seiner Leser, 1 Kor. 10, 15. 2 Kor. 11, 1. 16. 1 Thess. 5, 21. Ja selbst der Verfasser der Offenbarung Johannis sah zwar die Zukunft in ihm vorgehaltenen Anschauungen, aber die Erzählung derselben selbst nebst den eingewebten Reflexionen giebt er überall als seine eigene. Die Vorstellung also, daß der heilige Geist selbst nur durch die Hand der Evangelisten und Apostel das neue Testament geschrieben habe, ist ohne Grund. Wäre sie wahr, so hätte es ja wohl auch nicht vier Evangelien bedurft, sondern nur eines, und so würden sich nicht so viele Abweichungen der

vier Evangelisten von einander selbst finden, wie doch wirklich vorhanden sind: Abweichungen und Widersprüche, welche ihre Glaubwürdigkeit und Redlichkeit als Erzähler beweisen, die aber durch alle künstliche Versuche unsrer ältern Theologen nicht haben weggebracht oder vereinigt werden können. Man sieht vielmehr, daß jeder Evangelist die Geschichte Jesu schrieb, wie er sie wußte oder von Andern erfahren hatte.

Clement. Aber Christus selbst verheißt ja Matth. 15, 11. und Luk. 12, 11. 12. seinen Jüngern, daß nicht sie selbst es seyn würden, die redeten, sondern daß der Geist Gottes ihnen eingeben werde, was und wie sie reden sollten.

Wille. Bemerken Sie, daß jenes Versprechen des Herrn sich nicht auf den Lehrvortrag der Jünger an die Gemeinden, sondern nur auf die Vertheidigung ihrer Person vor jüdischen und heidnischen Richtern bezieht, daher auch die Jünger in ihren Schriften nirgends sagen, daß nicht sie, sondern der heilige Geist spreche.

Clement. Aber die Verheißung des Geistes an die Apostel, der sie „in alle-Wahrheit leiten solle" (Joh. 16, 12. 13. 14.), besagt doch gewiß, daß die Apostel als Lehrer unter dem steten Einflusse dieses Geistes stehen, also gewiß dann stehen sollten, wenn sie Schriften für die Gemeinden abfaßten.

Wille. Der Geist wurde allen Christen zu Theil, wie wir aus Apostelg. 2. Kap. 8, 15 ff. 9, 17. 10, 44—47. 1 Kor. 12, 7 ff. Eph. 1, 17 ff. und andern Stellen sehen, und war daher kein besonderer Vorzug der Apostel. Daß überhaupt damit nicht eine Unfehlbarkeit gemeint sey, oder eine solche Gabe, daß die Apostel nun alles ohne ihr eigenes Nachdenken, also ohne die Thätigkeit ihrer Vernunft gewußt hätten, zeigt die Geschichte selbst. Petrus erkannte nach Apostelg. 10. nicht durch Inspiration, sondern durch ein Gesicht, daß Gott auch Heiden in sein Reich aufnehmen wolle, und die andern Apostel und Gläubigen zu Jerusalem, welche Petrum deshalb tadelten, wurden nicht durch Inspiration, sondern durch Gründe eines Bessern überzeugt. Apostelg. 12, 1—18. — Die zu Antiochien entstandene Streitfrage, ob auch die Christen aus dem Heidenthum das mosaische Gesetz zu beobachten hätten, entschied der Apostel Paulus

nicht durch Inspiration, sondern brachte sie (Apostelg. 15.) zur Entscheidung an die Gemeinde zu Jerusalem, die im Anfange auch über diese Frage nicht einerlei Meinung war, und nur erst durch mündliche Besprechung und durch angeführte Gründe zu einem Beschlusse kam. Dabei bleibt aber das Ansehen der Apostel, als der Säulen der Kirche, ungeschmälert. Sie haben als Augen- und Ohrenzeugen des Lebens und der Thaten Jesu und als die Stifter der Kirche nach Christo die höchste Auctorität.

Clement. Wenn Ihnen aber die Bibel nicht eine von Gott selbst geschriebene Schrift ist, was in ihr sehen Sie denn als Wort Gottes an?

Wille. Nur das, was wesentlich zur Religion gehört, d. i. was das Wesen Gottes, seinen Willen an uns und unser Verhältniß zu ihm betrifft. — Die Sache ist mit kurzen Worten diese. Nicht die Bibel selbst, als Buch, ist das Wort Gottes, sondern das Wort Gottes ist in dem Bibelbuche enthalten; dieses ist die Urkunde göttlicher Offenbarung. — Alle Religion nämlich ist Sache der Vernunft, oder des wundervollen Vermögens in uns, das Vollkommenste, Gott, erkennen und lieben zu können. Die Anerkennung und liebende Verehrung des Vollkommensten ist die Religion. Nur der Mensch, nicht das Thier, ist der Religion fähig, weil nur der Mensch allein Vernunft hat. Die Thiere haben nur Verstand. — Die Vernunft aber, (bemerken Sie dieses wohl,) ist kein solches Vermögen, das vom Körper abhange und sich, wie der Körper, nothwendig organisch von selbst und unsrer unbewußt entwickele, sondern sie muß durch Unterricht Anderer geweckt und gebildet werden. Den ersten Anstoß, das erste Wecken und Bilden der menschlichen Vernunft kann daher nur allein von Gott selbst abgeleitet werden, und diese Thätigkeit Gottes gehört zu seinem geistigen Leben, daher alle Erleuchtung der Menschen zur Erkenntniß Gottes, seines Willens und seiner Verehrung in der heiligen Schrift mit vollem Rechte von dem Geiste Gottes abgeleitet wird. Alle wahre Erkenntniß Gottes, die wir nur irgend bei den Völkern finden, müssen wir daher schlechterdings von göttlicher Erleuchtung ableiten. Nun finden wir aber, wie weit wir auch in die Geschichte der Völker zurückgehen, die Erkenntniß des Einen und wahren

Gottes, des Schöpfers und Regenten der Welt, nur auf Einem Punkte hervortretend, zuerst in Abraham, der deßhalb sein der Abgötterei ergebenes Vaterland verließ, und dessen Glaubensbekenntniß in dem Satze 1 Mos. 17, 1. enthalten ist: „es ist Ein allmächtiger Gott, der Schöpfer der Welt, wandle vor ihm, d. i. lebe nach seinen Geboten, und sey fromm." Als Volksglauben aber finden wir diese wahre Religion zuerst bei den Israeliten, deren Gesetzgeber Moses nicht nur den Glauben an den Einen wahren Gott und die ausschließliche Verehrung desselben in die Staatsverfassung aufs innigste verflocht, und dadurch dem Rückfalle in die Vielgötterei wehrte, sondern auch zuerst die Idee einer göttlichen Gesetzgebung für alles menschliche Thun in seinem Gesetze realisirte. Wir sind daher vollkommen berechtigt, den Anfangspunkt aller göttlichen Erleuchtung an den menschlichen Geist in Abraham und Moses zu suchen und anzuerkennen, also das göttliche Wort in demjenigen zu suchen, was wir in den heiligen Büchern der Israeliten von dem Einen, wahren Gott, dem Schöpfer und Regenten der Welt, und von dem Sittengesetz als Willen Gottes ausgesprochen und niedergelegt finden.

Baron. Wie, mein Freund? — Sie sind Rationalist, und nehmen doch wie die Supernaturglisten eine unmittelbare Offenbarung Gottes an den menschlichen Geist an, und finden diese sogar in Abraham und Moses? — Ich habe ja immer gehört, daß es das Wesen des Rationalismus sey, alle unmittelbare Offenbarung Gottes an den menschlichen Geist zu läugnen, und zu behaupten, der Mensch verdanke alle Gotteserkenntniß der freien Thätigkeit seiner eignen Vernunft.

Wille. Sie sehen daraus, wie wenig darauf ankommt, ob man ein Rationalist gescholten wird oder nicht, und wie wenig Sie den Verunglimpfungen trauen dürfen, welche die Feinde und Verkläger der Rationalisten so reichlich über uns ergehen lassen, indem sie uns als Ungläubige, ja als Unchristen schildern.

Clement. Wohin aber, lieber Freund, rechnen Sie denn die Weissagung des alten Testaments von Christo, dem Erlöser? Sind Ihnen diese nicht auch Wort Gottes?

Wille. Allerdings! — Da alles in der ganzen Welt, das Geistige sowohl als das Sinnliche, dem allgemeinen Gesetze

unterworfen ist, daß es sich allmählig und stufenweise entwickelt, so mußte auch die göttliche Erleuchtung nothwendig eine stufenweise seyn, und konnte im Anfange nicht mehr geben, als eben der menschliche Geist auffassen und in sich aufnehmen konnte. Es mußte aber eine Zeit kommen, wo die Wahrheit ganz und rein hervortreten und die religiösen Grundvorstellungen zu vollkommener Entwickelung sowohl, als zur Verbreitung unter andere Völker kommen sollten. Diese künftige Zeit voller Entwickelung und Verbreitung der göttlichen Erleuchtung ging nun als Ahndung auf in dem Geiste der von Gott erleuchteten Propheten des alten Bundes. In diesem Geiste weissagten sie den Eintritt eines höhern Reichs Gottes, das über Israels Grenzen hinausgehen sollte, den Sieg des Glaubens an Einen Gott über die Abgötterei, und die Verbreitung des göttlichen Gesetzes unter allen Völkern, und sie knüpften den Eintritt dieser Zeit an den Auftritt eines Sprößlings Davids, des Messias, des von Gott zu diesem Werke bestimmten und dafür mit hohen Gaben ausgerüsteten Mannes. Die Stellen Jesaias 2, 2 ff. Kap. 9, 2 — 7. Kap. 11, 1 — 16. 42, 1 ff. 60, 1 ff. Jerem. 23, 1 — 8. 31, 31 ff. 33, 14 ff. Dan. 7, 13 — 23. Mich. 4, 1 ff. Zach. 9, 9 f. Malach. 3, 1 ff. kommen hier vorzüglich in Betrachtung. Nur bemerken Sie, verehrte Freundin, daß diese Hoffnung des Messias in dem Geiste der Propheten nicht die Bestimmtheit haben konnte, die sie für uns hat, die wir die große Sache Gottes ausgeführt sehen, sondern daß ihr Hoffen nur ein Ahnden der Zukunft war, das sich in nationale Farben kleidete. Dahin gehört, daß die Propheten noch immer das Volk Israel allein in den Mittelpunkt des neuen Gottesreiches stellen, und daß sie die Herrschaft der wahren Religion noch mit einer Herrschaft ihres Volks über andere Völker zusammenfallen lassen, und darum den Messias als einen irdischen Herrscher und König betrachten. Die wahre Beschaffenheit des durch Christum gestifteten Gottesreichs, der christlichen Kirche, ist selbst den Christen erst durch die allmählige Bildung der Kirche völlig offenbar geworden. Dennoch aber ist der waltende und erleuchtende Geist Gottes in jener prophetischen Weissagung unverkennbar. Denn, — bemerken Sie dieses wohl, — eine solche Weissagung von der Zukunft findet sich weiter bei keinem Volke

der Erde. Andre Völker haben wohl auch die Idee von einem goldenen Zeitalter, d. h. von einem vollkommenen Zustande des menschlichen Geschlechts gehabt; allein theils haben sie ihn mehr auf das sinnliche als auf das geistige Leben, mehr auf die Natur als aufs menschliche Gemüth bezogen, theils haben sie ihn, ganz gegen das im ganzen Weltall herrschende Gesetz allmähliger Entwickelung, an den Anfang der Dinge gesetzt, als den Anfang, nicht als das Ende und Endziel betrachtet. Nur bei Israel allein findet sich die Weissagung von der Zukunft, die Ein großer und hochbegabter Gesandter Gottes begründen soll, und diese Weissagung müssen wir von Gott ableiten, da sie durch Einen aus Israels Mitte, durch Christum, wirklich in überraschende Erfüllung gegangen ist, der das Wesentliche, was die Weissagung verhieß, zu Stande brachte. Diese Erfüllung ist das Siegel des göttlichen Ursprungs der Weissagung, so wie das Vorhandenseyn der Weissagung wieder Christum als den von Gott gesendeten Welterlöser beglaubigt. Beide Thatsachen, die Weissagung bei Israel, und die Erfüllung derselben durch Einen aus Israel, stehen einzig da in der Weltgeschichte, und beurkunden es, daß sie göttlich sind, und daß die Regierung Gottes sich nicht allein auf das Physische, sondern auch auf das Geistige erstreckt.

Clement. Von dieser Seite habe ich die Sache noch nicht angesehen, gestehe aber, daß diese Fassung meinen Glauben an Christum, als den Gottgesendeten Weltheiland, ungemein stärkt. So finden also auch Sie, obgleich Sie Rationalist sind, in dem alten Testamente ein Wort Gottes, und werden darum wohl auch zugeben, daß der Christ dieses Wort Gottes aus dem alten Testamente zu schöpfen hat.

Wille. Allerdings ist dieses der Fall. Das neue Test. wäre nicht verständlich ohne das alte; beide stehen, wie die göttliche Erleuchtung selbst, in einer nothwendigen und wesentlichen Verbindung. Nur die äußerliche Geschichte des israelitischen Volks, seiner Stammväter, seiner Züge, Eroberungen, und was sonst nicht zum Wesen der Religion gehört, das hat man nicht, wie man vormals irrig that, zur Offenbarung zu rechnen. Und auch das Religiöse selbst soll der Christ in seiner vollkommenen Gestalt nicht im alten, sondern im neuen Testamente suchen. Denn

hätte das alte Testament schon alles und alles rein und vollkommen enthalten, so hätte es Christi und des neuen Testaments nicht bedurft. Darum faßten auch die Apostel (Apostelgesch. 15. Kap.) den Beschluß, daß die Christen aus den Heiden gar nicht an die Beobachtung des mosaischen Gesetzes gebunden seyn sollen. Darum nennt Paulus das alte Testament dürftige Anfangsgründe der Religion (Gal. 4, 9.), und weiset die Christen in Galatien (Gal. 3, 27.) darauf hin, daß das alte Testament nur unser Zuchtmeister d. i. Erzieher gewesen sey bis auf Christum, daß wir aber, als Christen, unter diesem Erzieher nicht mehr stehen. Die Hauptbibel des Christen muß daher das neue Testament seyn, und in ihm ganz besonders die von Jesu selbst vorgetragenen Lehren.

Clement. Was aber soll denn nun nach Ihrer Ansicht das Geschäft Jesu, weßwegen er in die Welt gekommen ist, gewesen seyn? — Die Meinung, er habe das, was Adams Fall verdorben habe, wieder gut machen, und die Menschen von der durch Adams Schuld verwirkten Verdammniß erlösen sollen, ist von Ihnen schon als unstatthaft dargestellt worden. Was hätte er denn noch zu thun?

Wille. Das zu vollenden, was in Abraham und Moses von Gott angefangen war, die göttliche Offenbarung; und eine bleibende Trägerin derselben, die Kirche, zu gründen, welche allmählig alle Völker der Erde mit ihrem Lichte erleuchten, und sie zu Einer Gemeinde Gottes vereinigen sollte.

Clement. Und worin suchen Sie denn den Unterschied alttestamentlicher Offenbarung von der des neuen Testaments?

Wille. Sie sind unterschieden wie Anfang und Ende, wie die Entwickelung des Kindes und Jünglings zu der des gereiften Mannes. Ich muß hier um einige Geduld und Aufmerksamkeit bei Ihnen bitten, indem ich die religiösen Ideen durchgehen und angeben will, wie sie im alten Testamente nur erst mangelhaft, im Christenthum aber sich rein und vollkommen dem menschlichen Geiste darstellten. Die erste und wichtigste ist die von dem Einen wahren Gott. Bei Moses und den Propheten wird Gott nur erst als der Gott, d. i. als der Beschützer und Vater Israels gedacht, allen andern Völkern aber als feindlich; durch Christum ist er erkannt als Gott aller Völker und der Menschheit, der seine

Sonne aufgehen lässet über die Bösen und die Guten, und der da will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Im alten Test. ist daher das Reich und die Gemeinde Gottes blos Israel; dies ist der Sohn Gottes der erstgeborne; im N. T. ist das Reich Gottes die Menschheit, und alle Menschen sind Kinder des himmlischen Vaters. Israel dachte sich Gott noch immer sehr in menschlicher Art, menschlichen Gemüthsbewegungen, als dem Zorne, der Reue, dem Hasse unterworfen; Christus aber hat das Wesen Gottes mit zwei Worten in volle Klarheit gestellt, wenn er sagt: er sey ein Geist, und zwar der vollkommenste. — Israel dachte die Gegenwart und die Gnadenerweisungen Gottes noch geknüpft an das heilige Zelt und später an den heiligen Tempel, und setzte darum die Verehrung Gottes noch hauptsächlich in das Erscheinen im Tempel, in die Darbringung der Opfer und in die Beobachtung der im Gesetz vorgeschriebenen Gebräuche; Christus aber lehrte, daß Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet seyn wolle, und daß weder seine Verehrung noch seine Segnungen an einen heiligen Ort gebunden seyen. In der Religion der Menschheit, die er stiften wollte, trat an die Stelle des Tempels zu Jerusalem das Weltall als Gottes Wohnung, an die Stelle des Tempelheiligthums das Heiligthum des eigenen Herzens, an die Stelle der Opfer die treue Uebung der Pflichten, und an die Stelle der Ceremonien das Gebet und die Gefühle der Andacht. Dort bestand das Reich Gottes oder die Kirche nur aus Israel; hier ist sie die ganze Menschheit; dort war die Kirche ein weltlicher Staat in einer besondern politischen Form, hier aber ist sie eine Gemeinschaft des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, und die äußerliche Gestaltung ist frei gegeben und nach den Umständen verschieden. — Sehen wir auf die zweite religiöse Hauptidee, auf die des göttlichen Gesetzes, so sehen wir auch hier eine weise Stufenfolge, in welcher die Menschheit von Gott eben so zur Sittlichkeit erzogen wurde, wie Kinder erzogen werden. Da das Kind die innere Güte der Sittenlehre noch nicht begreifen kann, so bekommt es zuerst Befehle der Auctorität der Eltern mit Drohung von Strafen und Verheißung von Belohnung; es muß gehorchen, weil es die Eltern befehlen, und nur erst, wenn es erwächset und ver-

ständig wird, lehrt man dasselbe die Sittenlehren um ihrer eigenen Vollkommenheit und um ihrer Wohlthätigkeit für der Menschen Heil lieben und beobachten. So trat das göttliche Gesetz in der ersten Gestalt bei Moses auf als strenges Gebot und Verbot des Königs und Regenten Israels, und daher auch in Vermischung mit den bürgerlichen Pflichten, und die Beweggründe waren irdische Belohnungen oder Strafen. Der Gehorsam, der zuerst verlangt wurde, war daher ein blinder, d. i. noch nicht aus der eigenen Ueberzeugung von der Güte des Gesetzes hervorgehender, den daher der Apostel Paulus mit Recht einen knechtischen Gehorsam nennt, d. i. einen Gehorsam, wie ihn ein Sclav seinem Herrn erweiset (Röm. 8, 15.). Das Christenthum aber wies darauf hin, daß das Sittengesetz nichts Anderes ist, als der Wiederschein der Vollkommenheit Gottes, die Regel der Vollkommenheit, welche der Mensch als das höchste Gut lieben, achten und beobachten muß, und verlangt daher einen kindlichen Gehorsam und nennt diesen die Freiheit der Kinder Gottes (Jakob. 2, 12. 2 Kor. 3, 17.), d. i. ein Gesetz, dem sich der Mensch aus eigenem Antriebe unterwirft, um Gott, seinem Vater, ähnlich zu werden. — Zu dieser sittlichen Erhebung der Menschheit bedurfte es aber noch eines Hauptstücks der göttlichen Erleuchtung, nämlich der Erkenntniß der Bestimmung des Menschen zum ewigen Leben oder zur Unsterblichkeit der Seele. Denn der Gehorsam gegen das Sittengesetz kann nur dann vollkommen werden, wenn uns das irdische Leben nicht der Güter höchstes ist, sondern wir erkennen, daß auch dieses der Pflicht zum Opfer zu bringen sey. Dieses aber kann nur geschehen bei dem Glauben an Unsterblichkeit der Seele, welcher daher der Schlußstein der göttlichen Offenbarung ist. Diesen Schlußstein gab das Christenthum, in welchem daher die Erlösung zum ewigen Leben die herrschende Grundvorstellung ist. Bei den Israeliten lag die Idee der Unsterblichkeit der Seele noch sehr im Dunkeln, was auch bei der damals noch so mangelhaften Kenntniß des Weltalls unvermeidlich war, indem die Idee der Unsterblichkeit des Geistes nicht eher zur vollen Klarheit kommen kann, als bis wir erkennen, daß der Himmel das Weltall, und die Gestirne Welten sind, oder (um mit Christi Worten zu sprechen) bis wir einsehen, „daß in des himmlischen Vaters Hause viele Wohnungen sind",

welche eine unendliche Fülle von fortgehenden Lebensentwickelungen für unsern Geist möglich machen. Von dieser Kenntniß war man aber vor Christo weit entfernt. Die alte Welt dachte sich den Himmel als ein festes auf der Erde ruhendes Gewölbe, das blos Gottes Wohnsitz sey, und wohin der Mensch nicht gelangen könne. „Der Himmel allenthalben ist des Herrn, aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben", heißt es Psalm 115. V. 16. Die Israeliten suchten daher den Aufenthalt der Seelen der Verstorbenen nicht im Himmel, sondern in einer Unterwelt, das ist, in einem dunkeln Orte in den Tiefen der Erde, wo es weder Licht noch Freude gab (Hiob 3, 13. 17. Kap. 7, 9. Kap. 10, 18. Psalm 30, 10. Ps. 88, 126. Ps. 49, 6—16.). Luther hat das hebräische Wort Scheol, das diese Unterwelt bezeichnet, in der deutschen Bibel oft: Grab, Grube, oft auch Hölle übersetzt. Nur erst nach ihrer Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft bildeten die Juden diese Vorstellung weiter fort, theilten die Unterwelt in Paradies und Hölle, und glaubten, daß die Seelen der Frommen zur Belohnung aus der Unterwelt emporsteigen und wieder auf der Oberwelt aufs Neue leben würden. Dieses alles waren nur mangelhafte Formen der Idee der Unsterblichkeit, die erst durch Christum klar in das Bewußtseyn der Menschen gestellt wurde. Denn Christus lehrte, daß der menschliche Geist nicht in einer Unterwelt gefangen gehalten werden, sondern in den Himmel, das Haus Gottes, in welchem viele Wohnungen seyen, übergehen solle, die Hölle aber nur für die Bösen, von Gott entfremdeten Seelen bleibe. Er selbst wurde durch seine Auferstehung von den Todten uns ein thatsächliches Unterpfand dieser großen Hoffnung. — In dieser Ordnung, diesem Stufengange, diesen Formen brachte die göttliche Erleuchtung die religiösen Ideen in das Bewußtseyn des menschlichen Geschlechts. Und durch diesen, in der Wirklichkeit vorliegenden, Stufengang bewährt sich das Christenthum mehr, als durch alles Andere als die vollendete Offenbarung Gottes. Wenigstens ruht meine Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums hauptsächlich, wenn auch nicht einzig, auf der klaren Erkenntniß dieses Fortschreitens zur Wahrheit. Auch ist es wichtig, diesen Stufengang zu bemerken, um nicht die Formen der religiösen Ideen mit ihrem Wesen zu verwechseln, und sich nicht

daran zu stoßen, daß diese Formen im alten Testamente noch mangelhaft sind. Die Formen, unter denen die religiösen Ideen in das Bewußtseyn der Menschen eingeführt wurden, sind vergänglich, sind das Schwindende, die Ideen selbst sind das Ewige, das Bleibende. Der Anfangspunkt des öffentlichen Lebens der religiösen Ideen mußte durch Absonderung aus der allgemeinen Abgötterei geschehen, die aber nicht Absonderung bleiben durfte, sondern nun von Einem Mittelpunkte aus ein Volk, und vom Mittelpunkte dieses Volkes aus die andern Völker und endlich die Menschheit ergreifen und umbilden mußte. Der Anfang der Absonderung war Abraham und seine Familie; dann der nächste Mittelpunkt das Volk Israel, und von diesem aus ergriff das Reich Gottes die zahlreichen unter Roms Herrschaft stehenden Völker, und geht fort und fort über zur Menschheit.

Clement. Dieses alles scheint mir den Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung in Christus sehr zu kräftigen, und den Unterschied zwischen dem alten und neuen Testamente auf sehr beruhigende und den Glauben fördernde Weise aufzuklären; es genügt mir jedoch nicht. Denn sonach wäre es nicht sowohl die Person Jesu, der wir die Erlösung verdankten, als vielmehr seine Lehre. Im neuen Testamente aber scheint mir die Erlösung hauptsächlich auf die Persönlichkeit Jesu bezogen zu werden, was besonders daraus erhellt, daß so oft gesagt wird, sein Tod am Kreuze sey die Erlösung der Menschen vom Tode und der Grund unsrer Hoffnung des ewigen Lebens.

Wille. Ich erkenne dies gleichfalls für eine Grundvorstellung des neuen Testaments, und auch mir ist der Kreuzestod Jesu der Gipfel und Schluß seines Erlösungswerks. Denn zuerst hat Christus dadurch an seinem eigenen Beispiele gezeigt, daß die Pflicht über dem Leben stehe, daß der Mensch auf allen eigenen Willen verzichten, und den Willen Gottes, auch wenn ihm das Schwerste auferlegt werde, vollziehen müsse, und daß nicht langes Leben auf dieser Erde der Lohn des Frommen sey, sondern die Erhebung zu Gott. — Sodann, da sein Tod am Kreuze ein Werk der Sünde der jüdischen Obern war, so ist dieser Kreuzestod, zusammengehalten mit den daraus entsprungenen segensreichen Folgen für Jesum selbst und für das Heil der Menschheit, ein that-

sächlicher Beweis, daß Gott in seinem großen Reiche die Sünden der Menschen und ihre Folgen zum Guten umleite, daß die Sünde nichts ist, was in Gottes Reiche bleiben könnte, und daß er die Sünde vergeben kann, indem er ihre Folgen zur Harmonie mit seinem heiligen Willen zurückführt.

Clement. Das ist allerdings ein großer Trost, daß der Reuige hoffen darf, Gott werde das Böse, das er durch seine Sünde gestiftet hat, und das er ja nicht ungeschehen machen kann, zum Besten lenken. — Hätte ich dieses früher bedacht, so würde ich über mein ungetauft gestorbenes Kind nicht so ganz verzagt haben! —. Damit aber, lieber Freund, ist mir immer noch nicht klar, wie der Tod Christi als ein Opfer für die Sünden der Welt betrachtet werden könne. Denn den Gedanken, daß Gott blos aus Herablassung zu den Opferideen der damaligen Welt Christum einem so grausamen Tode unterworfen habe, muß ich durchaus verwerfen, da jene Opferideen auch durch bloße Belehrung berichtigt werden konnten, was schon in den Psalmen und Propheten des alten Testaments geschehen ist.

Wille. Sie haben darin Recht! Wenn wir Christum für den von Gott geordneten Erlöser erkennen, so müssen wir auch seinen Kreuzestod als ein göttlich geordnetes und zur Erlösung gehöriges Ereigniß betrachten. Es ist auch unbezweifelt Lehre des neuen Testaments, daß Christus in seinem Kreuzestode ein Sühnopfer gewesen sey für die Sünden der ganzen Welt. Nur ist in unsern Kirchenbekenntnissen diese Lehre auf eine Weise dargestellt worden, welche sich aus dem neuen Testamente nicht rechtfertigen läßt. Nämlich Adams Vergehen und die daher über die Menschen gekommene Sünde habe eine unendliche Schuld gewirkt, weil Gott, das unendliche Wesen, durch die Sünde beleidigt worden sey. Diese unendliche Schuld habe daher auch eine unendliche Strafe, die ewige Verdammniß aller Menschen zur Folge gehabt. Diese Schuld zu tilgen und der beleidigten Majestät Gottes genug zu thun, habe es eines Sühnopfers von unendlichem Werthe bedurft. Dieses Sühnopfer sey der Gottmensch Christus, der Mensch habe seyn müssen, um leiden und sterben zu können, zugleich aber auch Gott, um die unendlichen Strafen aushalten und ein Opfer von unendlichem Werthe seyn zu können.

Clement. So hat mir mein würdiger Lehrer Böhm die Sache allerdings dargestellt.

Wille. Davon aber weiß die Schrift nichts, und auch die alte Kirche wußte nichts von einer unendlichen Sündenschuld, die nur ein Gottmensch habe tilgen können. Vielmehr ist diese Vorstellung erst tausend Jahre nach Christo von dem Erzbischof Anselm zu Canterbury in England vorgetragen, durch sein Ansehen in der Kirche verbreitet, und auch von unsern Reformatoren beibehalten worden, und daher auch in die Kirchenbekenntnisse übergegangen. Das neue Testament aber stellt die Sendung Christi und seine Hingabe für die Welt blos als Sache der Liebe Gottes zu uns dar, und sagt von der Nothwendigkeit einer Menschwerdung Gottes kein Wort. Auch können Sünden endlicher Wesen keine unendliche Schuld wirken. Das glaubte man zwar aus der Analogie der Vergehungen gegen Regenten, oder der Verbrechen der beleidigten Majestät folgern zu dürfen; aber mit Unrecht. Weil der Regent ein Mensch ist, entthront werden kann, und des guten Willens seiner Unterthanen bedarf zum Gehorchen, so wirkt eine Beleidigung seiner Person größere Schuld, als ein andres Vergehen, weil es das Staatswohl gefährdet. Gott aber ist kein Mensch; seine Macht wohnt in ihm selbst, und nichts kann dieselbe beschränken. Auf ihn ist daher der Gedanke, daß man seine Majestät beleidigen könne, gar nicht anwendbar.

Clement. Wird denn aber nicht im neuen Test. gesagt, daß der Tod Christi für Gott eine „Genugthuung" für unsre Sünden gewesen sey?

Wille. Das wird nirgends im neuen Testamente gesagt, sondern der Tod Jesu als ein Sühnopfer für die Sünden der Welt angesehen, das Gott aus Gnaden angenommen habe; doch nicht als ein Sühnopfer für jede Sünde, welche der Christ begehen werde, sondern als eine Sühne eines ganzen von Gott entfremdeten Lebens, wie es Juden und Heiden damaliger Zeit führten, ehe sie Christen wurden. Die Sache ist nämlich nach dem neuen Test. diese. Als Christus in die Welt kam, waren Juden und Heiden aufs tiefste in Sittenlosigkeit versunken. Als Erlöser dieser durch Abgötterei und Sittenlosigkeit von Gott entfremdeten Welt, sollte Christus die Abgefallenen nicht

nur zu Gott führen, und ein neues sittliches Leben in ihnen erwecken, sondern ihnen auch ein Unterpfand der Gnade Gottes, der Versöhnung ihrer früheren Sünden und ihrer Aufnahme zu Gott in das ewige Leben seyn. Als Sühnopfer für sie starb Christus am Kreuze, und die Gnade Gottes, — denn nur von dieser macht die Schrift die Annahme abhängig, — nahm dieses Opfer an. Ueberall im neuen Test. wird daher das Opfer Christi auf die Sühne des frühern von Gott entfremdeten Wandels der Christen bezogen, die ihnen zu Theil wurde, wenn sie an Christum glaubten und sich taufen ließen, und überall werden sie ermahnt, dann ein sittliches Leben zu führen und nach der Taufe nicht wieder in ihr voriges sündliches Leben zurückzufallen, weil das Opfer Christi nicht wiederholt werde, sondern nur ein Mal für immer geschehen sey. Zugleich sehen Sie hieraus, daß der Glaube, den man forderte, die Annahme des Christenthums durch die Taufe und das heilige Gelübde war, sich fortan vom Geiste Gottes regieren zu lassen, also mit der völligen Umänderung des Sinnes und Wandels verbunden seyn mußte.

Clement. Und wie ist es denn da mit uns, wenn wir sündigen? Können denn wir, die wir schon Christen sind, und nicht erst aus dem Zustande eines abgöttischen und verlornen Lebens zu Gott kommen, uns des Sühnopfers Christi, in seinem Tode dargebracht, auch getrösten?

Wille. Gewiß, auch wir können es, da Gott gegen uns nicht weniger gnädig seyn wird, als gegen die, welche erst zu Christo kommen, und für welche er das Opfer annimmt. Und auch unter Christen geschieht es ja, daß sie in ein lasterhaftes Leben versinken, sich von Gott ganz entfremden, Ungläubige werden, irdischen Dingen, als der Ehre, dem Reichthum, der Wollust, als ihren Götzen dienen, und dem himmlischen Vater sich eben so entfremden, wie der verlorne Sohn von seinem irdischen Vater. Auch solchen ist die Gnade Gottes durch Christum zugesagt, doch nur unter der Bedingung, daß sie wirklich ganz andere Menschen werden.

Baron. So scheint also das Opfer Christi nur an die Stelle der früheren jüdischen und heidnischen Sühnopfer getreten zu

seyn, und also auch wie diese leicht zu einem sittlichen Leichtsinn führen zu können?

Wille. Auf keine Weise, und der Unterschied zwischen beiden ist sehr wesentlich. Jene Sühnopfer standen in der freien Wahl des Opfernden, nicht aber Christi Sühnopfer; jene konnte der Sünder so oft wiederholen, als er eine Sünde gethan hatte, dieses konnte nie wiederholt werden; jenes war eine Ceremonie, und wirkte als Ceremonie, unabhängig von dem sittlichen Zustande des Opfernden, versöhnend, das Opfer Christi aber ist an eine gänzliche Umwandlung des innern Menschen und an das Beharren in demselben gebunden. Nur da kann die Lehre des neuen Test. den Leichtsinn im-Sündigen stärken, wenn man irrig wähnt, der Sühne durch Christi Tod jeden Tag, wenn man nur Bewegung des Verlangens darnach in sich hervorruft, oder durch heilige Gebräuche, z. B. das Abendmahl, Vertilgung aller Schuld erwarten zu können, ohne ein wesentlich anderer und besserer Mensch zu werden.

Clement. So glauben Sie nicht, daß man bei der Feier des Abendmahls Vergebung der Sünde erlange?

Wille. Erlange? — Das Abendmahl ist vom Herrn eingesetzt zur Stärkung des Glaubens an seinen Versöhnungstod und zur Erweckung eines sittlichen Lebens nach dem Muster Christi. Wer sittlich ist, der ist schon bei Gott in Gnaden, und die Feier des heiligen Mahles setzt ihn nicht erst darein, sondern befestigt ihn nur in dieser trostvollen Ueberzeugung.

Clement. Aber Christi Opfertod wird doch im neuen Test. auch auf Adam und dessen Vergehen zurück bezogen, und Christus deshalb der zweite Adam genannt. Liegt nicht darin, daß Christus durch seinen Tod eine von Adam auf uns übergegangene Schuld aufgehoben habe? —

Wille. Dieses ist eine Lehrart, die blos dem Apostel Paulus eigen ist (Röm. 5, 12 ff. 1 Kor. 5, 45 ff.), sonst aber nirgends vorkommt, und die Paulus für das Bedürfniß seiner, aus dem Judenthum stammenden damaligen Leser gewählt hat. Die Juden zu Jesu Zeit nämlich sahen den Tod und den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode in der Unterwelt, wo Satan sie gefangen

halte, als eine Folge des Vergehens Adams im Paradiese an. Die neue christliche Wahrheit, daß wir keine Gefangenschaft in der Unterwelt zu fürchten haben, sondern nach dem Tode diese Erde verlassen und in den Himmel kommen sollen, konnte ihnen daher Paulus nur in der Lehrform begreiflich machen, daß er lehrte, daß das Sühnopfer Christi sich auch darauf erstrecke, uns von der Herrschaft des Todes und der Unterwelt zu erlösen, und so das wieder zu erwerben, was Adam, da er aus dem Paradiese vertrieben wurde, verscherzt habe, nämlich das ewige Leben. Denn nur auf das Verscherzen des Lebensbaums sieht der Apostel, nicht aber auf eine von Adam ererbte Sündhaftigkeit, die uns vor Gott verdammlich mache. Es ist dieses also eine Lehrform der Lehre vom ewigen Leben für die damaligen Judenchristen, an welche Paulus schrieb, nicht eine christliche Lehre. Die andern Apostel bedienen sich daher anderer Lehrformen. So vergleicht Johannes Jesum in Hinsicht seines Kreuzestodes mit einem Opferlamme, ohne daß wir deßwegen glauben, er sey ein solches gewesen, und sein Opfer habe nichts weiter bedeutet, als ein gemeines jüdisches Sühnopfer. Der Brief an die Hebräer hat wieder eine andere Lehrform, und stellt Christum dar als einen Hohenpriester, der in das Allerheiligste des himmlischen Tempels eingegangen sey, und sein eigenes Blut als Sühnopfer dargestellt habe. Wir glauben aber darum ja doch nicht, daß es im Himmel einen Tempel und ein Allerheiligstes gebe, und daß Christus sich selbst oder sein Blut in diesem Allerheiligsten dargebracht habe. Alles dieses sind Lehrformen für den einfachen Satz: daß Gott Christi Kreuzestod als ein Sühnopfer für die Sünden der Welt annehme. Dies nur ist Lehrbegriff, das andere ist Lehrart.

Clement. Es ist mir sehr erfreulich, daß Sie nicht, wie viele Andere, die Erlösung nicht blos in eine bessere Lehre setzen, die Christus gebracht habe, sondern auch in seine Person, und daß Sie an die Gnade Gottes in Christo für die sündige Welt auch glauben. Ich wenigstens gestehe, daß es mir bei allem Ernst in der Sittlichkeit doch sehr beruhigend ist, an Christo ein theures Unterpfand der göttlichen Gnade gegen den Sünder zu haben, und in meinem Falle dürften wohl alle seyn, die es mit der Sittlichkeit nicht leicht nehmen, und den großen Abstand empfinden, in

welchem sie vom Ideal der Tugend stehen. Ist das nicht auch Deine Meinung, Wilhelm?

Baron. Ich will jenem christlichen Glauben gar nicht zu nahe treten, habe aber doch noch ein Bedenken, das ich eben unserm Freunde eröffnen wollte. Da nämlich nach der Schrift und Vernunft Gott der weiseste und gnädigste ist, und die Sünde aus Gnade, d. i. aus eigener freier Bewegung vergiebt, wenn der Mensch sich wirklich bessert; so will es mich bedünken, als sey es nicht nothwendig, also überflüssig gewesen, Christum dem Kreuzestode zu unterwerfen, um die Sünden der Menschen zu versöhnen. Es bedurfte ja wohl keines Opfers, um Gott zur Gnade zu bewegen, und es war daher unnöthig, Christum deßhalb eines so grausamen Todes sterben zu lassen. Was ist denn hierüber Ihre Meinung, lieber Freund?

Wille. Es geht immer über unsern Horizont hinaus, wenn wir darnach fragen, warum Gott diese oder jene Einrichtung habe treffen müssen. In einigen Fällen können wir zwar von den Gründen seiner Einrichtungen Einiges verstehen, aber bei weitem in den wenigsten. In den meisten Fällen müssen wir damit zufrieden seyn zu erkennen, was Gott geordnet hat, ohne zu verstehen, warum er es gerade so geordnet hat. Wir müssen aber glauben, daß es so weise und gut ist, weil er der weiseste und beste ist. Wollten wir von allem, was Gott geordnet hat, die Gründe einsehen, so müßten wir in das Bewußtseyn Gottes eintreten, das heißt, so weise seyn wie er, und seine ganze Weltübersicht und seinen Weltplan durchschauen, wie er selbst ihn durchschaut. Daß dies unmöglich ist für uns, ist klar, folglich auch klar, daß wir in den meisten Fällen uns nicht anmaßen dürfen, Gott gleichsam vorschreiben zu wollen, was er hätte ordnen, oder nicht ordnen sollen. Bei Beurtheilung der göttlichen Weltregierung tritt dieser Fall tausendfach und fast täglich ein. Dahin gehört denn auch die Frage, warum Gott den Opfertod Christi gewollt habe. Da wir auch hier in Gottes Gedanken nicht eintreten können, so müssen wir uns begnügen, zu wissen, daß Jesus und die Apostel dieses lehren. Wir können hier auch nicht entscheiden, ob der Grund in Gott gelegen habe, oder nicht vielmehr in uns selbst. Denn, wie die Frau Baronin mit Recht bemerkte, dem Gebesserten ist es

immer ein Bedürfniß des Herzens, ein factisches Unterpfand der Gnade Gottes zu haben. Dagegen war es offenbar eine ganz grundlose und irrige Behauptung, wenn unsre Kirchensymbole aussprechen: Gottes Zorn über die Sünde habe ein solches Opfer nothwendig gemacht und Christi Blut habe den unendlichen Zorn Gottes gestillet. Auch ist es ganz ohne biblischen Grund, wenn man meint, Christus habe einzig und allein darum eines gewaltsamen Todes sterben müssen, um eine Versöhnung für die Sünden der Welt zu stiften. Dieses ist viel zu eng gespannt. Wer mag bestimmen, warum Gott es so geordnet hat, daß so viele Zeugen und Verkündiger der Wahrheit, ihr Leben verlieren und ihr Zeugniß mit ihrem Blute versiegeln mußten, wie die Märtyrer der ersten Jahrhunderte, wie der fromme Huß und so viele andere? — In großer Anzahl treten uns in der Geschichte die Fälle entgegen, daß die, welche Gott berufen hat, den Zustand der Menschheit zu verbessern und große wohlthätige Umänderungen hervorzubringen, als Opfer ihrer Bestrebungen gefallen sind. Warum dieses so geordnet ist, können wir nicht durchschauen. Nur so viel sehen wir, daß ihr Tod der guten Sache, die sie vertraten, immer förderlich war; nur dieses wissen wir, daß Gott unendlich reich ist an Mitteln, für so kurzen Schmerz in einer bessern Welt überschwänglich zu belohnen. So war es auch bei Christo. Sein Kreuzestod war das Siegel seines göttlichen Berufs und der Reinheit seiner Bestrebungen, war der Anfangspunkt der Begründung seiner Religion und Kirche, für seine kurzen Leiden aber wurde er durch seine Auferstehung, und was sich daran knüpfte, reichlich belohnt. Sein Tod war daher die Vollendung seines Erlösungswerks. Daß er aber dadurch auch als ein Sühnopfer für die Sünde der Welt dargestellt wurde, dies war nur Ein Zweck dieses Todes unter vielen andern.

Baron. Was ist denn also die Summa Ihres Glaubens über das Erlösungswerk Christi?

Wille. Christus sollte die in Israel angefangene Erleuchtung vollenden, sie zum Gemeingut aller Völker machen, und die in Abgötterei und Sittenlosigkeit Gott entfremdete Welt zum Licht der Wahrheit, zu wahrer Heiligkeit und zur Hoffnung eines ewigen, himmlischen Lebens führen. Er that dies, er wurde der

Erlöser zuerst durch seine Lehre, in welcher er die Erleuchtung über göttliche Dinge vollendete; er wurde es zweitens durch sein Beispiel, indem er in sich selbst das Bild eines vollkommenen Menschen, eines wahren Kindes Gottes, darstellte; er wurde es drittens durch seinen Gehorsam bis zum Tode am Kreuze, durch welchen er für die, welche sich ernstlich aus dem gottentfremdeten Leben zu Gott wenden, ein Unterpfand der göttlichen Gnade wurde, und seine Kirche gründete, durch welche die Menschheit umgebildet werden sollte; er wurde es durch seine Auferstehung, als Vorbild und Unterpfand der Unsterblichkeit unseres Geistes. — Und nun frage ich Sie, Frau Baronin, hat man ein Recht, die, welche so von Christo denken, als Ungläubige, als Unchristen, als von Christo Abgefallene, als Heuchler in ihrem Amte zu verschreien, oder ihnen Schuld zu geben, sie hielten von Jesu nicht mehr als von Socrates oder einem andern Weisen der Vorzeit?

Clement. Lassen Sie das, lieber Freund. — Ich danke Ihnen für die Freimüthigkeit in Darlegung Ihrer Glaubensüberzeugungen. Denn es ist mir abscheulich, wenn Geistliche, die doch berufen sind, der Wahrheit redlich nachzuforschen und uns Laien auf dem Wege zur Wahrheit zu leiten, die Heuchler machen, und Lehrsätze bekennen und vertheidigen, welche sie doch selbst nicht glauben. Ich hange Christo und seinem Worte von ganzem Herzen an, und wünschte alle als Gläubige zu sehen; aber lieber, tausendmal lieber ist mir der, der nicht glaubt, und es bekennt, als der Heuchler, der nicht glaubt, und, wie einst Pharisäer und Schriftgelehrte, sein Inneres mit der Tünche des Glaubens und der Religiosität überzieht.

Zehntes Kapitel.

Die Reise in die Heimath.

Das letzte Urtheil, das Clementine in ihrem Gespräche mit Wille ausgesprochen hatte, zu bethätigen, sollte sie bald Gelegenheit finden. Die in einer bedeutenden Stadt einer entfernten Provinz wohnende Mutter des Barons erkrankte bedeutend, und wünschte ihren Sohn zu sehen. Der Baron, der auch seiner Frau eine rechte Zerstreuung für nöthig hielt, beschloß daher, auf mehrere Monate nach N. zu reisen, und nahm bei der langen Dauer, die er dieser Reise geben wollte, auch die beiden Kinder und Clementinens Mutter mit. In N. angekommen, trat Clementine zum ersten Male in die Kreise der höhern Gesellschaft, welche ihr durch Geburt und Verwandtschaft offen standen.

Der Baron war seit einer ziemlichen Reihe von Jahren von N. abwesend gewesen, und erstaunte nicht wenig über die Veränderung des Tones der höhern Gesellschaft, die sich seit seiner Abwesenheit gebildet hatte. Alles war fromm geworden. Manchen seiner frühern Bekannten, die er als lebensfrohe junge Leute, oder auch als solche, welche sich um geistliche Dinge und den Glauben nicht bekümmerten, verlassen hatte, fand er wieder als Eiferer für die kirchliche Rechtgläubigkeit und für geistliche Uebungen. Gerade die Militärs, welche früher vom frommen Wesen wenig an sich spüren ließen, waren jetzt die eifrigsten. In den meisten Theegesellschaften hörte der Baron hauptsächlich geistliche Gespräche führen, aus Erbauungsbüchern, Tractätchen, Missionsberichten vorlesen, oder doch über solche und ähnliche Gegenstände sprechen. Auch in den Kirchen, die er besuchte, hatten die Prediger den

neuen Ton angenommen, und die jüngsten zeigten ihn am schroffsten, und waren am eifrigsten, so daß der Baron zweifelhaft war, ob die Militärs die Prediger, oder diese jene bekehrt hätten.

Clementinen sprach dieser Ton sehr an, denn er harmonirte mit ihrer religiösen Gemüthsstimmung, und es war ihr höchst erfreulich zu sehen, daß die Schilderung, welche ihr früher ihr Vater von dem Unglauben und der Frivolität des Militärs und der höhern Welt gemacht hatte, ganz grundlos sey. Dem Baron sagte der herrschende Ton der Gesellschaft nicht auf gleiche Weise zu, und er hielt es für gesucht und zweckwidrig, das Conversationszimmer zu einer Kirche machen zu wollen. Besonders war ihm die Zudringlichkeit zuwider, mit welcher mehrere eifrige Damen ihn über seinen Glauben examinirten und ihm Bücher zu seiner Belehrung aufdrangen. Dieses setzte ihn nicht selten in Verlegenheit; denn die Theologie war seine Stärke nicht, und er verrieth dabei bald Unkenntniß der Sache, bald Unsicherheit der Ueberzeugung. Ob er aber gleich diesen Damen möglichst auswich, so half es ihm doch nichts, denn sie gingen ihm nach und hielten es für eine Liebespflicht, an seiner Bekehrung zu arbeiten. — Am wenigsten zufrieden mit diesem Tone der Gesellschaft war Clementinens Mutter, und sie fürchtete aufs Neue für die kaum wiederhergestellte Gemüthsruhe ihrer Tochter. Im Anfang schwieg sie zwar; doch je länger die Sache dauerte, desto ungeduldiger wurde sie, und konnte endlich nicht unterlassen, bisweilen mit einem schneidenden Urtheil zwischen die frommen Reden der Andern zu treten. So sprach sie einmal ganz unverhohlen aus, daß das stete Reden vom „Herrn" (Christo), und die Gewohnheit „dem Herrn alles, was geschah oder erwartet wurde, bis aufs gute Wetter, zuzuschreiben, ihr ganz unbiblisch vorkomme, indem wir in der Bibel mit unsern Gebeten in allem Anliegen an Gott gewiesen würden. Die ganze Versammlung erstaunte über den Unglauben der fremden Dame, die von da an nur noch um ihrer frommen Tochter willen in den Kreisen der höhern Gesellschaft gelitten wurde.

Endlich aber trat doch ein Umstand ein, der diesen schwankenden und unbestimmten Verhältnissen eine entscheidende Rich-

tung gab, die in Clementinens Seele schon dadurch war vorbereitet worden, daß sie das Leben so mancher Personen von ihren frommen Redensarten so sehr verschieden fand, und immer mehr entdeckte, daß bei Vielen das fromme Reden und Thun nur Affectation sey, und nicht von Herzen gehe. Als sie nämlich mit den Ihrigen bei einem Regierungsrathe zum Thee war, so brachte ein junger Officier, der eben aus einer entfernten Residenzstadt kam, eine von einem dortigen Prediger an einem Festtage vor hoher Versammlung gehaltene Predigt mit, welche den Hauptsatz hatte: daß keiner, der nicht an die Gottheit Christi glaube, Gott und seinen Nächsten zu lieben vermöge. Die ganze Gesellschaft urtheilte, daß dieses ein sehr zeitgemäßer Hauptsatz sey, und den Unglauben an den Gottmenschen gewiß in seiner ganzen Blöße gezeigt haben werde. Nach einstimmigem Beschluß wurde daher die ganze Predigt in der Gesellschaft vorgelesen. — Alles war des Lobes der Predigt voll.

Dem Baron war der Hauptsatz der Predigt sehr auffällig gewesen. Denn er war sich dessen klar bewußt, daß er Gott und den Nächsten liebe und geliebt, dabei aber an die Gottheit Christi gar nicht gedacht habe. Denn er hatte den Lehrsatz von den zwei Naturen in Christo seit seinem Confirmandenunterricht nicht weiter bedacht, und daher beinahe vergessen. Er hörte daher mit gespannter Aufmerksamkeit, fand aber in sich kein andres Urtheil, als daß der Hauptsatz dieser Predigt entweder ein ganz grundloser, oder doch eine ungeheure Uebertreibung sey. — Als er nach Hause kam, sprach er zu Clementinen: „das war eine wunderliche Predigt! Sie kam mir vor wie eine derbe Unwahrheit. Das israelitische Volk wußte noch nichts von einem Gottmenschen, und bekam doch das Gebot: du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst. Will man denn den Frommen des alten Testaments die Liebe zu Gott und Menschen absprechen? Oder kann man die zahlreichen unitarischen Gemeinden, welche die Gottheit verwerfen, anschuldigen, sie vermöchten weder Gott noch Menschen zu lieben?"

„Auch ich — sprach Clementine — bin mit dieser Predigt nicht zufrieden und halte sie für Uebertreibung. Allerdings kann die Liebe zu Gott durch den Glauben, daß Gott seinen eingebo-

renen Sohn für uns in den Tod gegeben habe, sehr erhöhet, und die Liebe zu dem Nächsten durch den Gedanken, daß Gottes Sohn auch für ihn gestorben sey, inniger und edler gemacht werden. Dagegen ist es aber ganz unwahr, daß man Gott gar nicht lieben könne, wenn man nicht an die Gottheit Christi glaube. Denn die Liebe zu Gott gründet sich zuerst und hauptsächlich und am reinsten auf die Vollkommenheit Gottes, nach welcher er das höchste und schönste Gut, der würdigste Gegenstand aller Begeisterung und Verehrung ist. Dann kommt auch die Dankbarkeit hinzu für alle gute und vollkommene Gabe, die von ihm kommt. Man kann daher Gott und Menschen von Herzen lieben, wenn man auch von der Gottheit Christi noch nichts weiß."

Viel strenger urtheilte Clementinens Mutter. „Ich, — sprach sie mit Heftigkeit — habe beim Anhören dieser Predigt nur Verdruß empfunden. Was soll denn diese ganze Predigt? — Sollte sie etwa erbauen? — War es der Zweck dieses Vortrags, den Glauben an den Gottmenschen zu befestigen und fruchtbar zu machen, oder nicht vielmehr diesen Glauben nur zur Schau zu tragen, vielleicht weil hohe Lippen sich für denselben ausgesprochen haben? Da hat nun der Maulprediger nichts Eiligeres zu thun, als, um hohen Ohren zu gefallen, eine solche Predigt zu halten, und dadurch alle, die nicht an die Gottheit Christi glauben, recht fein einzuschwärzen, und sie als solche zu denunciren, die nicht besser seyen, als Heiden. Solche Maulprediger sind mir verhaßt wie der Tod."

Clementine war über das harte Urtheil ihrer Mutter empfindlich und vertheidigte den Prediger standhaft, und auch ihr Mann nahm die Redlichkeit desselben in Schutz und berief sich darauf, daß der Prediger in großer Achtung stehe, und schon längst, nicht erst neuerlich, als kirchlich strenggläubig bekannt sey. „Erinnern Sie sich doch, liebe Mutter, — sprach er — an die Stelle der früher gedruckten Predigten dieses Verfassers, die wir einmal zu Hause lasen, und die uns als unschicklich auffiel, wo er von Christo sagt: „Gott ist groß, weil er sich gedemüthigt hat. Denke ich dich von deinem Throne in den Stall von Bethlehem herabgestiegen, so muß ich weinen!"

Einige Tage darauf waren der Baron und seine Frau bei dem Major v. N., ihrem Verwandten zu Tische. Da der Baron seinen Vetter als einen lebenslustigen Mann kannte, und glaubte, daß bei ihm die altgläubige Frommthuerei nicht ganz von Herzen gehe, so wandte er sich nach aufgehobener Tafel an ihn, und verhehlte ihm nicht, daß die große Veränderung in dem gesellschaftlichen Tone, die er gefunden habe, befremdlich sey, und daß bei dem frommen Wesen doch viel Affectation und Heuchelei unterzulaufen scheine.

„Sie scheinen mir — sprach der Major — noch sehr ununterrichtet zu seyn über den Stand der Sachen, daß ihnen der fromme Strich unsrer Gesellschaften auffällt. — Das, Freundchen, kommt — von oben, — ich meine nicht etwa vom Himmel oder vom lieben Gott, — sondern von der Luft. — (ihn in eine Fenstervertiefung ziehend.) Ich muß Sie ein wenig orientiren, Vetter, und von der Leber weg sprechen. Sie müssen unterscheiden die Ehrlichen, die Wetterfahnen und die klugen Politiker. Den Ehrlichen ist das fromme Wesen und die Altkirchgläubigkeit eine Sache des Herzens und der Ueberzeugung, daher sie es sich viel kosten lassen, das Wesen zu fördern und zu verbreiten. Zu ihnen gehören sehr hohe Personen, und da ihr Glauben und Streben aus Ueberzeugung hervorgeht, so verdient es volle Achtung. Es gibt aber auch viele Wetterfahnen, die sich drehen wie der Wind bläset. Ohne daß ihnen die Sache zu Herzen gehet, machen sie dieselbe mit, weil sie eben Mode ist, weil sie sich bei einflußreichen Personen dadurch empfehlen und Protection gewinnen wollen. — Es sind aber auch Viele, die der Sache blos aus kluger Politik, aus guten Staatsgründen anhängen. Zu diesen, lieber Vetter, gehöre auch ich, und viele andre kluge Leute. — (vertraulich.) Gegen Sie kann ich mich eröffnen, denn Sie sind von Stande und haben mit uns gleiches Interesse. So hören Sie denn die Sache aus dem Grunde. — Die ganze große politische Bewegung, die mit der französischen Revolution begann, hat den Hauptzweck, die Macht des Adels und des Priesterthums zu beschränken, die Macht und Befugnisse des Bürgerthums aber zu erhöhen, und diesem das Regiment in die Hände zu spielen. Dem müssen wir uns mit

allen Mitteln entgegensetzen und unsern Heerd vertheidigen. Darum haben wir uns mit dem Priesterthum verbunden, und suchen gemeinschaftlich den Zustand der guten alten Zeit wieder herzustellen. Das Volk ist roh und unwissend, und kann durch physische Gewalt nicht sicher genug bezähmt werden, weil es die überwiegende Mehrheit der physischen Arme in sich hat. Es muß daher durch die moralische Macht des Glaubens und der Religion bezähmt werden. Dies kann nur durch die Kirche geschehen, und deshalb leisten wir der Kirche und dem alten Kirchenglauben allen Vorschub. Denn Neuerungen in der Kirche führen zu Neuerungen im Staate. Wir verlangen daher, die Geistlichen sollen überall den alten Glauben lehren und vertheidigen, und wir befördern, so weit unser Einfluß reicht, — (und er reicht weit!) — nur solche Männer zu kirchlichen Aemtern, welche sich uns durch ihre Altgläubigkeit empfehlen. Auch scheuen wir keine Geldopfer, um den Geist des alten Glaubens durch Menschen und Bücher in allen Ständen zu verbreiten. Die Sache ist mit Einem Worte: wir wollen keine „Bürgerkönige", wie sie jetzt in Frankreich haben, sondern Adelskönige, wie vor der Revolution in Frankreich herrschten. Darum halten wir es in Frankreich mit den Legitimisten, in Spanien mit den Carlisten, in England mit den Tory's, und überall mit den reinen Monarchisten. Für gleichen Zweck suchen wir sowohl das katholische als das protestantische Priesterthum zu heben."

Baron. Ich begreife wohl, Vetter, was Sie wollen. Ich muß aber dagegen bemerken, daß die Kraft der Monarchien nicht auf Einem Stande, sondern auf allen Ständen, auf der engen und treuen Verbindung der ganzen Nation mit dem Throne beruhet. Die Geschichte zeigt, daß die Monarchien, welche beides waren, Adels- und Bürgermonarchien, — die mächtigsten wurden. Für diese Wahrheit haben wir an der hohen politischen Kraft des britischen Reichs, wo der Bürgerstand und der Adel gleich innig mit dem Throne verbunden sind, ein leuchtendes Beispiel, dagegen Polen und das vormalige deutsche Reich abschreckende Beispiele der Schwäche bloßer Adelsmonarchien darstellen. Und wie war es denn im Befreiungskriege gegen Napoleon? Hätten wir siegen können ohne die begeisterungsvolle Erhebung

des ganzen deutschen Volks? Wahrhaftig, der Adel hätte Deutschland, Preußen nicht gerettet, wenn nicht das Nationalgefühl alle Stände, bis auf die untersten herab durchdrungen hätte. Darum auch, als der edle König der Preußen die Fahne gegen Napoleon erhob, überschrieb er seine Proclamation, in welcher er zum entscheidenden Kampfe aufforderte, nicht: An meinen Adel, sondern: An mein Volk.

Major. (lächelnd.) Das war gut für die damalige Zeit; jetzt bedürfen wir dergleichen nicht. Damals mochte man etwas Oel ins Feuer gießen, denn man bedurfte der lodernden Flamme; jetzt muß man sie beschränken, daß sie nicht Schaden thue. — Ueberhaupt aber gebe ich auf Beispiele nichts. Sie sind keine Grundsätze. Die Theorie gilt mir alles. Nach dieser aber habe ich vor allem für mich zu sorgen, und nach dieser muß das Volk immer von den Vornehmsten, d. i. von der Aristokratie regiert werden.

Baron. Und wohin rechnen Sie denn die Gelehrten, die wir doch nicht entbehren können?

Major. Die Gelehrten? — Wir brauchen keine Gelehrten, als die, welche unsern Zwecken dienen und dienen wollen. Die nehmen wir in Dienst und besolden sie; doch nicht so, daß sie übermüthig werden könnten. Auch muß man sich hüten, sie zu den höchsten Staatsämtern zuzulassen. Die Andern dagegen, die nicht mit uns stimmen, sondern sich herausnehmen, von ihrem Schreibtische aus den Staat, die Kirche, die Verfassung hofmeistern zu wollen, die lassen wir an ihren Fingern saugen. Das bekommen sie bald satt.

Baron. Aber, Vetter, Sie verwechseln ja ganz die Zeiten! Sie sprechen, als ob wir noch im Mittelalter lebten, wo die Gelehrsamkeit selten und das Wenige, was man davon hatte, bei den Priestern war, wo die Städte mit ihrer Bildung nur erst anfingen, sich zu heben, und wo eigentlich die Nation nur aus Adel und Leibeignen bestand; denn auch das Städtewesen kam meistens in die Hände der patrizischen Familien. Jetzt aber, Vetter, ist ja eine ganz andre Welt. Bedenken Sie doch, daß jetzt nicht mehr, wie im Mittelalter, der Grundbesitz den Hauptreichthum der Nationen ausmacht, und daß die Bildung nicht mehr auf Priester und Edle beschränkt, sondern durch alle Stände

verbreitet ist. Sehen Sie doch nur, wie der beweg*liche* Reichthum dem Grundbesitze über den Kopf gewachsen ist, und wie ohne die Hülfe der großen Geldfürsten fast nichts Wichtiges unternommen werden kann.

Major. (lächelnd.) Die Goldmänner — die baronisiren wir, wie z. B. die Rothschilde, und ihre Töchter heirathen unsre Cadets; dann sind sie auch die Unsrigen.

Baron. Aber, Vetter, was soll nun doch unserm Stande die Wiederweckung eines neuen Priesterthums, und der Wiederaufbau eines veralteten Dogmensystems helfen? Und halten Sie nur den Wiederaufbau desselben in unsern Zeiten für möglich? — Ich sehe diese Möglichkeit nicht, wenn man nicht zu völligen Glaubensverfolgungen der Aufgeklärten schreiten will.

Major. Es ist keine Gewalt nöthig. Die Sache macht sich von selbst. Das Volk denkt nicht, sondern glaubt, was ihm gelehrt wird. Unsre Sache ist es nun, dafür zu sorgen, daß ihm der alte Glaube eingelehrt werde. Wenn wir so ein Menschenalter werden fortgefahren haben, so werden die Aufgeklärten von selbst ausgestorben seyn. So lassen wir auch die rationalistischen Theologen absterben, ohne sie abzusetzen und Lärmen zu erregen. Wir sorgen nur, daß keine neuen dieser Art angestellt, wenigstens nicht zu hohen Kirchenämtern berufen werden. Und dies, — wahrlich — ist wohl versorgt.

Baron. Fürchten Sie denn aber nicht, daß das Priesterthum uns und den Monarchen über den Kopf wachsen werde? Was haben denn wir, was hat der Staat einer Kirche entgegenzusetzen, die auf ihre göttliche Auctorität trotzt, und des blinden, fanatischen Gehorsams der Menge gewiß ist? Wird sie nicht kühn von uns blinden Gehorsam fordern, und zu erzwingen wissen? — Erinnern Sie sich doch, was im Mittelalter ein Papst, ein Bischof, ja ein bloßer Priester und Mönch über Kaiser, Könige, Fürsten und Edle vermochte! Bedenken Sie, welche Aufregungen in unsern Tagen päpstliche Allocutionen und bischöfliche Mandate hervorgebracht haben. Das Volk, sobald es wieder recht starr und schwärmerisch am alten Kirchenthum und an seinen Geistlichen hängt, wird für uns ganz unlenksam werden, wie wir jetzt an den Altlutheranern schon einen Vorschmack

haben. Nichts in der Welt regiert sich leichter, als Leute, denen mit vernünftigen Gründen beizukommen ist; nichts aber ist unlenksamer, als der Blindgläubige, der alle vernünftigen Gründe verwirft, und alle seine Irrthümer fanatisch festhält, weil er sie für geheimnißreiche, allem menschlichen Urtheil zu entziehende, göttliche Wahrheiten hält. — Sie verrechnen sich in Ihrer Politik ganz und gar! Die Geschichte zeigt in vielen warnenden Beispielen, wie hochgefährlich und unheilbringend religiöse Irrthümer und fanatischer Wahn der Wohlfahrt der Völker geworden ist. Mancher Staat ist dadurch hauptsächlich zu Grunde gegangen, wie vormals der jüdische, mancher aber dadurch wenigstens in großes Elend und Schwäche gestürzt worden, wie Spanien. Dagegen dürften Sie kein Beispiel finden, daß religiöse Aufklärung den Untergang eines Volks herbeigeführt hätte, sondern ihr folgte jederzeit eine Entwickelung zu höherer Kraft. Hätte Friedrich der Große sich nicht über den Kirchenparteien gehalten, sondern hätte er den Altcalvinisten, oder Altlutheraner, oder den Päpstler machen wollen, so hätte er schwerlich den siebenjährigen Krieg bestanden, am wenigsten aber den Grund gelegt zu Preußens politischer Bedeutung. Bedenken Sie daher, Vetter, was Sie thun! Ihr jetziges Streben geht ja ganz darauf aus, Deutschland wieder, wie vor 300 Jahren, aus einander zu reißen, indem sie den alten, fanatischen, unversöhnlichen Kirchengeist bei Lutheranern, Reformirten und Katholiken wieder erwecken.

Major. Sie sehen Gespenster, lieber Vetter. Wir, die wir den geistlichen Stand und die Kirche heben, können beiden auch Schranken setzen und sie demüthigen.

Baron. So dachten die Kaiser und Fürsten auch, welche im Mittelalter die Bischöfe und Päpste zu großen Herren machten; — aber sie betrogen sich, und mußten dem Papste den Pantoffel küssen.

Major. Es sind jetzt andre Zeiten. Das Alte kann nicht wieder kommen.

Baron. Dies glaube ich auch. Eben darum aber halte ich das Beginnen, das Mittelalterliche wieder hervorrufen zu wollen, für vergeblich und verderblich. Gelänge es aber, so würden

auch die alten Gefahren wieder kommen, und eine protestantische Hierarchie würde uns nicht weniger unbequem und drückend werden, als es die katholische war.

Major. (lachend.) Eine protestantische Hierarchie? — Die Herren Theologen sind gar gute Leute. Sie singen das Lied gern, das wir hören wollen; denn wir bezahlen es mit guten Pfründen. Und so muß es auch seyn! Dessen Brod ich esse, dessen Lied muß ich singen! Wir dotiren die Kirchenämter und berufen die Theologen, darum können wir ihnen vorschreiben, was sie lehren sollen. Und sie sind gar folgsam. Da sehen Sie einmal den Consistorialrath X., der war als akademischer Lehrer ein ziemlicher Rationalist; sobald er Consistorialrath wurde, da legte er den alten Menschen ab, und man kann zu ihm, wie zu Schillers Recruten sagen:

„Sieht er, das hat er wohl erwogen,
Einen neuen Menschen hat er angezogen.
Muß nun ein fürnehmer Geist in ihn fahren!"

nämlich der Kirchengeist. Und so sind ihrer gar viele.

Baron. Aber doch gewiß nicht alle! — Nicht alle werden sich so herabwürdigen und sich selbst und die Wahrheit verläugnen.

Beide Männer sprachen das Für und das Wider noch länger durch, ohne jedoch einander überzeugen zu können.

Clementine schien das Gespräch nicht beachtet zu haben, aber sie hatte alles gehört, da sie in der Nähe saß, und ihr Inneres war tief davon ergriffen. In der Gesellschaft blieb sie stumm und in sich gekehrt; als sie aber mit ihrem Manne nach Hause kam, so ergoß sich ihr bewegtes Herz gegen diesen. — „Komm, lieber Wilhelm, — sprach sie, — und laß uns wieder auf unser einsames Lindau eilen. Hier drückt mich die Luft! — Was habe ich hören müssen! Zu was würdigt man die himmlische Gabe der Religion hier herab? — Was ist der Herr, den man immer im Munde führt, dem Major und seiner politischen Partei anders, als ein Polizei-Chef; was der Prediger anders, als ein Gensdarme, die den Pöbel zügeln helfen sollen? Mich bedünkte, als ich den Major so reden hörte, als vernähme ich die

Kriegsknechte, die einst die Knie vor dem Herrn beugten und ihn dann ins Angesicht schlugen; oder als hörte ich im hohen Rathe zu Jerusalem die Obersten der Juden Christum richten, weil er das Volk zur wahren Erkenntniß der Religion führen wollte. Wahrlich, die Politik dieser christlichen Pharisäer ist um kein Haar besser, als die der jüdischen war, und Christus, wenn er jetzt hier aufträte, würde sie eben so zu Feinden haben, wie vormals die jüdischen. — So scheuet man sich denn nicht, um selbstsüchtiger Zwecke willen, den Glauben zu einem Gewerbe, und die Heuchelei zu einer Tugend zu machen, die man mit guten Pfründen bezahlt! — O Böhm, Böhm! Du treue redliche Seele, die Du sprichst, wie Du denkst und glaubst, und nur der Menschen Seelenheil vor Augen hast, in welchem hohen Glanze strahlt Deine ächte Herzensfrömmigkeit gegen diese rechnende Gleißnerei!"

Baron. Und wie verächtlich erscheinen nicht vollends Geistliche, die das Amt des Gewissens führen sollen, wenn sie den Mantel nach dem Winde hängen! Solcher Art sind gewiß der Inspector und sein Magister Krebs, denen ihre theologische Wissenschaft nicht (um mit Schiller zu reden) „die hohe himmlische Göttin ist, sondern die melkende Kuh, die sie mit Butter versorgt." Wie achtbar sind mir dagegen Theologen, welche das, was sie nach entscheidenden Gründen für falsch erkennen, auch fallen lassen und die Wahrheit freimüthig bekennen! Sie sind um so achtbarer, da sie für ihre Wahrheitsliebe meistens nur den Lohn finden, verketzert und zurückgesetzt zu werden.

Mit schärferem Auge und unbefangenerm Blick beobachtete von da an Clementine die fromme Welt, und lernte immer mehr die wirklich Frommen von den bloßen Schauspielern, welche die Mode mitmachten, und den Politikern, welche mit dem Frommthun politischen Gewinn machen wollen, unterscheiden.

Bald darauf bekam sie die Sache noch von einer andern Seite anzusehen. In einer großen Gesellschaft, in welcher sie sich nebst ihrem Manne befand, kam es zu einem harten und öffentlichen Wortwechsel zwischen einem jungen Professor der Rechte der frommen Partei und einem titulirten Hofrathe, der als reicher Privatmann ohne Anstellung lebte, und sich daher gewöhnt

hatte, nicht nur ein unabhängiges Urtheil zu haben, sondern auch, was ihm nicht viele nachthaten, dasselbe frei zu bekennen und zu vertreten. Der Professor verkündigte der Gesellschaft als Neuigkeit, daß so eben das protestantische Consistorium zu N. einen Erlaß habe ausgehen lassen, daß kein Candidat als Prediger ferner angestellt werden solle, der sich nicht ganz und von Herzem zum Inhalte der symbolischen Bücher, oder der Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche bekenne. Er pries diese Verordnung als einen nothwendigen Schritt, der überall geschehen müsse, und den man nur zu lange aufgeschoben habe.

„Was soll aber da, — fiel der Hofrath ein, — aus der kirchlichen Union zwischen Lutheranern und Reformirten werden, da beider Bekenntnißschriften so weit von einander abweichen? Man hat ja deßhalb in den meisten Ländern, wo man sich unirt hat, die Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Bücher aufgehoben, und sie blos auf die Bibel verpflichtet.

Professor. Da hat man eben übel gethan. Die symbolischen Bücher beider Kirchen stimmen in allen Hauptsachen zusammen, ausgenommen in der Theorie über die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle und über die göttliche Vorherbestimmung. Ueber diese soll man nicht streiten, sondern jedem seine Meinung frei lassen, in allem Andern aber sich streng und genau an die Symbole halten.

Hofrath. Da sind Sie schlecht unterrichtet, Hr. Professor, wenn Sie glauben, beide Kirchen widersprächen sich blos in diesen zwei Punkten. Der Widerspruch ist viel umfassender und tiefer. Die Augsburgische Confession und deren Apologie zählen drei Sacramente, nämlich Taufe, Abendmahl und Beichte mit der Absolution; die Reformirten nur zwei, Taufe und Abendmahl. Jene erklären die Privatbeichte für nothwendig; diese haben sie abgeschafft. Jene behaupten, der Beichtiger vergebe die Sünden an Gottes Statt, (collative Absolution); diese lehren, er kündige die Vergebung nur an, (declarative Absolution). Jene erklären die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes für universell, aber widerstehlich; diese erklären dieselben für particulär und unwiderstehlich. Jene binden die Gnadenwirkungen an das Gehör des göttlichen Worts und den Gebrauch der Sacramente; diese

nur an das göttliche Wort allein. Jene behaupten, Gott wirke in den kleinen Kindern bei der Taufe den Glauben; diese schweigen von einer so unerweislichen Behauptung. Jene haben die Teufelsaustreibung (den Exorcismus) bei der Taufe beibehalten; diese verwerfen ihn bestimmt. Jene gestatten die Nothtaufe durch Wehefrauen oder Laien; diese gestatten sie nicht. Jene brauchen beim Abendmahle Hostien und brechen sie nicht; diese brauchen Brod und brechen es. Jene lehren, daß auch der Ungläubige beim Genuß des Abendmahls das Wesen des Sacraments, den Leib und das Blut Christi, empfange; diese behaupten, er empfange nichts als die leeren Zeichen, Brod und Wein. Jene behaupten eifrig, die menschliche Natur Christi habe nach der Auferstehung göttliche Eigenschaften bekommen und sey allgegenwärtig, allmächtig, allwissend ꝛc. geworden; diese verwerfen eine solche Mittheilung als der Vernunft und Erfahrung widersprechend, und behaupten, die menschliche Natur Christi habe keine göttliche Eigenschaft bekommen. Jene betrachten das Lehramt in der Kirche als ein von der Gemeinde den Geistlichen übertragenes Amt; diese sehen es an als eine von den Laien unabhängige göttliche Stiftung. Auch findet sich in den Symbolen beider Kirchen eine bedeutungsvolle Lehrdifferenz über den genugthuenden und versöhnenden Gehorsam Christi. Die lutherische Concordienformel, die Schweizerische Eintrachtsformel und der reformirte Heidelberger Katechismus nämlich lehren: Christus habe auch an unsrer Statt das ganze Gesetz vollkommen erfüllt, und dieses Verdienst schenke uns Gott und rechne es uns zu, so, daß es so gut sey, als ob wir das göttliche Gesetz erfüllt hätten. Die andern lutherischen und reformirten Symbole wissen von diesem thuenden Gehorsam Christi und dessen Zurechnung, welche allen Eifer in der Besserung ersticken muß, nichts, sondern setzen die Versöhnung blos in den leidenden Gehorsam Christi am Kreuze. — Dieses sind ja wohl Widersprüche genug, und in wichtigen Dingen. Wie kann man also die Geistlichen der unirten Kirchen zur Beibehaltung der beiderseitigen Symbole anhalten wollen, ohne sie in Widerspruch mit sich selbst zu setzen? Da bleibt nichts übrig, als sie auf das, was höher ist als die Symbole, auf die Schrift, zu verpflichten.

Professor. Nein, nein! Die Kirchenbekenntnisse sind der historische Boden, auf dem die Kirche erwachsen ist. Sie kann nur bestehen, indem sie sich an diese ihre Wurzel mit Treue hält.

Hofrath. Ist denn die Schrift nicht auch ein historischer Boden, und zwar der älteste? Und ist sie nicht die Wurzel der Reformation? Die Reformatoren und die evangelischen Gemeinden waren ja eher da, als die Kirchenbekenntnisse, und diese sind ja nur erst eine Folge der schon entstandenen und vorhandenen evangelischen Kirche gewesen, und zum Theil sehr spät gemacht worden. Nicht diese Bekenntnisse sind die Wurzel, an denen sich die evangelische Kirche gebildet hätte, sondern die Schrift ist es, und die Kirchenbekenntnisse sollten ja nichts seyn, als Zeugnisse der neu entstandenen Kirche, was sie als Schriftlehre ansehe, und sollten auch nicht weiter gelten, als sie sich aus der Schrift bewähren würden. Die Reformatoren wollten auch die neue Kirche nicht auf ihre Schriften, sondern allein auf den Grund der heiligen Schriften erbauet wissen. Niemand war weiter davon entfernt, als Luther, seinen oder andrer Reformatoren Büchern ein solches Ansehen in der Kirche zu geben, daß die Lehrer daran gebunden werden sollten. Er schreibt an einen Freund (Schütze, Briefe Luthers, S. 256.): „meine Bücher sollst du lesen, mit der Gegner Schriften vergleichen, beide mit der Schrift zusammenhalten und sie nach dieser, als einem Probirstein, beurtheilen." Besonders merkwürdig ist seine Vorrede zum ersten Theil seiner gesammelten deutschen Bücher aus dem Jahre 1539 (14. Th. der Werke, S. 420 ff.), weil er da in prophetischem Geiste vorhersieht und beklagt, daß man nun seine Bücher mehr lesen werde, als die Schrift, wie früher die Schrift über den Büchern der Kirchenväter vergessen worden sey*). Diese Besorgniß Luthers ist nun wirklich dadurch in

*) Luther sagt dort: „Gern hätte ichs gesehen, daß meine Bücher allesammt wären dahinten blieben und untergangen. Und ist unter andern Ursachen nur, daß mir grauet vor dem Exempel; denn ich wohl sehe, was Nutzes in der Kirche geschafft ist, da man hat angefangen, außer und neben der heil Schrift viel Bücher und große Bibliotheken zu sammeln, sonderlich ohne allen Unterschied allerlei Väter, Concilia und Lehrer aufzuraffen, damit nicht allein die edle Zeit und Studiren in der Schrift versäumet, sondern auch die reine Erkenntniß göttlicher Schrift

Erfüllung gegangen, daß man die Geistlichen durch Eide gebunden hat, nach Luthers Katechismen, nach der Augsburgischen Confession und nach andern Büchern der Reformatoren zu lehren.

Professor. Mit der Schrift kommen wir nicht aus, denn sie wird von den Theolgen gar zu verschieden erklärt. Es muß daher eine Entscheidung oder irgend eine Schrifterklärung als allein gültig aufgestellt und für alle Theologen verbindlich gemacht werden, um ihre die Kirche zerrüttenden Streitigkeiten zu beendigen und die Einheit der Kirche zu erhalten. Und dazu ist keine Schrifterklärung geschickter, als die erste, welche die Kirche gleich bei ihrem Entstehen in ihren öffentlichen Bekenntnissen ausgesprochen hat.

Hofrath. Ist denn aber die erste Schrifterklärung darum, weil sie die erste ist, auch die beste? — Offenbar sollte man ja doch die beste zur Richtschnur nehmen, wenn man nun einmal eine Norm der Auslegung haben zu müssen glaubt. Sie wissen aber selbst, daß die Schriftauslegung zur Zeit der Reformatoren noch mangelhaft, die Kenntniß der griechischen Sprache und Grammatik noch unvollkommen, die der hebräischen Sprache aber noch ganz in der Kindheit war, und daß eben darum Luther und seine Freunde, und Zwingli, Calvin und deren Freunde über die Auslegung der Bibel sich so wenig vereinigen konnten, daß sie deßhalb sich in zwei verschiedene Kirchen trennten. Ist es daher nicht unverständig, dieses noch so mangelhafte und zwiespaltige, in den beiderseitigen Bekenntnißschriften ausgesprochene Schriftverständniß zur Vorschrift für alle folgende Kirchenlehrer machen zu wollen?

Professor. Es versteht sich von selbst, daß die Kirchenbekenntnisse immer der Schrift untergeordnet werden müssen —

Hofrath. (einfallend.) Wenn aber die Schrift nie anders ausgelegt werden darf, als es in den Kirchenbekenntnissen geschehen

---

endlich verloren ist, bis die Biblia unter der Bank im Staube vergessen ist. — Alles andre Schreiben soll uns in und zu der Schrift weisen, damit ein jeglicher selbst möchte aus der frischen Quelle trinken. — Ich tröste mich deß, daß mit der Zeit doch werden bleiben im Staube vergessen."

hen ist, so wird ja wirklich die Schrift etwas Ueberflüssiges und wird unter die Symbole gestellt.

Professor. Nicht doch! Die Lehrer sollen nicht gerade an alle und jede Behauptungen der Symbole gebunden werden, sondern sie sollen die Hauptsache, die Substanz der Lehre, das eigentliche Evangelium, das in den Symbolen ganz schriftgemäß ist, festhalten und nie davon abweichen.

Hofrath. Und was ist Ihnen denn die Substanz der Lehre?

Professor. Das will ich Ihnen wohl sagen. Es ist die Lehre, daß wir Alle durch Adam von Grund aus verderbt und der ewigen Verdammniß verfallen sind, daß uns nur allein der Gottmensch Christus durch seine stellvertretende Genugthuung retten kann, und daß diese Rettung, die Rechtfertigung, dem Sünder allein um des Glaubens an diese Genugthuung willen zu Theil wird. In dieser Substanz der Lehre sind alle Kirchenbekenntnisse einstimmig; dies muß unverbrüchlich festgehalten werden.

Hofrath. Ich will dessen nicht gedenken, daß eben in dieser Substanz der Lehre, in der Lehre vom Gottmenschen, von dem stellvertretenden Gehorsam Christi und der Vorherbestimmung zur Seligkeit und Erweckung zum Glauben die Kirchenbekenntnisse zwiespaltig sind. Ich will Sie nur darauf verweisen, daß Christus selbst Joh. 17, 3. die zum ewigen Leben erforderliche Substanz des Glaubens viel einfacher und anders angibt, nämlich den Glauben an den Einen, allein wahren Gott, und an Jesum als den von ihm gesandten Messias.

Professor. Mit diesem dürren Sprüchlein kommen wir nicht aus; das ist zu unbestimmt und zu weit. Wir brauchen auch etwas, um uns als evangelische Kirche von allen andern Kirchen und Secten, besonders von der römischen, abzuschneiden.

Hofrath. Gerade dieses Trennen, diese Eile, sich durch die speciellsten Glaubensbekenntnisse von einander zu scheiden, hat die Kirche Jesu, die Eine seyn soll, in so viele Parteien zerrissen, und es wäre Zeit, diese Trennungen dadurch wieder zu heben, daß man sich auf einfachere Bekenntnisse beschränkte und dem subjectiven Glauben einige Freiheit gestattete. Von

der römischen Kirche sind wir aber völlig genug durch die zwei Sätze geschieden, daß wir die heilige Schrift allein und das in ihr befindliche Wort Gottes als Regel des Glaubens und Lebens anerkennen, und nicht auch die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, die Decrete der Päpste und die Lehren der Kirchenväter, und daß wir zweitens Christum als das alleinige Oberhaupt der Kirche, die er durch sein Wort und seinen Geist leitet, betrachten, und den Papst nicht für seinen Statthalter ansehen.

Professor. Darauf kommt nichts an. Sie gehen nicht von den richtigen Grundsätzen aus. Hören Sie daher Folgendes. Zuerst ist klar, daß jede Kirche als ein religiöses Gesammtleben einen Mittelpunkt des Glaubens haben müsse, der sie zusammenhält. In ihren Bekenntnissen hat nun die evangelische Kirche ihren Mittelpunkt der Glaubenseinheit aufgestellt. Folglich muß sie ihn festhalten, wenn sie sich nicht auflösen will.

Hofrath. Allerdings ist Gemeinsamkeit des Glaubens in den Hauptsätzen zur Bildung einer Kirche nothwendig. Dazu bedarf es aber nur einiger einfacher Wahrheiten, nicht einer ganzen Masse subtiler Lehrbestimmungen, wie sie unsre Kirchenbekenntnisse enthalten. Die Kirche hat sich zuerst um die einfache Wahrheit: es ist nur Ein wahrer Gott, und Jesus ist der von ihm gesendete Erlöser, gesammelt, und hat sich volle drei Jahrhunderte mit dem noch ganz einfachen apostolischen Glaubensbekenntnisse begnügt. Eine ganze Masse von Lehrbestimmungen ist daher zur Gründung einer Kirche nicht nothwendig. Sodann ist es gar nicht der Glaube allein, was die Kirche zusammenhält, sondern weit wirksamer binden der Cultus und die Kirchenverfassung. Es gibt unter Katholiken und Protestanten gewiß Viele, die einen großen Theil des Kirchenglaubens verwerfen; doch aber halten sie am Cultus und an der Verfassung ihrer Kirchen fest, und trennen sich darum nicht von der Gemeinschaft derselben. Sie sehen daraus, daß in Hinsicht des Glaubens eine Uebereinstimmung in vielen oder gar allen Punkten nicht nöthig ist, sondern nur Uebereinstimmung in den wichtigsten. Die Rationalisten, ob sie gleich einen Theil der in den Kirchenbekenntnissen formulirten Lehren nicht annehmen, halten doch treu und fest an der Gemeinschaft der evangelischen Kirche, weil sie in den

Hauptlehren von Gott, Christo dem Erlöser, der Kirche u. s. w. und in der Negative gegen die römische Kirche mit der Kirche einstimmen, und den öffentlichen Cultus und die Verfassung derselben lieben und gebrauchen. Unterschiede in dieser und jener Glaubenslehre sind dem Bestehen der Kirche ganz ungefährlich, und werden nur dann störend für ihre Einheit, wenn ein Theil dem andern darin Zwang anthun will. Unsre Kirchenbekenntnisse enthalten eine solche Masse subtiler, unbegreiflicher, bisweilen sich selbst widersprechender Sätze, daß nicht alle Gelehrte, nicht einmal die Herren Juristen, die so gern die Vormünder der Theologen machen, sie alle kennen, geschweige denn die Ungelehrten. Noch weniger aber ist es der Fall, daß von hundert evangelischen Christen Alle das glauben sollten, was die Kirchenbekenntnisse enthalten, und dennoch bleiben sie in der Gemeinschaft der Kirche.

Professor. Die sollte man eben in der Kirche gar nicht leiden, weil sie das Kirchenbekenntniß nicht vollständig mitbekennen. — Doch hören Sie den zweiten Grund. — Die heilige Schrift allein ist keine Kirche und bildet keine Kirche, sondern Menschen, die an die Schrift glauben, bilden die Kirche. Das Bekenntniß aber, das sie aussprechen müssen, bezeugt ihren Glauben. Und dieses Bekenntniß fordert das Wort Gottes, denn ohne dasselbe kann der Glaube keine Gemeinschaft stiften, sondern bleibt einsam und erstirbt in sich.

Hofrath. Wunderlicher Mann, wer stellt denn in Abrede, daß die Menschen ihre religiöse Ueberzeugung auszusprechen haben, und daß die Kirche eines Bekenntnisses bedarf. Die Rede ist ja vielmehr davon, daß dieses Bekenntniß, als ein menschliches und subjectives, nicht zu einer Vorschrift für die Lehrer gemacht werden solle.

Professor. (eifrig.) Allerdings! allerdings! Denn, und dies ist mein dritter Grund, — was sollen denn die Geistlichen seyn? — Nicht Religionslehrer nach eigener Willkühr, nicht Herren des Glaubens, welche uns vorschreiben könnten, was wir glauben sollen; sondern nur Bekenner, nur Zeugen sollen sie seyn des Glaubens der Gemeinde.

Hofrath. Sollen die Geistlichen nichts weiter seyn, als Bekenner des schon in den Symbolen festgestellten Glaubens,

so wäre nicht einzusehen, warum wir sie doch nöthigen, Griechisch und Hebräisch zu lernen und überhaupt gelehrte Kenntnisse sich zu erwerben. Sie wüßten völlig genug, wenn sie das Kirchenbekenntniß inne hätten, und so könnte auch unter den Protestanten einer, der weder Griechisch noch Hebräisch versteht, zum Bischof gemacht werden, wie es beim verstorbenen Erzbischof von Cöln, Grafen von Spiegel, keinen Anstoß erregte, daß er weder Griechisch noch Hebräisch verstand. Doch — Gott sey Dank! — so steht die Sache bei uns nicht. Bei uns sind die Geistlichen nicht, wie bei den Katholiken, Herren des Glaubens der Laien, daß sie nach Willkühr und Belieben uns lehren könnten, was sie wollten; aber die Gemeinden sind auch nicht Herren des Glaubens der Geistlichen, so daß sie ihnen ihr Bekenntniß vorschreiben könnten. Beide sind vielmehr an das Wort Gottes in der heiligen Schrift gewiesen; den Lehrern aber liegt ob, dieses Wort zu erforschen und aus der Schrift zu verkündigen, und den Gemeinden liegt ob, diese Verkündigung zu hören und anzunehmen. Daß Sie sagen, die Geistlichen sollen blos Bekenner des schon vorhandenen Kirchenglaubens seyn, das ist etwas Neues und Unerhörtes, und verdammt unsre Reformatoren sammt und sonders. Denn so hätten auch Luther, Melanthon, Zwingli, Calvin, die alle im katholischen Bekenntniß geboren waren, nur Bekenner des katholischen Kirchenglaubens seyn sollen, nicht Verbesserer desselben. So wie es aber der Reformatoren Recht und Pflicht war, das Falsche ihres Kirchenglaubens aufzudecken, so ist es auch der jetzt lebenden Geistlichen Recht und Pflicht, das Falsche in unserm Kirchenglauben aufzudecken und anzuzeigen. Denn, da die Kirchenbekenntnisse doch Irriges enthalten können, und wirklich enthalten, was man schon daraus sieht, daß sie einander in so vielen Dingen widersprechen, so kann doch kein Religionslehrer verbindlich gemacht werden, das erkannte Falsche ferner als Wahrheit zu predigen, das ist, gegen sein Gewissen zu handeln und den Heuchler zu machen. Daß die Geistlichen nur den Glauben der Gemeinde bekennen sollen, davon weiß die Schrift nichts, sondern der Apostel Paulus schreibt an die christlichen Bischöfe Timotheus und Titus, daß sie lehren und den Irrthümern in der Gemeinde wehren sollen.

(1 Tim. 6, 3. 2 Tim. 1, 13. 2, 2. 3, 14. 4, 2—4. Tit. 8, 9—11.). Auch nach den Kirchenbekenntnissen selbst sollen die Geistlichen nicht Bekenner und Zeugen des Glaubens der Gemeinden, sondern Lehrer der Gemeinden seyn, und die Gemeinden sollen den Aussprüchen des Lehrerstandes glauben und gehorchen. Nach dem 28sten Artikel der Augsburgischen Confession haben die Bischöfe, nicht die Gemeinden, das Amt und das Recht, die Lehre zu urtheilen und die, welche wider die Schrift ist, zu verwerfen, die Gemeinden aber haben die Pflicht, ihren Entscheidungen zu glauben. Dasselbe sagt die reformirte Schweizerische Confession im 18ten Artikel, und die reformirte französische Confession im 29sten Artikel. — Auch zeigt es ja die Geschichte der Reformation. Luther, Melanthon, Zwingli, Calvin bestimmten und baueten den Glauben der Gemeinden durch Wort und Schrift, weil ihr Lehren Glauben fand bei Vielen. Das evangelische Lehramt führt daher auch in unsern Kirchenbekenntnissen einen Titel, der den Einfall, als ob sie nur Bekenner des Gemeindeglaubens seyn sollten, ganz widerlegt. Das Lehramt heißt ministerium verbi divini, das Lehramt am göttlichen Worte, und die Lehrer ministri verbi divini, Lehrer des göttlichen Worts; also nicht Lehrer oder Diener oder Bekenner der Kirchenbekenntnisse.

Professor. Ich gebe auch auf den angeführten dritten Grund nicht viel. Dagegen ist der vierte desto entscheidender, unwidersprechlicher. Die Kirche ist es, welche die Geistlichen beruft, anstellt, besoldet; sie kann ihnen daher vorschreiben, welche Arbeit sie verrichten, was sie lehren und vortragen sollen. Die Kirche kann sie aber nur dazu berufen und bezahlen, daß sie den öffentlich festgestellten Lehrbegriff der Kirche vortragen. Denn es wäre ja lächerlich, zu meinen, die Kirche berufe und besolde ihre Diener, damit sie den Kirchenglauben bestreiten sollten, oder doch mit der Erlaubniß, dieses zu thun, und so die Glaubenseinheit der Kirche zu zerstören, und Feinde und Verwüster der Kirche sein zu dürfen.

Hofrath. Dieser vierte Grund ist dadurch schon widerlegt, daß ich Ihnen gezeigt habe, die Geistlichen werden berufen, um das Wort Gottes aus heiliger Schrift zu lehren, nicht den Glau-

den symbolischer Bücher, und die Gemeinden haben kein Recht, den Geistlichen die Lehre vorzuschreiben. Doch davon abgesehen, so sagen Sie mir doch, wer ist denn die Kirche, welche Sie immer hier nennen?

Professor. Welche Frage! Es ist die ganze Summe der evangelischen Christen, die sich um ihre Bekenntnisse, als um ihren Mittelpunkt, gesammelt haben.

Hofrath. Und wer war die Kirche, welche die Bekenntnisse aufstellte und machte?

Professor. Natürlich unsre Vorfahren, von denen wir den Glauben überkommen haben.

Hofrath. Es waren aber zur Reformationszeit nicht die Gemeinden, also nicht die Kirche, welche diese Glaubensbekenntnisse machten, sondern es waren die Theologen, Luther, Melanthon, Calvin, Beza und andere. Unsre Vorfahren hatten wohl ein Recht, sich um ein Bekenntniß zu einer Gemeinschaft oder Kirche zu vereinigen, aber sie hatten kein Recht, diese Bekenntnisse ihren Nachkommen als Glaubensvorschriften vorschreiben zu wollen. Dasselbe Recht in Glaubenssachen, das unsre Vorfahren vor 300 Jahren hatten, Irrthümer, die sie als solche erkannten, abzuthun, das haben wir auch. Auch ist die Gemeinde, welche sich vor 300 Jahren um das Bekenntniß sammelte, längst gestorben und begraben. Sie ist es also nicht, welche jetzt die Lehrer beruft, sondern dies geschieht durch die jetzt lebende Gemeinde. Wenn ich Ihnen nun auch einmal zugebe, daß die Gemeinde, welche die Geistlichen beruft und bezahlt, das Recht habe, ihnen vorzuschreiben, daß sie den Gemeindeglauben lehren sollen, so muß ich fragen: wer ist Ihnen denn die jetzt lebende Kirche oder Gemeinde? Sind es die Bauern, die Bürger, die Künstler, der Adel, die Fürsten?

Professor. Sie sind es Alle zusammen.

Hofrath. Nun, so sagen Sie mir einmal, ob alle diese verschiedenen Klassen von Kirchengliedern in der Religion ganz einerlei Glaubensvorstellungen haben? — Nein, die haben sie nicht, sondern es finden die größten Verschiedenheiten statt zwischen den Glaubensvorstellungen der Gelehrten und Ungelehrten,

der Gebildeten und Ungebildeten. Welcher Glaube soll nun die Vorschrift seyn für den Geistlichen?

Professor. Das ist überflüssiges Gerede. Das Volk zählt nicht und muß in allen Dingen bevormundet werden. Die Vorsteher der Kirche sind die Fürsten und Minister, die zur Herrschaft überhaupt, folglich auch der Kirche berufen sind. Der Landesherr hat zu bestimmen, welchen religiösen Glauben er in seinem Lande dulden will, und welchen nicht. Er hat daher das Recht, den Geistlichen aufzulegen, nach dem Kirchenbekenntnisse zu lehren. So war es auch bei der Reformation. Die Fürsten und die Magistrate der Städte bestimmten, ob die Reformation eingeführt werden solle, oder nicht. Sie haben daher auch jetzt das Recht, zu bestimmen, daß der frühere Lehrbegriff nicht verändert werden solle.

Hofrath. Sie mischen hier zwei Dinge zusammen, die sehr verschieden sind. Der Landesherr hat allerdings das Recht, einer Kirche, die in seinem Lande sich bilden will, Anerkenntniß zu gewähren oder zu versagen; aber er hat kein Recht, ihr einen Glauben vorzuschreiben. Nach protestantischen Grundsätzen kommt dem Landesherrn, wenn er evangelisch ist, auch das oberste Kirchenregiment zu; aber in diesem liegt nicht das Recht, über den Glauben der Kirche zu gebieten. So war es auch bei der Reformation. Nicht die Churfürsten von Sachsen, nicht der Landgraf von Hessen, nicht die Magistrate der Städte machten die Bekenntnisse, oder bestimmten, was geglaubt werden sollte, sondern die Theologen. Diese bildeten durch ihr Lehren die Kirche, und die Fürsten und Magistrate erkannten diese neue Kirche an, und nahmen sie in politischen Schutz. Hätten die Fürsten das Recht, den Glauben zu bestimmen, so wären sie ja Päpste in ihrer Kirche, und jeder Fürst, der katholisch würde, hätte dann das Recht, seine Unterthanen auch zum Katholicismus zu zwingen. Wäre Ihre Theorie wahr, so bedürfte die Kirche statt der Bibel nur eines fürstlichen Religionsedicts; Christus und sein Wort gälten in der Welt nicht mehr, als sie jeder Fürst in seinem Lande gelten lassen wollte; das Reich Gottes, das „inwendig in dem Menschen" seyn soll, wäre blos ein Anhängsel weltlicher Herrschaft; Befehle über den Glauben stünden auf Einer Linie

mit Befehlen über Abgaben, und die Einführung eines neuen Kirchenglaubens flösse mit der Einführung eines neuen Zolls oder neuen Münzfußes aus derselben Quelle der Macht.

Professor. Was Sie auch für Vergleichungen machen! — Die Sache ist ganz einfach. Der Staat, oder vielmehr der Regent, hat das Amt und die Pflicht, nicht nur für das leibliche, sondern auch für das geistige Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, folglich auch irrigen Meinungen in der Kirche zu wehren.

Hofrath. Der Staat hat kein Recht und keine Macht, irgend einer Wissenschaft bestimmen zu wollen. Die Theologie ist aber eine Wissenschaft, und keine der leichtesten. Der Staat ist gegen die Wissenschaft überall in dem Verhältnisse eines Laien, und kann daher darin nicht gebieten. So lächerlich es wäre, wenn der Staat der Naturforschung, die auf dem Studium der Natur ruht, gebieten und befehlen wollte, die Physik solle nur nach einem alten Lehrbuche vom Jahre 1580 gelehrt werden, weil er die damalige Physik für die beste und nützlichste halte; so verkehrt ist es auch, wenn der Staat befehlen will, die Theologie solle nur nach den symbolischen Schriften vom Jahre 1580 gelehrt werden, weil er diese für die beste, die allein wahre, halte.

Professor. Bei der Theologie ist der Staat dazu berechtigt durch die früheren Reichsverhandlungen im deutschen Reiche. Die Fürsten und Magistrate vertraten bei der Reformation ihre Unterthanen, und erlangten auf die kirchlichen Bekenntnisse den Religionsfrieden von Augsburg im Jahre 1554, und den Westphälischen Frieden im Jahre 1648. Die politische Anerkennung der Evangelischen im deutschen Reiche ist also auf die Glaubensbekenntnisse erfolgt. Weichen wir von diesen Bekenntnissen ab, so verlieren wir das Recht unsrer politischen Existenz. Darum haben die Fürsten das Recht, die Geistlichen auf die Glaubensbekenntnisse zu vereiden.

Hofrath. Wäre dieses wahr, so würde daraus doch nur die Verbindlichkeit folgen, an der Augsburgischen Confession, die in jenen beiden Friedensschlüssen allein genannt wurde, zu verbleiben, nicht aber an Luthers Katechismen, den Schmalkaldischen Artikeln, der Concordienformel, dem Heidelberger Kate-

chismus; es ist aber nicht wahr, daß unsre Kirche auf ihre Confession sey anerkannt worden. Wir sind vom Papste und den Katholiken als Kirche, als gleichberechtigter Religionstheil, nie anerkannt, und die Augsburgische Confession ist von ihnen nie gebilligt worden, sondern die Frieden von 1554 und 1648 waren nichts, als durch Krieg erzwungene Waffenstillstände, daher auch die Päpste gegen beide Frieden feierlich protestirten. Doch es kommt darauf nicht einmal etwas an. Denn die Auflösung des deutschen Reichs, die Anerkennung der gleichen Rechte der Protestanten mit den Katholiken in der deutschen Bundesacte vom Jahre 1815, und der nun dreihundertjährige Besitzstand der deutschen Protestanten bilden eine neue Ordnung der Dinge. Weder Preußen noch England, Holland, Schweden, Dänemark, Würtemberg, Hannover u. s. w. haben auf dem Wiener Congresse um Anerkennung ihrer kirchlichen Existenz gehandelt, noch diese Anerkennung unter der Bedingung, daß sie bei ihren alten Kirchenbekenntnissen bleiben müßten, erhalten, sondern sie sind schon als gleichberechtigte Kirchen mit den Katholiken angesehen worden.

Die beiden Herren stritten noch lang und viel über die Sache, ohne sich gegenseitig überzeugen zu können. Der größere Theil der Gesellschaft war auf der Seite des Professors, und besonders hatten Viele, welche Patronatrechte besaßen, den Gedanken sehr ansprechend gefunden, daß sie, als Patrone, welche die Geistlichen anstellten und besoldeten, auch das Recht haben müßten, ihnen vorschreiben zu können, was sie lehren sollten. Der Baron und Clementine brachten es noch zu keinem bestimmten Urtheile, weil ihnen die Sache noch zu neu war. Doch betrübte sich Clementine darüber, daß sie hier aufs Neue sah, welchen Antheil bloße Politik an der Rechtgläubigkeit dieser Zeit habe.

Eilftes Kapitel.

Nachklänge dieser Reise.

Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalte in der entfernten Residenz reisete endlich das Ehepaar zurück auf seinen friedlichen Landsitz, freudig begrüßt von ihrem alten Freunde Böhm, den Clementine von allem, was sie gesehen und gehört hatte, ausführlich unterrichtete. Es freuete ihn nicht wenig, als er hörte, wie der Glaube und die Andächtigkeit aufs Neue, besonders in den höheren Ständen, aufgeblüht sey, und er konnte sich nicht enthalten, diese Veränderung als eine Frucht der göttlichen Kraft des Evangeliums zu preisen. Als ihm aber die Freifrau auch nicht verbarg, daß bei Vielen blos Politik im Spiele sey, oder Liebedienerei und Modesucht, da betrübte sich sein Herz. „Das heißt recht, sprach er, gottselig seyn und das Evangelium ehren um schnöden Gewinnstes willen, und das Reich Christi zu einem Reiche dieser Welt machen wollen." — Von der Theorie des juristischen Professors über das Recht des Staats, den Glauben vorzuschreiben, wollte er aber gar nichts wissen. Das Evangelium, sprach er, ist von Gott gegeben und in den heiligen Schriften niedergelegt; es darf nicht erst von den Obrigkeiten gemacht, sondern es soll von ihnen geglaubt und befolgt werden, wie es der Mund treuer Lehrer verkündigt. Da Paulus Galat. 1, 8. sagt, daß auch kein Engel des Himmels Macht habe, ein anderes Evangelium zu lehren, so kommt dieses noch weniger schwachen und irrsamen Menschen zu. Diese müssen vielmehr das Evangelium, so wie es in der Schrift vorliegt, annehmen, und es aus der Schrift zu predigen, das ist unser, der Lehrer des Worts,

Amt und Beruf. Darum ſchreibt der Apoſtel: „gehorchet euern Lehrern und ſeyd friedſam mit ihnen, denn ſie wachen über eure Seelen, als die da Rechenſchaft geben ſollen.“ — „Der Herr Profeſſor“ — ſetzte er hinzu — „mag es mit der Kirche ganz gut meinen; aber ſeine Weisheit iſt die Weisheit dieſer Welt, welche vor dem Herrn Thorheit iſt. Der Herr hat ſeine Kirche mitten unter dem Wüthen und Toben der heidniſchen Kaiſer Roms und ſeiner Statthalter und Diener drei volle Jahrhunderte nicht nur zu erhalten, ſondern auch mächtig auszubreiten gewußt, und bedarf auch jetzt dazu der Hülfe der Politiker nicht.“

Bald darauf wurde der Baron auch von dem Pfarrer Wille beſucht. Dieſem eröffnete ſich der Baron mit aller Umſtändlichkeit, und bat ihn ausdrücklich um ſein Urtheil. Zufällig kam auch der Arzt dazu, der ſich nach dem phyſiſchen Zuſtande des Ehepaares und der Kinder erkundigen wollte.

Ueber die Predigt, daß man an die Gottheit Chriſti glauben müſſe, um Gott und die Menſchen lieben zu können, äußerte ſich Wille dahin, daß er nicht glaube, daß der Redner dieſes Thema blos um hoher Obern willen, die in der Kirche geweſen, gewählt habe, weil er ihn als einen redlichen Mann kenne, und glaube, er habe nach ſeiner Ueberzeugung geſprochen. Die Sache ſelbſt aber mißbilligte er, und ſetzte noch hinzu, daß das Kirchendogma eigentlich die Liebe zu Gott eher tödten als beleben, die Liebe zu den Menſchen aber nur auf die Auserwählten einſchränken müſſe. Denn nach dem Kirchendogma, wie es in den öffentlichen Kirchenbekenntniſſen unſrer und der reformirten Kirche ausgeſprochen ſey, ſey der „Zorn Gottes“, des Vaters, über Adams Fall ſo groß, daß er nur durch Vermittelung der zweiten Perſon der Gottheit, durch das Blut des Sohnes habe „geſtillt“ werden können, der für alle Sünden Gotte genug gethan habe. Dieſe Vorſtellung aber erfülle nicht mit Liebe, ſondern mit Furcht vor Gott, und wende alle Liebe dem Sohne zu, daher es auch komme, daß die neuen Altgläubigen Gottes, des Vaters, in ihren Reden und Andachten faſt ganz vergäßen und immer nur vom Sohne ſprächen, und auf dieſen und ſein Blut hinwieſen. Nach der Lehre von der Erbſünde aber ſeyen alle die, welche nicht den rechten Glauben haben, unter dem Zorne Gottes und der ewigen

Verdammniß geweiht. Der Pietist könne daher wohl seine Nebenmenschen, die nicht gleichen Glauben mit ihm hätten, bemitleiden als solche, die verdammt werden müßten; aber lieben könne er sie nicht, denn er könne sie nicht als von Gott geliebte, sondern als von Gott verworfene ansehen.

Der Doctor war in seinem Urtheil strenger. „Was jener Prediger für seine Person glaubt oder nicht glaubt", — sprach er — „das weiß ich nicht, will ihn auch nicht richten. Wenn ich aber sehe, wie die Andächtigkeit und Altgläubigkeit so unerwartet in die Geistlichkeit, die Officiere, die Staatsdiener fährt, und gleich der Grippe um sich greift, so will es mich bedünken, als ob eine solche plötzliche Umwandlung nicht eine Ausgießung des himmlischen Geistes, wie bei den Aposteln am Pfingstfeste, sondern das Wehen eines recht irdischen Geistes zur Ursache habe, der sich auf die Zungen der Ergriffenen setzt und sie in einer Sprache sprechen lehrt, welche der Welt wohlgefällt. Ich sage es aber frei heraus, daß dieser Mangel an Selbstständigkeit bei der protestantischen Geistlichkeit, dieses ihr Mantelhängen nach vornehmen Winden, mir höchlich mißfällt, und mich unsre Geistlichkeit in keinem achtungswerthen Lichte erblicken läßt. Sind denn die Herren Theologen dazu bestellt, nur die Bauern und Bürger die himmlische Wahrheit zu lehren, und nicht auch die Lehrer des Adels, der Minister, der Fürsten und der Könige zu seyn? Sollen sie sich denn in ihrer Wissenschaft von vornehmen Laien vorschreiben lassen, was sie lehren sollen? Thun sie dieses aber: wahrlich, dann sind sie aus Dienern Gottes Knechte der Menschen geworden, und wir können zu ihnen nicht mehr Vertrauen haben, als zu einem Arzte, der sich seine Recepte von vornehmen Laien vorschreiben läßt."

Auf die Entgegnung des Barons, daß doch dieses Urtheil zu hart sey, und daß doch gewiß viele, nicht nur bejahrte, sondern auch junge Theologen die alte Kirchenlehre mit Ueberzeugung ergriffen hätten, bemerkte der Doctor weiter: „wir Aerzte wissen wohl, wie das geht. Wer ein System, eine Glaubensweise erst um der Menschen willen eine Zeitlang aufgenommen und vertheidigt hat, der rennt sich endlich, ohne daß er es denkt, darin fest, und fängt an, das selbst zu glauben, was er Anfangs um

Anderer Willen zu glauben ſich geſtellt hat; ja er wird dann oft ſelbſt ein rechter Zelot und vertheidigt ſeine Sache, je weniger ſie auf Gründen ruht, nur deſto mehr mit Heftigkeit und mit Perſönlichkeiten. So entſtehen bei unſern Kranken oft die fixen Ideen, die dann keinen Gründen weichen; ſo glauben endlich die Erfinder von allerhand Geſchichten und Anekdoten das, was ſie erfunden haben, ſelbſt, und nehmen den Zweifel daran übel. Das jetzige Geſchlecht ſcheint mir ganz auf dem Wege zu ſeyn, ein Kranker mit fixen Ideen werden zu wollen, und wäre ich jünger, ſo getrauete ich mir wieder die Erneuerung der ſchändlichen Hexenproceſſe und neuer Glaubensinquiſitionen zu erleben. Denn in allen Ständen arbeitet man darauf hin, Schwärmer groß zu ziehen, und legt Baſiliskeneier, aus denen in der Folge nur verderbliche Brut hervorkommen wird."

Baron. Ich fürchte nicht, daß es dahin kommen dürfte. Eines aber kann ich nicht begreifen: wie doch nur dieſes Zurückgehen zur ſchroffen Dogmatik der Vorzeit von denen begünſtigt werden kann, welchen es in jeder andern Beziehung um die Einheit Deutſchlands und um ſeinen innern Frieden zu thun iſt. Deutſchland iſt halb katholiſch und halb proteſtantiſch. Der ſtarke Gegenſatz zwiſchen beiden erzeugte den verheerenden dreißigjährigen Krieg. Will man nun haben, daß alle Deutſche ſich als Brüder eines Volks zu gemeinſamer Liebe des Vaterlandes vereinigen ſollen, ſo muß man doch alle Gegenſätze eher zu verſöhnen und auszugleichen, als ſie aufs Neue zu verſchärfen und zu verewigen ſuchen; beſonders aber den Gegenſatz der kirchlichen Confeſſionen. Dazu haben nun faſt alle Staaten Deutſchlands noch ein beſonderes Intereſſe, weil die meiſten gemiſchter Confeſſion ſind. Man thut aber Alles, um die alte Zwietracht, die ſchon begraben ſchien, wieder zu erwecken. Rom ſucht die ſtrengſte Ketzertheorie des Mittelalters hervor, wendet ſie auf die Proteſtanten an, und ſucht die katholiſche Bevölkerung gegen die Proteſtanten in Flammen zu ſetzen. Und die proteſtantiſchen Staatsmänner ſuchen ihrerſeits unſern papiernen Papſt, die ſymboliſchen Bücher, wieder in die ſtrengſte Geltung zu bringen, und den ſchroffſten Gegenſatz in Luther und Calvin wieder zum Geiſte der proteſtantiſchen Bevölkerung zu machen. Kann es da wohl zur Eintracht

und zum innern Frieden kommen? — (ſich zu Wille wendend.) Doch ſagen Sie uns, lieber Freund, was Sie doch von der Theorie des Profeſſors in N... halten, der behauptete, die Kirche habe ein Recht, den Geiſtlichen vorzuſchreiben, was ſie lehren ſollen, und die Geiſtlichen, weil ſie der Kirche Brod eſſen, ſeyen verpflichtet, nach den Vorſchriften der Kirche, nicht nach ihrer eigenen Einſicht und Ueberzeugung zu lehren.

Wille. Die Theorie jenes Profeſſors gehört zu den glänzenden Einfällen, welche Unwiſſende blenden, die Ohren Herrſchſüchtiger kitzeln, und erfunden ſind, um Mißbräuchen und Irrthümern zur Krücke zu dienen, und für dieſen Zweck einige Körnlein Wahrheit über einen Scheffel voll Irrthümer ſtreuen, um die verdächtige Waare unvorſichtigen oder unwiſſenden Käufern zu empfehlen.

Baronin. Und was halten Sie für das Körnlein Wahrheit?

Wille. Dieſes, daß eine Kirche einen Vereinigungspunkt im Glauben haben müſſe; der Irrthum aber iſt, daß man eine ganze Tracht von Kirchenbekenntniſſen und ein ganzes Syſtem von theologiſchen Subtilitäten der einfachen Wahrheit, welche der Kirche Fundament iſt, unterzuſchieben ſucht. Der ganze Grundſatz des gelehrten Profeſſors iſt gut katholiſch, aber ganz unevangeliſch. Wie die römiſche Kirche den Lehrbegriff beſtimmt und die Schrifterklärung geregelt wiſſen will nach der Erblehre, das iſt, nach den Kirchenvätern und Concilien, ſo will der Profeſſor den evangeliſchen Glauben und unſre Schrifterklärung an die von den Reformatoren ererbte Lehre gebunden wiſſen. Er führt alſo eine neue Erblehre ein, was doch die Reformatoren ſchlechterdings nicht wollten.

Baron. Darin aber ſcheint mir doch etwas Wahres zu liegen, daß die ſymboliſchen Bücher bei Streitigkeiten eine Entſcheidung abgeben können. Denn wenn nun die Theologen, was ſo oft geſchehen iſt, zwieſpaltig ſind, die Schrift verſchieden auslegen und ſich nicht vereinigen können, was ſoll denn nun geſchehen? wer ſoll entſcheiden?

Wille. Nichts ſoll geſchehen und niemand ſoll entſcheiden, ſondern man ſoll der Wiſſenſchaft nur Zeit und Freiheit geſtatten,

die Wahrheit zu ermitteln. Das wird sie, wenn man nicht mit Gewalt, mit Verdammungsurtheilen, mit Glaubensvorschriften dazwischen fährt und die Entwickelung der Wissenschaft damit hindert. Es war eine sehr verkehrte Art sich zu benehmen, daß die christlichen Lehrer, wenn sie über einen Lehrsatz in Streit geriethen, nun ihn auch auf der Stelle entschieden sehen wollten. Da kamen sie denn sogleich in der vollen Hitze des Parteigeistes zusammen, stritten und verdammten sich, bis die Mehrheit endlich den schwächern Gegner erdrückte, ohne darum den mindesten Anspruch auf die Richtigkeit ihres Ausspruchs zu haben. Verfährt man denn in andern Wissenschaften so? läßt man nicht vielmehr die Wissenschaft selbst walten, die alle Irrthümer endlich aufdeckt und entfernt? Warum nicht auch in der Theologie?

Doctor. Wille hat darin ganz Recht, Herr Baron. Wir haben in der Medicin einen ganz gleichen Fall mit den Homöopathen und Allopathen. Der Staat gestattet beide Kurarten, und überläßt es der Wissenschaft, endlich das Wahre zu bewähren und das Falsche zu entlarven. Wollten Sie, der Staat solle geschwind entscheiden, wer Recht und wer Unrecht hätte? Und würden Sie eine Entscheidung des Staats darüber für richtig halten?

Wille. Auch unsre Reformatoren waren darin zu leidenschaftlich. Lutheraner und Calviniſten hätten sehr wohl gethan, wenn sie sich nicht so verdammt, nicht so mit Glaubensformeln verschanzt hätten, wodurch sie nur die Zwietracht vergrößerten. Im Ablaufe der Zeit hat die theologische Wissenschaft beide Theile ausgeglichen, so daß in unsern Tagen in sehr vielen Ländern Lutheraner und Reformirte sich willig und gern zu Einer Kirche vereinigt haben. Der Staat hat bei Glaubensstreitigkeiten nichts zu thun, als den Ausbrüchen des Parteihasses Schranken zu setzen und der wissenschaftlichen Forschung Freiheit zu gestatten. Denn nicht die Gewalt besiegt den Irrthum, sondern dieses vermag allein die Macht der Wahrheit. Wollte man doch überall Luthers Rath befolgen (21. Th. der Werke, S. 1103.): „ermah„net eure Prediger, daß sie das Evangelium säuberlich und mit „stiller Art lehren, nicht mit Poltern, Pochen und Stürmen;

„denn es wird mit der Zeit wohl selbst fallen, was unrecht „ist, wenn die Herzen zuvor wohl und recht gelehrt und un„terrichtet worden." Eben so sagt er an einem andern Orte (20. Th. S. 22.): „predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben „will ichs; aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich nie„mand, denn der Glaube will willig und ungenöthigt seyn, und „ohne Zwang angenommen werden."

Baron. Wahrhaftig, dies ist ein wahres Wort, das ich jetzt selbst an mir erfahren habe. Bei meiner Confirmation nämlich wurde mir auch der Lehrsatz vorgetragen, daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch in Einer Person gewesen sey, und ich nahm damals diesen Satz gläubig auf, habe auch zeither ihn stehen lassen, ohne ihn in Untersuchung zu ziehen. Da hörte ich aber die wunderliche Predigt, daß man an die Gottheit Christi glauben müsse, um Gott und Menschen lieben zu können, und seit der Zeit hat mich der Zweifel an der Wahrheit dieses Lehrsatzes ergriffen, den ich vergebens bekämpft habe. Je mehr ich nachdenke über das Wesen Gottes, desto weniger kann ich begreifen, wie eine göttliche unendliche Natur sich mit einer menschlichen beschränkten Natur zur Einheit einer Person vereinigen könne. Statt mich zu überzeugen, hat jene Predigt nur den Zweifel in meiner Seele geweckt. Und so, wie mir, mag es auch wohl manchem andern Zuhörer ergangen seyn. Wie ist es denn, lieber Freund? ist jener Lehrsatz wirklich deutlich und klar in der Bibel enthalten, und gehört er denn zu den nothwendigsten Stücken des christlichen Glaubens? Ich bin darüber ungewiß und beunruhigt.

Wille. Jener Prediger hätte besser gethan, diesen Lehrsatz nicht auf die Kanzel zu bringen, weil dadurch leicht eher der Zweifel geweckt, als der Glaube an eine, an sich gänzlich unbegreifliche und über alles Vernunftverständniß hinausgehende Lehre geweckt wird. — Die Sache selbst anlangend, so werden die Formeln der Kirchenlehre: „Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch in einer Person", oder: „Christus hat zwei Naturen, eine vollständige Gottesnatur und eine vollständige Menschennatur in seiner Person vereinigt", nicht in der Schrift gefunden, sondern sie sind vielmehr von der Kirche erschlossene

Formeln und Sätze. Indem man nämlich zu finden glaubte, daß Christus überall als Mensch im neuen Testamente beschrieben, aber in mehreren Stellen auch Gott genannt und als ein göttliches Wesen beschrieben werde; so schloß man, daß er Gott und Mensch zugleich gewesen seyn, eine göttliche und menschliche Natur in der Einheit seiner Person gehabt haben müsse.

Baron. War man denn aber auch zu einem solchen Schlusse berechtigt, oder hätte man nicht vielmehr daraus schließen sollen, daß die Vorstellungen der Apostel und der ersten Jünger selbst hierin nicht ganz einstimmig gewesen seyen?

Wille. Wenn Sie mir einige Aufmerksamkeit schenken wollen, so will ich Ihnen sagen, wie dies kam. Gleich Anfangs im Zeitalter der Apostel finden wir eine doppelte Vorstellung von Christi Person. Die Einen hielten ihn für einen Menschen, den größten Propheten, den von Gott mit Wunderkräften ausgerüsteten Messias, für einen Menschen in göttlicher Gestalt; die Andern hielten ihn für einen Gott, der vom Himmel gekommen und Mensch geworden sey, also für einen Gott in menschlicher Gestalt. Beide aber kamen darin überein, daß er von Gott gesendet sey zur Erlösung der Welt. Auch in den neutestamentlichen Schriften findet sich diese doppelte Ansicht von Christo. In den Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas, der Apostelgeschichte, den Briefen Jakobi und Judä wird Christus nirgends als ein menschgewordener Gott, sondern durchgängig als ein Mensch, mit göttlichen Gaben ausgerüstet und ein göttlich Leben führend beschrieben. Wie andere Menschen wird er geboren als ein seiner noch unbewußtes Kind; wie andere Menschen nimmt er zu an Alter und Weisheit, und fühlt, lebt, hofft, leidet und stirbt wie sie. Dagegen finden wir die Vorstellung, daß ein Gott in Christo Mensch geworden sey, ganz bestimmt in den Johanneischen Schriften und in den Briefen des Apostels Paulus ausgesprochen. Denn Johannes sagt von dem Worte (Joh. 1, 1 ff.): „alles ist durch dasselbe geschaffen, und Gott war das Wort; und (V. 14.) das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit als die des eingebornen Sohnes vom Vater." Auf ähnliche Weise spricht sich Paulus Philipp. 2, 6 ff. aus. — Diese doppelte Vorstellung

von Christo blieb auch im Anfange in der Kirche. Von den Christen aus dem Judenthume wurde Christus immer vorzugsweise als Mensch mit göttlichen Kräften angesehen, weil sie als Juden den Glauben an die Einheit des Wesens Gottes mit Strenge festhielten. Die Christen aus dem Heidenthume aber faßten lieber die Vorstellung auf, daß ein Gott in Christo als Mensch erschienen sey, indem sie schon früher mit einer solchen Vorstellung wohl bekannt gewesen waren. Ein Streit darüber brach erst im 4ten Jahrhundert aus, wo durch den Einfluß des Kaisers Constantin des Großen auf der Kirchenversammlung zu Nicäa im J. 325 der Lehrsatz: daß Christus wahrer Gott sey, festgestellt, und jede andere Vorstellung für strafbare Ketzerei erklärt wurde. Nun durfte zwar jene Ansicht von Christo, als bloßem Menschen mit göttlichen Kräften, nicht mehr öffentlich vorgetragen werden; aber sie blieb doch, hat sich immer in der Kirche erhalten, und trat zur Zeit der Reformation, wo der Glaubenszwang gebrochen wurde, aufs Neue hervor, und ist bei den Socinianern und allen Unitariern öffentliche Lehre geworden, während unsre Reformatoren die Nicänische Lehre von Christo festhielten.

Baron. Kommt denn aber im christlichen Glauben oder im christlichen Leben etwas darauf an, ob man in Christo einen Mensch gewordenen Gott, oder einen göttlich gewordenen Menschen verehrt?

Wille. Jene Vorstellung, daß Christus Gott sey, macht allerdings seine Person ganz einzig in ihrer Art, so daß kein Mensch, nicht einmal von ferne, mit Christo verglichen werden kann; die göttliche Anbetung, welche die Christen der Person Christi erweisen, ist dann völlig gerechtfertigt, und seine Lehren und Verheißungen sind als unmittelbar göttliche anzusehen. Dagegen hat diese Ansicht auch den Nachtheil, daß sie, als eine alle Vernunft, Fassungskraft und Erfahrung schlechthin übersteigende Vorstellung, auch sehr leicht von Zweifeln erschüttert wird und in Unglauben überschlägt, und daß sie die verpflichtende Kraft des moralischen Beispiels Jesu schwächt, indem der Mensch sich zu schwach fühlt, es einem Gotte in menschlicher Gestalt im Sittlichen nachzuthun. Bei der Vorstellung von Christo als Mensch

mit göttlichen Kräften, ist Christus zwar auch außerordentlich, aber er steht doch in der Reihe menschlicher Erscheinungen, und der Zweifel schweigt. Der Glaube aber kann eben so fest seyn, als bei jener Vorstellung; denn auch der, welcher Christum für den gottgesandten Messias oder Erlöser hält, muß seine Lehren und Aussprüche als göttliche verehren. Dieses sehen wir auch an dem Beispiele der Juden und Muhammedaner, welche der Menschen Mosis und Muhammeds Gebote aufs höchste verehren, weil sie diese Männer für göttliche Gesandte halten. So kann auch bei den Christen fester Glaube und Gehorsam seyn, wenn er auch in Christo keinen Gott, sondern nur einen Gottgesandten verehrt. Dagegen wird der Eifer in der Nachfolge Christi mehr erweckt werden, wenn wir ihn blos als Menschen, also als unseres Gleichen, betrachten, weil dann seine hohe Tugend nicht die eines Gottes, sondern die eines Menschen ist.

Clementine. Hängt denn aber die Seligkeit davon ab, ob man die eine oder die andere Vorstellung hegt?

Wille. Nein! — Wäre dieses der Fall, so würde und müßte es Christus deutlich und ausdrücklich gesagt haben. Er spricht aber Joh. 17, 3. davon hänge das ewige Leben ab, daß man den Vater als den allein wahren Gott, den Sohn aber als Christum, seinen Gesandten, erkenne. Als der Herr seine Apostel fragte, für was sie ihn hielten? und Petrus im Namen der andern sprach: „du bist der Christus Gottes!", so war der Herr mit dieser Antwort zufrieden, und verlangte nicht, daß die Apostel ihn für den wahren Gott halten sollten. (Luk. 9, 20. Matth. 16, 16.) Und Paulus schreibt 1 Tim. 2, 5.: „es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus." Also den Menschen Christus, nicht den Gottmenschen, erklärt der Apostel für den Mittler. Da nun die Seligkeit denen verheißen wird, welche auf Christum als ihren Erlöser vest vertrauen und nach seinen Geboten ein sittliches Leben führen, dieses aber eben sowohl bei der einen als bei der andern Vorstellung von der Person Christi geschehen kann; so sehen Sie wohl, daß man bei jeder Vorstellung selig werden kann, und daß Sie, Herr Baron, keine Ursache haben, sich darüber zu be-

unruhigen, wenn Ihnen die kirchliche Lehre von der Person Christi zweifelhaft wird, was bei ihrer gänzlichen Unbegreiflichkeit so leicht geschehen kann.

Baron. Wie kann aber doch die Lehre vom Gottmenschen so ganz über alle Vernunft seyn, da man mir kürzlich versicherte, daß die neueste Philosophie diese Lehre als eine Hauptlehre der Vernunft habe, und daß dieses von berühmten Philosophen, namentlich von Hegel, sonnenklar bewiesen worden sey. Dies versicherten mir einige Officiere; sie konnten mir aber den Beweis selbst nicht geben, und meinten, es komme auch nichts darauf an, daß man die Sache wisse, da sie nach aller jetzt lebenden Philosophen Versicherung erwiesen sey.

Wille. (lächelnd.) Ich glaube es gern, daß jene Herren Ihnen die Sache nicht haben erklären können. Es ist überhaupt da nichts zu erklären, weil der Hegelsche Gottmensch und der kirchliche zwei himmelweit von einander verschiedene Dinge sind. Der Gottmensch der Hegelianer ist die Menschheit, in wiefern in dem menschlichen Geiste die Gottesidee lebt und zu einem göttlichen Leben antreibt; dieser Gottmensch ist daher nicht, wie der kirchliche, auf die Person Christi beschränkt, nicht der einmal gewesene und nun zum Himmel erhobene Gottmensch, sondern eine bleibende, fortgehende Zuständlichkeit des Menschengeistes. Daß man dies mit dem Ausdruck Gottmensch bezeichnet, ist ein Mißbrauch der Sprache, und wohl blos darum geschehen, um dem Hegelschen Philosophem den ehrwürdigen Talar der kirchlichen Rechtgläubigkeit als Hülle umzuhängen.

Baron. Es scheint daher, als ob die große Protection, die man der Hegelschen Philosophie angedeihen läßt, eben den politischen Grund habe, aus welchem der Major v. N. und Andere die kirchliche Rechtgläubigkeit in so große Affection genommen haben.

Clementine. Ich bin aller solcher Zweizüngigkeit feind, schon im gewöhnlichen Leben, geschweige denn in einer so heiligen Sache, wie die Religion und der Glaube. Da halte ichs fürs Beste, mich genau an die Schrift zu halten, und nicht mehr zu sagen und zu behaupten als diese ausgesprochen hat, besonders in einem Artikel, der so hoch über die Vernunft hinausgeht.

Wille. Dies ist eine goldene Regel, die aber gerade von den frommen Eiferern unsrer Zeit oft übertreten wird. So fand ich eben auf meinem Zimmer zufällig Krummachers „Hirtenruf" (Elberfeld 1830), wo ich S. 146. die Worte las:

„Hier, auf Golgatha, wurde der Uranfängliche, der „Vater der Ewigkeit, der wahrhaftige Gott, „durch den die Welt erschaffen ward, hier ward Jehovah „an einen Kreuzesblock geheftet, und starb, von Gott „verlassen, den schmachvollsten Tod."

Dieses sind eben so viele Sünden gegen die Bibel, als Worte. Christus oder der Sohn Gottes heißt in der Schrift weder der Uranfängliche, der Vater der Ewigkeit, noch Jehovah, welches letztere Wort nur allein von Gott, dem Vater, gebraucht wird, und es ist sinnlos zu sagen: der wahrhaftige Gott starb von Gott verlassen. Die Schrift spricht nur von dem Menschen Christus, der für uns starb, und als Mensch (1 Tim. 2, 5.) unser Mittler wurde.

Clementine. Der Name Jehovah kann wohl im alten Testamente nicht blos dem Vater beigelegt werden, da das Wort Gott im A. Test. auch von Fürsten und Obrigkeiten gebraucht wird, wie Psalm 82, 6., wo es heißt: ihr seyd allzumal Götter und Kinder des Höchsten. Auch wird 2 Mos. 4, 16. von Moses gesagt: er solle der Gott seines Bruders Aaron seyn.

Wille. Ich irre nicht. Bemerken Sie, daß die hebräische Sprache zwei verschiedene Ausdrücke für den Begriff Gott hat, nämlich Jehovah und Elohim, die Luther in der deutschen Bibel oft beide Gott übersetzt hat, die aber sehr verschieden sind. Jehovah ist der besondere Name des wahren Gottes, und wird schlechthin allein Gott, dem Vater und dem Schöpfer der Welt, beigelegt, denn es heißt: der da war, ist, und seyn wird; der Ewige, Unveränderliche. Elohim dagegen heißt zwar auch Gott, aber es wird auch von Engeln, Fürsten, Obrigkeiten gesagt, weil es seiner Bedeutung nach heißt: der Erhabene, Hochzuverehrende. In jenen beiden Stellen Ps. 82, 6. und 2 Mos. 4, 16. steht nun aber Elohim, nicht Jehovah.

Baron. Wie ist es denn aber im neuen Testamente? Hat die griechische Sprache auch den Unterschied dieser zwei Ausdrücke für Gott?

Wille. Nein, das neue Testament hat nur einen Ausdruck: θεός, wie wir im Deutschen Gott.

Baron. So ist also wohl der Schluß, den man gemacht hat, zu rasch, daß Christus, weil er im neuen Test. den Namen Gott bekommt, auch dem Wesen nach dem Vater gleich sey, und es könnte wohl bei ihm das Prädikat Gott auch blos die hohe Würde und Herrschaft, wie bei Fürsten, bezeichnen.

Wille. Was Sie hier sagen, das haben auch manche Kirchenlehrer gemeint, und Sie sehen wenigstens so viel daraus, daß die Christen sich um der Verschiedenheit ihres Glaubens in Hinsicht der Gottheit Christi nicht verketzern sollten. Die Kirche hat geglaubt, den Ausdruck Gott von Christo im strengsten Sinne nehmen zu müssen, und fand dafür noch einen besondern Grund in dem von Christo so häufig gebrauchten Ausdrucke Sohn Gottes. Da bei Menschen der Sohn mit dem Vater gleiches Wesens ist, so glaubte man, daß auch Christus als Sohn Gottes gleiches Wesens mit dem Vater seyn müsse.

Baron. Es kommt ja aber doch der Ausdruck Söhne Gottes, Kinder Gottes in der Bibel auch von den Engeln und Menschen vor, wo er doch keine Gleichheit des Wesens, sondern nur eine Aehnlichkeit der Würde und Ehre bezeichnet.

Wille. Dies ist allerdings der Fall. Von den Engeln finden wir ihn z. B. 1 Mos. 6, 4. Hiob 1, 6.; von den Königen Israels 2 Sam. 7, 14. Ps. 2, 7. Ps. 89, 28.; von Fürsten und Obrigkeiten Psalm 82, 6., und selbst das israelitische Volk heißt 2 Mos. 4, 22. 5 Mos. 1, 31. 8, 5. Hos. 11, 1. der Sohn und der erstgeborne Sohn Gottes.

Baron. So würden wir ja nicht freveln, sondern nur einem durch die Bibel selbst geheiligten Sprachgebrauche folgen, wenn wir den Ausdruck Sohn Gottes, von Christo gesagt, auch nicht von der Wesensgleichheit mit dem Vater, sondern von der Herrschaft und Würde, die Christus über seine Kirche hat, verstehen wollten.

Wille. Die Kirche hat geglaubt, den Ausdruck Sohn Gottes bei Christo in einem höhern und einzigen Sinne nehmen zu müssen, und sah sich dazu veranlaßt und berechtigt durch das, was Johannes und Paulus von dem Sohne Gottes sagen, und was allerdings weder auf Könige und Fürsten, noch auf Obrigkeiten paßt, z. B. daß Gott durch den Sohn die Welt geschaffen habe, und Aehnliches.

Baron. Der Sohn aber ordnet sich doch überall dem Vater unter. Er sagt (Joh. 14, 28.): „der Vater ist größer, als ich"; er nennt ihn (Joh. 20, 17.) seinen Gott.

Wille. Diese Unterordnung ist unläugbar; die Kirche aber hat geglaubt, diese Stellen nur von der menschlichen Natur Christi verstehen zu müssen. Ob sie dazu hinlänglichen Grund habe, darüber kann freilich wieder gestritten werden. — Sie sehen also, Hr. Baron, daß man Unrecht hat, die, welche an der Kirchenlehre von dem Gottmenschen zweifelhaft werden, für Verächter der Schrift oder Ungläubige zu erklären. Vielmehr, da von dieser Lehre die Seligkeit und der Gehorsam des Christen gegen Gottes Gebote nicht abhängt, so sollte man sich deshalb nicht verketzern, sondern jedem Christen diejenige Vorstellung von der Person Christi frei lassen, die er der heil. Schrift am gemäßesten zu seyn glaubt.

Zwölftes Kapitel.

Der Mucker.

Die Leser erinnern sich aus den ersten Kapiteln des Majors v. F., der auch zu den Andächtigen gehörte, und der schönen Luise von B., der Freundin Clementinens. Den Major hatte der Baron bei seiner Abreise ersucht, die Oekonomie des Gutes während seiner Abwesenheit zu überwachen und überhaupt auf das Haus und die Geschäfte Aufsicht zu führen; Luise aber war von Clementinen indessen zu ihrer Stellvertreterin und Vorsteherin des Hauswesens bestellt worden. Als Gehülfin stand ihr ein junges Mädchen, Christine, zur Seite, welche auf des Majors Empfehlung aus einem benachbarten Städtchen in Dienst genommen war, und welche Clementinen sich dadurch auch empfahl, daß ihre Eltern zu den Stillen im Lande gehörten, und ihre Tochter in dem Geiste der Andächtigkeit erzogen hatten.

Als Clementine zurückkam, fand sie Wohlgefallen an dem Mädchen, und beschloß, sie als Kammermädchen bei sich zu behalten. — Es waren aber kaum sechs Wochen verflossen, als Christine ein Grund großer Beunruhigung für Clementinen wurde. Das Mädchen fing an, ungewöhnlich still und in sich gekehrt zu werden und ihren Dienst zu vernachlässigen. Ihre vorher blühende Gesundheit war stark verändert, und es traten Umstände bei ihr ein, welche Clementinen, die selbst Mutter war, auf den Gedanken brachten, das Mädchen könne sich wohl schwanger befinden. Anfangs wies sie den Gedanken zurück, und schwieg, um Christinen nicht ohne Noth zu kränken; da aber ihr Verdacht sich immer mehr verstärkte, so nahm sie endlich das Mädchen heim-

lich vor, und theilte ihr unverhohlen ihren Verdacht mit. Christine erschrak, als sie hörte, in welchen Umständen sie sich befinden sollte, denn sie selbst hatte dies bis dahin nicht geglaubt, gestand aber auch bald, daß ihr Zustand nur Folge des vertrauten Umgangs mit dem Major v. F. seyn könne, der sie die ganze Zeit über, wo die Herrschaft verreiset gewesen sey, nicht in Ruhe gelassen, und geistliche Uebungen mit ihr angestellt habe.

„Wie? — rief Clementine bestürzt, — geistliche Uebungen hat er mit dir gehalten? Wie soll ich das verstehen?

Christine. Das geschah, wenn Fräulein Luise auf dem Felde war, wohin sie zur Zeit der Ernte alle Tage ging. Da rufte mich der Herr Major, der oft da war, auf sein Zimmer, und hielt mir eine geistliche Vorlesung, bald aus seinem Kopfe, bald aus einem Buche.

Clement. (schmerzlich.) Geistliche Uebungen zur Einleitung zu solchen sündlichen Lüsten!

Christine. Erlauben Sie, Frau Baronin! Eben dadurch wußte es der Herr Major recht sonnenklar zu machen, daß gar nichts Sündliches an der Sache sey.

Clement. (aufmerksam.) Wie? er überredete dich, seine böse Lust sey keine Sünde?

Christine. Ja, das sagte er mir! — „Sieh, Christine, — sprach er — du weißt ja, daß der fromme Christ die Lüste des Fleisches ertödten soll. Wenn du aber nachdenkst, wie dieses apostolische Gebot zu erfüllen ist, so wirst du finden, daß die Ertödtung nicht dadurch geschehen kann, daß man der Fleischeslust alle Befriedigung versagt, denn da wird sie nur mächtiger, und läßt uns Tag und Nacht nicht Ruhe; sondern, so wie der, welchen der Hunger plagt, den Hunger nur dadurch ertödtet, daß er isset bis er satt ist, so muß man die Fleischeslust, wenn sie uns plagt, befriedigen bis sie erstirbt, und man dadurch wieder in einen ruhigen Zustand kommt, und zur Andacht geschickt wird."

Clement. Und mit solchem verruchten Geschwätz ließest du dich bethören?

Christine. Nicht doch, — ich bin nicht dumm. Meine Mutter hatte mir fest eingeprägt, daß die Fleischeslust außer der

Ehe Sünde sey, und ich sagte das dem Herrn Major. Der aber widerlegte mich bald. — „Du mußt unterscheiden — sprach er, — die Kinder dieser Welt und die Auserwählten Gottes, zu denen wir gehören. Jene thun nichts in frommer Absicht, und darum ist alles ihr Thun sündig, und selbst ihre Tugenden sind glänzende Laster, denn sie gehen nicht hervor aus dem Glauben; wir aber thun alles in frommer Absicht, dem Herrn zu Ehren, und darum ist alles unser Thun heilig. Bei jenen ist daher die Befriedigung der Fleischeslust eine Sünde, bei uns ist sie keine, denn wir haben dabei fromme Gedanken. Die Gedanken und Absichten sind es, die eine Sache gut oder böse machen. Wenn du bei der Fleischeslust deine Gedanken nicht auf das Fleisch, sondern auf den Herrn richtest, und dabei die fromme Absicht hast, dein Fleisch zu ertödten und zur Andacht geschickt zu werden, so wird dadurch dein Thun sündlos." — Ich schüttelte dazu den Kopf, und wollte das nicht glauben. Da sprach der Major: „du bist ein einfältiges Mädchen! Die Lehre, daß die fromme Absicht das sündige Thun sündlos macht, haben sehr fromme und weise Väter, die man die Gesellschaft Jesu nennt, gelehrt." — Es verdroß mich, daß er mich einfältig nannte, und ich dachte, die frommen Väter müßten es doch wohl besser wissen, als ich und meine Mutter.

Clement. (bewegt.) Du bist ein einfältiges Mädchen, daß du dich hast beschwatzen lassen, du thätest keine Sünde. Hast du denn nicht in deiner Bibel gelesen: die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten?

Christine. (empfindlich.) Einfältig? — einfältig bin ich nicht! — Ich dachte auch wie Sie, aber der Herr Major lehrte mich bald, daß ich da die Sache nicht verstünde. Er hat es mir so oft gesagt, daß ichs wohl begriffen habe. Hören Sie nur gefälligst. „Alle Menschen, sagte er, sind durch und durch verderbt und nur voll böser Lust. Und das haben wir angeerbt von Adam her, und wir bleiben so lange wir leben zu allem Bösen geneigt. Wir sündigen täglich, heißt es im Katechismus, und verdienen eitel Strafe. Es kommt daher nichts darauf an, ob wir einige Sünden mehr oder weniger begehen. Da nun alle Menschen von Natur böse sind, so sind die Leute, welche sich der

Tugend und der gänzlichen Besiegung ihrer Laste rühmen, nichts als Prahler und Lügner. Du wirst doch nicht auch, — (setzte er lachend hinzu) — ein solcher Tugendaffe werden wollen?" — „Nein, — entgegnete ich ihm, — das glaube ich nicht, daß die Tugend nicht etwas Gutes sey." — „Ja, sprach er — die Tugend ist wohl gut, aber wir sind zu verderbt, sie zu leisten. Wir haben aber auch gar nicht nöthig die Tugendaffen zu machen, denn wir sind als die Gläubigen im Stande der Rechtfertigung; da schadet uns keine Sünde, und keine wird uns um unsers Glaubens willen zugerechnet. Weil wir immer den Glauben haben, so haben wir auch immer die Rechtfertigung, und immer Vergebung aller Sünde. Und da Christus an unsrer Statt das ganze Gesetz erfüllt hat, und Gott uns Christi Tugend schenkt, so ist es so gut als hätten wir das ganze Gesetz erfüllt, wie viel wir auch sündigen."

Clement. O abscheulicher Mißbrauch des göttlichen Worts!

Christine. Nicht doch, gnädige Frau, der Herr Major bewies es mir ja aus dem Heidelberger Katechismus und aus andern Büchern. O, er hat mirs schriftlich gegeben. Ich will es Ihnen zeigen. — (Sie eilte fort und brachte einige Zettel und Bücher.) — Da sehen Sie, was der Herr Major aus dem Heidelberger Katechismus abgeschrieben hat.

„Heidelb. Katech. 60ste Frage: Wie wird der Mensch gerecht „vor Gott? — Antwort: allein durch den Glauben an Jesum „Christum, so daß, ob mich gleich mein Gewissen anklagt, daß „ich gegen alle Gebote Gottes (auch das sechste) schwer (nicht „leicht) gesündigt, und auch nicht eines gehalten habe, auch „jetzt noch zu allem Bösen geneigt bin, mir den„noch ohne alles mein Verdienst u. aus lauter Barmherzigkeit „Gottes die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Hei„ligkeit Christi zugerechnet und geschenkt wird, gleich als ob ich „niemals eine Sünde begangen und keinen Flecken an mir „hätte, vielmehr gleich als ob ich den Gehorsam, den Christus „an meiner Statt geleistet hat, selbst aufs vollkommenste ge„leistet hätte." — „Sieh, mein liebes Christinchen, — es „ist also vergebens, daß du ein Tugendaffe seyn willst; du

„bist zu allem Bösen, also auch zur Fleischeslust geneigt; und „wenn du nicht mit deinem Sündenbekenntnisse eine Lügne„rin seyn willst, so mußt du gegen alle Gebote Gottes dich „vergangen haben. Hast du nun den Glauben, so hast du „auch die Vergebung, und da Christus für dich alle Gebote er„füllt hat, und du um des Glaubens willen angesehen wirst „von Gott, als hättest du sie erfüllt, so bedarf es deines „Gehorsams gar nicht."

Clement. Wie teuflisch! — Unglückselige, kennst du den Spruch des Herrn nicht: es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr Herr! in das Himmelreich kommen, sondern nur die, welche den Willen thun des Vaters im Himmel? —

Christine. O zürnen Sie nicht, gnädige Frau! — Das Wichtigste kommt noch, was mir ganz einleuchtete, und was auch Sie werden zugeben müssen. Der Herr Major sagte mir weiter: „Die Tugendaffen brauchen keinen Heiland und Mittler und verachten ihn. Wir aber ehren den Heiland desto mehr, je mehr wir sündigen; denn da werden wir seiner nur desto mehr bedürftig, und geben ihm Gelegenheit, sein Mittleramt zu üben. Darum hat der Heiland seine Lust an den Sündern; denn bei denen hat er zu thun; da kann er seinem Heilandsberuf nachkommen." — Und sehen Sie, gnädige Frau, das wies mir der Herr Major auch gedruckt in Büchern, daß es wohl wahr seyn muß.

Clement. Welche heillose Bücher mag er dir gegeben haben, um dich zu vergiften.

Christine. O, ich bitte — es sind sehr fromme, gute und evangelische Bücher! — Sehen Sie hier die eingeschlagene Stelle in den „Blicken in das Reich der Gnade" von dem frommen Krummacher. Da heißt es:

„Durch den Tod, den Gott litt und für das Menschengeschlecht „starb, ist den Sündern seine Gnade zu Theil geworden; aber „nicht den Sündern, die da glauben, nicht den reuigen, „nicht den sich bessernden Sündern, sondern den „bloßen Sündern; denn diese erhalten ihre Verzeihung, ohne „daß sie je daran dachten, Gott darum zu bit„ten. Je größer die Unwürdigkeit ist, desto voll„kommener ist die Bedingung, welche die Gnade

„verlangt. Keiner kann zur Seligkeit eingehen, er sey „denn zuvor ein Sünder und unter dem Fluche gewesen." Und wie lieb dem Heilande rechte Sünder sind, die seiner recht bedürfen, das sagt hier das schöne Tractatenbüchlein: „Jesus der wahrhaftige Sünderfreund" (Kopenhagen 1822). Da lesen Sie die Verse:

„Jesus nimmt die Sünder an,
Gesetzt auch, daß sie alle Sünden
Mit Lust und Vorsatz frech gethan.
Für alle Schuld ist Rath zu finden:
Der Götzendienst, die Lästerung,
Des Sabbathstags Entheiligung,
Der Ungehorsam, Haß und Morden
Sind unsers Heilands Tod geworden,
Und dadurch sind sie abgethan.
Nun heißt's: er nimmt die Sünder an."

Und hören Sie weiter, was gerade auf mich und den Herrn Major paßt:

„Ja, Jesus nimmt die Sünder an,
Auch Hurer, Diebe, falsche Zeugen,
Und solche, die schon das gethan,
Was wir als stumme Schuld verschweigen,
Die Sodoms Unzucht ausgeübt
Und den verflucht'sten Koth geliebt,
Ja, die wohl keinen Gräuel wissen,
Der sie nicht auch mit fortgerissen.
Gottlob, daß mans betheuern kann:
Gewiß, auch euch nimmt Jesus an."

„Genug, genug! — rief Clementine voll Entsetzen, — ich mag von diesen Ausgeburten teuflischer Verführungskunst und einfältiger Frömmelei nichts mehr hören! — Armes, einfältiges, betrogenes Geschöpf!" —

In höchster Aufregung eilte Clementine zu ihrem Gatten, und theilte ihm die Sache mit. Dieser war nicht weniger, als seine Frau entsetzt über des Majors Frechheit. Er wußte zwar, daß der Major kein Heiliger war, aber er hatte nicht geglaubt, daß er so tief gesunken sey, und sein Vertrauen auf so schändliche Art mißbrauchen könne. Daß nun aller Umgang mit ihm abzubrechen sey, darüber waren Beide sogleich einig. Nur wie sie ihm die zeitherige Freundschaft aufsagen, und ihn aus dem Hause ausweisen sollten,

darüber waren sie noch unschlüssig. Endlich beschloß der Baron an den Major zu schreiben. Doch es bedurfte dessen nicht. Der Major war so gut empfohlen, daß man ihn einige seiner Vormänner überspringen ließ, und ihn unerwartet als Obristlieutenant zu einem andern Regimente versetzte. Er fand für gut, nicht persönlich, sondern schriftlich beim Baron Abschied zu nehmen, der ihn keiner Antwort würdigte.

Dreizehntes Kapitel.

Clementinens Bekenntnisse.

Tief und erschütternd wirkte dieser Vorfall auf Clementinen. Ihr reines Gemüth war von Entsetzen ergriffen über den schändlichen Mißbrauch religiöser Vorstellungen für lasterhafte Zwecke. Besonders fiel es ihr drückend aufs Herz, daß der Verführer Christinens sich der Aussprüche solcher Schriften bedient hatte, welche sie selbst zeither für besondere Förderungsmittel christlicher Frömmigkeit gehalten hatte. Sie fühlte die gänzliche Nichtigkeit alles dessen, was der Major Christinen gesagt hatte, innigst, aber sie erkannte doch, daß es eine sehr schädliche und unbiblische Uebertretung sey, wenn die frommen Bücher und Tractätchen den Menschen zu einem für alles Gute ganz erstorbenen, und zu allem Bösen stets und bleibend geneigten Geschöpf machen wollen, weil dadurch alle Begeisterung für die Tugend erstickt, dagegen aber der Leichtsinn im Sündigen mächtig geweckt werden muß. Eben so sah sie es als eine Verirrung und sittlich schädliche Uebertreibung an, wenn man Jesu Beruf nur ganz allein auf das Vertilgen der Schuld der Sünden beziehe, und dabei ganz vergesse, daß er doch auch gekommen sey, uns der Sünde selbst zu entreißen, uns zu heiligen und zu einem neuen Leben nach Gottes Bilde zu erwecken; oder wenn man glaube sein Verdienst dadurch zu erhöhen, daß man die empörendsten und abscheulichsten Sünden ihm gegenüber stelle, und durch ihn für abgethan erkläre.

Am meisten aber war ihr die Stelle aufgefallen, welche der Major aus dem Heidelberger Katechismus, der ein Hauptkirchenbekenntniß der Reformirten ist, angeführt hatte. Sie erwog diese

Stelle aufs reiflichste, vermochte aber doch den daraus gezogenen Schluß nicht wegzubringen, daß es unsers Gehorsams gegen das Gesetz Gottes gar nicht bedürfe, wenn Christus dasselbe an unsrer Statt erfüllt habe, und uns seine Tugend von Gott geschenkt werde, so, daß es nun so gut sey, als ob wir selbst alle Tugend an uns hätten. — „Das ist nicht möglich, — rief sie aus — das kann nicht seyn; denn da würde ja unsre eigene Heiligung etwas schlechterdings Ueberflüssiges! Und wenn Christus alle Tugend an unsrer Statt geleistet hat, und diese Tugend uns von Gott zugerechnet wird, als hätten wir sie selbst geleistet, so könnte Gott uns ja nun doch nicht für unsre Sünden strafen, so wäre es ja doch nun ganz überflüssig gewesen, daß Christus als ein Opfer für unsre Sünden am Kreuze gestorben ist."

Da Clementine hier nicht zur Ruhe kommen konnte, so nahm sie das neue Testament und las es vom Anfange bis Ende sehr aufmerksam durch, nicht um zu sehen, ob gesagt werde, daß Christus das göttliche Gesetz erfüllt habe (denn dies wußte sie), sondern um zu sehen, ob an irgend einer Stelle gesagt werde, er habe es an unsrer Statt erfüllt, und seine Gesetzeserfüllung werde uns von Gott geschenkt und angerechnet, als ob wir selbst alle Tugenden gezeigt hätten. Sie fand aber nicht eine einzige solche Stelle, wohl aber eine große Menge von ernsten Ermahnungen, daß der Christ selbst das Gesetz erfüllen müsse. Sie gab daher die Vorstellung von einem thuenden Gehorsam Christi, den er an unsrer Statt geleistet habe und der uns zugerechnet werde, als eine ganz unbiblische Vorstellung gänzlich auf.

Eines aber blieb ihr noch dunkel und ungewiß. Sie wußte, daß die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben und ohne alle Werke des Gesetzes, eine Hauptlehre der Lutheraner sowohl als der Reformirten sey. Sie sah ein, daß auch bei dieser Lehre der Schluß nahe liege, daß alle gute Werke, da sie niemals gottgefällig machen könnten, etwas Ueberflüssiges seyen. Nun hatte sie zwar von Wille gehört, daß die Gesetzes-Werke, wo Paulus von ihnen spricht und sie für nutzlos zur Rechtfertigung erklärt, nicht die christlichen Tugenden oder Pflichten seyen, sondern die Beobachtung des mosaischen Gesetzes; doch wußte sie nicht, ob das sich auch wirklich so verhalte. Da sie nun

dabei bedachte, daß doch auch im N. Testamente die Rechtfertigung von dem Glauben allein abhängig gemacht werde, und daß Jesus selbst sage: „wer da glaubet und getauft wird, der wird selig, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt"; so konnte sie nicht mit sich selbst einig werden, wie wohl das Verhältniß des Glaubens zur Tugend schriftgemäß zu fassen sey. Besonders war ihr der Ausspruch Jesu selbst von großer Wichtigkeit, weil sie glaubte, daß ja doch der Meister über dem Jünger sey, und daß man, wenn des Apostels Rede dunkel und zweifelhaft sey, sich vorzugsweise an Christi Ausspruch halten müsse.

Sie beschloß, darüber ihren alten treuen Jugendlehrer Böhm zu hören, von dem sie wußte, daß sein Glaube ohne Heuchelei und sein Wandel fromm und rein sey. Sie hatte ohnehin jetzt öfter Veranlassung, ihn zu besuchen, da er vor einiger Zeit erkrankt war, und sich so langsam erholte, daß er an seine Stube gefesselt blieb. Bei den fleißigen Besuchen, welche Clementine bei dem Freunde ihrer Jugend machte, legte sie ihm auch einst die Frage vor, wie es wohl komme, daß der Herr Mark. 16, 15. 16. zu den Aposteln sage:

> „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur; wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden",

und daß er dabei des Glaubens allein und der christlichen Tugend gar nicht gedenke.

„In diesen Worten" — sprach der Greis — „ist das christliche Leben oder die Tugend gar nicht ausgeschlossen, sondern ganz wesentlich eingeschlossen. Denn zuerst müssen Sie bemerken, daß dieser Ausspruch des Herrn nicht aussagt, was bei denen, die schon Christen sind, regelmäßig geschehen solle, sondern daß er sagt, was bei denen, die erst zum Christenthum berufen werden, auf die Predigt der Eilfe, also der Apostel, (denn an diese ist seine Rede gerichtet) geschehen, und was der Erfolg seyn werde. Es ist daher hier nicht etwa von Christen, sondern es ist von solchen Erwachsenen unter Juden und Heiden die Rede, denen die Apostel das Wort Gottes verkündigen würden. Nun

sagt aber der Herr nicht blos: „wer da glaubet wird selig werden, sondern er setzt auch ein zweites hinzu: „und getauft wird." Und eben darin ist das christliche Leben enthalten. Bei der Taufe nämlich mußte der Neubekehrte seinem ganzen vorigen sündlichen Wandel, den er als Jude oder Heide geführt hatte, absagen, und geloben, ein neuer Mensch zu werden, der sich fortan nur vom Geiste Gottes wolle leiten lassen. Deßhalb heißt die Taufe ein Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung im heiligen Geiste. Man muß daher die Worte des Herrn so umschreiben: „Verkündiget, ihr Apostel, allen Menschen, die noch nicht an mich glauben, daß mich Gott zum Erlöser der Welt gesendet hat (das Evangelium); die Juden und Heiden, welche eurer Predigt glauben und also mich zum Erlöser annehmen, und hierauf durch die Taufe neue, gottgefällige Menschen mit Ablegung ihrer vorigen Sünden seyn werden, die sollen selig werden. So ist also das fromme Leben wesentlich eingeschlossen."

„Warum aber", entgegnete Clementine, „schweigt der Herr im zweiten Satze von der Taufe, und gedenkt des Glaubens allein, indem er einfach spricht: wer nicht glaubt, wird verdammt werden?"

„Es bedurfte da der Erwähnung der Taufe nicht", sprach Böhm. „Denn wer der Predigt der Apostel von Christo nicht glaubte, der ließ sich natürlich auch nicht auf Christum taufen, der wurde daher auch kein neuer Mensch, sondern blieb in seinen alten Sünden."

Auf die Entgegnung Clementinens, daß aber doch Paulus in den Briefen an die Römer und Galater die Rechtfertigung und Begnadigung des Sünders vor Gott nur allein von dem Glauben abhängig mache und alles Verdienst der Werke ausschließe, erwiederte Böhm Folgendes:

„Ich habe die Reden des Apostels nach unsrer neulichen Unterredung mit Wille und dem Inspector einer neuen Prüfung unterworfen, und es will mich doch bedünken, als ob Paulus unter des „Gesetzes Werk" nicht das neue Leben des Christen, das mit der Taufe beginnen soll, verstehe, sondern die Beobachtung der mosaischen Verordnungen, durch welche der Jude gott-

gefällig zu werden hoffte. Darin hat mich die Rede des Apostel Paulus, die wir Apostelg. 13, 38. lesen, und die gleichsam eine Erklärung seiner Rede an die Römer und Galater ist, nicht wenig bestärkt, weil Paulus da ausdrücklich sagt: „so sey es nun euch kund, lieben Brüder, daß euch verkündiget wird Vergebung der Sünden durch diesen [Christum], und von dem allen, durch welches ihr nicht konntet im Gesetz Mosi gerecht werden." Was der Apostel hier sagt, ist das Thema, das er in den Briefen an die Römer und Galater weiter ausführt. Da nun hier das Gesetz Mosis ausdrücklich genannt wird, so muß wohl auch in jenen Briefen der Ausdruck „das Gesetz" vom mosaischen verstanden werden. Hätte aber auch Paulus die Werke des Sittengesetzes gemeint, und es ist mir wahrscheinlich, daß er diese mit eingeschlossen hat, so ist doch dies sehr wahr, daß die ewige Seligkeit auch nicht als ein Verdienst sittlicher Werke kann in Anspruch genommen werden; denn theils sind sie dazu doch zu mangelhaft, theils tragen wir durch sie doch Gott nur den Dank ab für das jetzige Leben und die von Gott erhaltenen Gaben und Kräfte. Das ewige Leben bleibt immer ein Geschenk der Gnade Gottes, auch für den Besten der Menschen. Das aber kann Paulus nimmer gemeint haben, daß wir gerecht, das heißt gottgefällig würden blos allein durch den Glauben ohne den Gehorsam gegen das Sittengesetz, denn dann würde er sich selbst in andern sehr zahlreichen Stellen widersprechen. Er sagt ja Röm. 2, 17., daß Gott die selig machen wolle, „welche mit Geduld, (oder besser mit standhaftem Fleiß) in guten Werken nach dem ewigen Leben trachten würden." Er sagt 1 Kor. 13, 2.: „und wenn ich allen Glauben hätte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts." Er schreibt Ephes. 1, 4.: „Gott hat uns erwählet, daß wir sollten seyn heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe"; und er erwartet von den Kolossern (Koloss. 1, 10.), „daß sie wandeln würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen, und fruchtbar seyn sollten in allen guten Werken." Er ermahnt Tit. 3, 8., „daß die Gläubigen in einem Stande guter Werke erfunden werden, denn solches sey gut und nutz den Menschen", und er versichert Hebr. 12, 14., „ohne Heiligung werde Niemand den Herrn sehen." — So ist ja wohl klar, daß Paulus bei dem

Glauben, durch den der Mensch vor Gott gerecht werde, das fromme Leben, also die sittlichen Thaten, schlechterdings mit eingeschlossen haben muß. Und so muß es um so mehr seyn, da der Herr selbst sagt: „selig sind, die reines Herzens sind, denn sie sollen Gott schauen", da er bekennt, daß nur die ins Himmelreich kommen sollen, welche den Willen Gottes thun; und Jakobus versichert: der Glaube ohne die Werke sey todt und unfruchtbar. So bleibt denn das Wort stehen, das Gott zu Kain sprach 1 Mos. 4, 7: „wenn du fromm bist, so bist du [mir] angenehm." Es ist gerade so, als wenn ein König Fremdlinge in sein Land aufnähme und spräche: wenn ihr mir huldiget, so sollt ihr auch meine lieben Kinder seyn. Da versteht es sich auch von selber, daß dabei mit eingeschlossen ist, daß sie auch den Gesetzen des Königreichs gehorchen und gehorsame Unterthanen seyn müssen. Eben so, wenn Paulus sagt: wenn ihr Christum für euern Herrn erkennet und ihm huldiget, das ist, an ihn glaubt, so werdet ihr der Gnaden seines Reiches theilhaft, — so versteht es sich von selbst, daß wir auch nach Christi und Gottes Geboten leben müssen, gemäß dem Gebote, das Gott dem Abraham gab: „ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sey fromm."

Clementine freute sich innigst, aus dem Munde ihres treuen Böhm Erläuterungen vernommen zu haben, welche jeden Mißbrauch der ihr so theuern Lehre von der Gnade Gottes in Christo gänzlich abschneiden.

Es war dieses die letzte ausführliche Unterredung, die sie mit ihm hatte; denn kurze Zeit darauf endete Böhm seine irdische Wallfahrt. Er schied ruhig und mit Dank für alles empfangene Gute vom Leben, und ging der großen Zukunft mit dem festesten Vertrauen auf Gottes Gnade und das ewige Leben entgegen. Wille hielt ihm die Leichenrede, und zeichnete das Bild eines frommen Hirten in Böhms Leben so wahr und eindringlich, daß er die trauernde Gemeinde zu dem stillen Gelübde erhob, dem schönen Beispiele des Verewigten nachzufolgen.

Während Böhms langer Kränklichkeit hatten nicht nur Wille, sondern auch Walton oft seine Stelle im Predigen vertreten, und letzterer wurde dadurch im Hause des Barons bekannter. Er

wurde vom Baron an Böhms Stelle berufen, und reichte bald darauf dem Fräulein Luise v. B., der Freundin der Baronin, die Hand zum ehelichen Bunde.

Clementinens Seele hatte Ruhe gefunden. Die Lebenserfahrungen, die sie nun gemacht hatte, waren für sie belehrend gewesen, und hatten das Einseitige, Ueberspannte und Düstere ihrer Frömmigkeit vertilgt. Ein lebendiges christlich-religiöses Gefühl, das sich mit Inbrunst an die Person Jesu, seine Lehren und Sprüche, sein Beispiel, seine Tröstungen und Verheißungen anschloß, blieb der Grundton ihres Wesens; aber sie war ohne Bitterkeit gegen anders Denkende, ohne geistlichen Hochmuth, ohne Verachtung der Welt und ihrer Geschäfte und unschuldigen Genüsse. Der Widerwille, den sie früher gegen Personen empfand, die vom Kirchenglauben mehr oder weniger abwichen, war verschwunden; sie glaubte nun, daß man doch auch ein Christ, und ein guter Christ seyn könne, wenn man auch nicht alle Subtilitäten der Theologie und des kirchlichen Lehrbegriffs annehme, und auch der Vernunft und der Erfahrung ein Urtheil in Sachen des Glaubens einräume. Ueberhaupt legte sie von nun an mehr Werth auf das religiöse Leben und die Gottgefälligkeit des Wandels, als auf die Altgläubigkeit. Während sie früher es geliebt hatte, die Religiösität äußerlich zu zeigen und in Reden und Handlungen den Geist der Andächtigkeit zu offenbaren, und während sie sonst zu allen, welche in der Form der Andächtigkeit auftraten, sogleich Liebe und Vertrauen faßte, so legte sie jetzt auf diese äußeren Formen keinen Werth mehr, trug auch selbst die Form der Andächtigkeit nicht mehr wie früher in Reden, Geberden und Handlungen zur Schau, sondern folgte dem Gebote des Herrn: „wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein" u. s. w. Noch weniger aber gab sie sich, wie sonst, denen mehr so vertrauensvoll hin, welche die Andächtigkeit zur Schau trugen. Sie war mißtrauisch geworden; denn sie hatte gesehen, daß das Wort, das der Herr über die Pharisäer sprach (Matth. 23, 28.): „von außen scheinet ihr vor den Menschen fromm, aber inwendig seyd ihr voller Heuchelei und Untugend" auch von Vielen gelte, welche jetzt Gläubigkeit und Andächtigkeit zur Schau tragen. Sie hatte sich daher die Anweisung Christi

zum Grundsatze gemacht: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Einige Zeit nachher hatte ihr Gemüth so viel Ruhe und ihr Geist so viel Klarheit und Sicherheit der Ueberzeugung gewonnen, daß sie es vermochte, sich selbst Rechenschaft zu geben über die mit ihr vorgegangene Veränderung. Um ihren Gedankengang auch für die Folge sich gegenwärtig zu erhalten, setzte sie für sich selbst gleichsam einen Rechenschaftsbericht oder ein Glaubensbekenntniß auf, das sie später auch ihrem Manne mittheilte. Sie sagte darin unter Anderm Folgendes:

„Mein Vater sowohl, als mein Jugendlehrer Böhm hatten „meinem Geiste eine zu einseitige Richtung auf den Heiland und „auf den zweiten Artikel des christlichen Glaubens gegeben. Das „Christenthum hat aber drei Hauptartikel des christlichen Glau„bens, den vom Vater, den von Christo und den vom heiligen „Geiste, wie wir denn auch alle nicht auf Christum allein, son„dern auf Vater, Sohn und Geist getauft werden. Alle drei „Artikel sind sich an Werthe gleich, alle drei hängen innig zu„sammen, und keiner kann ohne den andern seyn. Es „war daher eine schädliche Einseitigkeit, daß man mir immer „nur den zweiten Artikel vorhielt, und nur in ihm allein alles „Heil und das ganze Christenthum suchen ließ, so daß in meiner „Seele der erste Artikel von Gott und der dritte vom Geiste der „Heiligung ganz in Schatten, und ich möchte fast sagen, in „Vergessenheit trat. Man lehrte mich nämlich, Gott habe das „ganze Weltregiment seinem Sohne, Christo, übertragen; dieser „sey der Herr, alles sey nur von ihm zu erwarten, zu erflehen, „und er als Helfer in aller Noth anzurufen. Dadurch kam mir „Gott, an den uns doch die heilige Schrift weiset, daß wir ihn „in allen Nöthen anrufen sollen, und an den uns Christus in „dem Vaterunser mit unserm Gebete gewiesen hat, viel zu sehr „aus dem Herzen, das nun der Sohn allein einnahm. Da man „mich zugleich lehrte, daß Gott um Adams und unserer Sünden „willen schrecklich zürne, und dieser Zorn nur durch das für uns „dargebrachte Blut seines Sohnes gestillt werde, so wandte sich „alle Liebe meines Herzens vom Vater ab zum Sohne, und für „jenen blieb nur das Gefühl der Furcht."

„Der Christ aber muß vor allen Dingen erst den allein „wahren Gott nach Joh. 17, 3. erkennen, und muß ihn erkennen „als Vater, der, wie Johannes sagt, selbst die Liebe, „nicht der Zorn, ist, und der, wie Jesus versichert, die Welt „also geliebet habe, daß er ihr seinen eingebornen Sohn gab. „Ehe ich daher glauben kann, daß Jesus ein Gesandter und der „Sohn Gottes sey, muß ich wissen und glauben, daß Gott ist, „daß er uns liebt, und aus Liebe den Sohn gesendet hat."

„Auch des dritten Artikels wäre ich beinahe ledig gegangen „über den zweiten. Weil man mich nämlich versicherte, der „Mensch habe nicht die geringste Kraft zum Guten, und auch „die Wiedergebornen sündigten noch täglich und verdienten mit „ihrem Thun „eitel Strafe", wie Luther im Katechismus sagt; „so schien mir das Werk der Heiligung ein unmögliches zu seyn, „das nur durch ein Wunder Gottes in mir angefangen, aber „doch nicht zu einem Ende gebracht werden könne, und für „welches ich nicht das Geringste zu thun vermöge. Hätte ich „nicht die Schrift gehabt, die mich so oft zum eigenen Fleiße „in der Heiligung ermahnte, und hätte ich nicht auf diese Er„mahnungen mehr gegeben, als auf die Versicherung meines „Lehrers, daß der Mensch zu allem Guten kraftlos und nur auf „das Böse erpicht sey, so wäre ich nachlässig und schlecht ge„worden. Doch beunruhigte mich die Sache. Immer von dem „Gedanken gequält, daß ich „täglich sündige und nichts als „Strafe verdiene", und daß auch meine besten Werke vor Gott „ohne Verdienst seyen, klammerte ich mich mit großer Angst „meiner Seele an den zweiten Artikel und an die Rechtfertigung „allein durch den Glauben an das Blut Christi. Dabei aber „war ich immer voller Bangigkeit, ob auch dieser Glaube in mir „recht fest, stark und rein genug sey, und voll Sorge, daß der „Glaube in mir etwa durch Nachdenken könnte wankend gemacht „werden. Der Gedanke, daß ohne mein Verschulden mein Glaube „an die Kraft des Blutes Christi in mir zweifelhaft werden könne, „war mir entsetzlich; denn dann war ja, mochte ich auch noch so „tugendhaft seyn, meine Verdammniß gewiß, und meine Tugend, „da sie allein aus dem Glauben hervorgehen könne, nichts als „eitler Selbstbetrug. Darum floh ich alle Bücher, von denen

„ich nur von fern vermuthete, daß sie mir diesen Glauben schwä-
„chen könnten, und entsagte allem eigenen Nachdenken über die
„Gegenstände des Glaubens mit Aengstlichkeit. Dennoch aber
„half es mir nicht genug; denn die heilige Schrift selbst, die ich
„zur Stärkung meines Glaubens fleißig las und lese, riß mich
„gegen meinen Willen zu Gedanken fort, die meiner Theorie von
„der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christi Tod,
„ohne alle meine Werke, gefährlich wurden. Wenn ich im Pro-
„pheten Ezechiel las: der Sohn solle nicht tragen die Missethat
„des Vaters, sondern Jeder solle seine eigene Schuld tragen;
„oder wenn ich las, Gott wolle einem Jeden vergelten nach
„seinen Werken; oder wenn ich bedachte, daß der Herr ei-
„nem, der ihn fragte, was er thun müsse, um das ewige Leben
„zu haben, die Antwort gab: „halte die Gebote, so wirst du
„leben"; so erzitterte ich, so wankte mein Vertrauen auf die
„ausschließlich seligmachende Kraft des Glaubens, und das Ver-
„trauen auf meinen Gehorsam gegen Gott zerstörte wieder Lu-
„thers Wort, daß „wir täglich viel sündigen und wohl eitel
„Strafe verdienen."

„Dieses alles kam daher, daß der Unterricht, den ich er-
„halten hatte, den zweiten Artikel des christlichen Glaubens von
„dem dritten unabhängig machte, und die Heiligung des Lebens
„nur als eine Folge des Glaubens an die Genugthuung Christi,
„nicht aber auch als einen Grund oder ein Mittel der Erlösung
„betrachtete. Nun aber erkenne ich, daß der zweite Artikel des
„Glaubens den dritten ganz nothwendig einschließt, und daß die
„Wohlthat der Erlösung, welche der zweite Artikel verkündigt,
„nur denen zu Theil wird, die geheiligt werden. Darum stehen
„auch im Glaubensbekenntnisse die Worte: „Vergebung der
„Sünde und ein ewiges Leben" nicht im zweiten, son-
„dern im dritten Artikel, zum Zeichen, daß die Heiligung ein
„unumgängliches Erforderniß zur Erlösung und zur Gnade
„Gottes durch Christum ist, nicht aber ein überflüssiges Werk,
„wie der gottlose Major der armen Christine vorspiegelte. Der
„dritte Artikel macht mir aber nicht etwa den zweiten, der Werth
„der Heiligung macht mir nicht die Gnade Gottes in Christo
„überflüssig. Denn dies fühle ich wohl, daß meine Heiligung

„hier nicht vollendet wird, daß ich immer noch hinter dem Ideal „eines vollkommenen Lebens nach Gottes und des Heilands Vor„gange zurückbleibe, und daß ich also wegen meiner Schwachheit „immer der Gnade Gottes bedarf, die mir eben in Christo auf „feierliche und tröstliche Weise zugesichert ist. Auch gibt mir „alle Tugend, die ich übe, kein Recht aufs ewige Leben, das „vielmehr stets ein Geschenk der göttlichen Gnade bleibt, weil „aller mein Gehorsam gegen Gott nur dem Schöpfer erst den „Dank bezahlt für dieses irdische Leben und die mir von Gott „geschenkten Gaben und Kräfte. Dies auch lehrt mich die „Schrift klar, daß der Gefallene, wenn er sich bessert und Got„tes Gnade in Christo sucht, in dieser Umkehr zu Gott noch „kein Verdienst hat, sondern daß er die Gnade sucht mit An„gelöbniß seiner künftigen Besserung; daß er also die Gnade „zwar nicht erlangt durch sein Verdienst, sondern als freies Ge„schenk Gottes um Christi willen, daß aber doch dieses Geschenk „für ihn in Nichts zerrinnt, wenn er sein Gelübde nicht erfüllt.

„Dies also ist mir das Christenthum, daß ich vorerst glaube „nach dem ersten Artikel an Gott den Vater, an seine Liebe „und Liebesgaben, an sein weises Weltregiment, dem alles un„terthänig ist, und durch welches sich auch alles Uebel in Wohl„that, alle schmerzliche Fügungen meines Lebens in weise Füh„rungen Gottes auflösen. Diesen Gott, da alle gute und voll„kommene Gabe von ihm herabkommt, habe ich nach Christi „Anweisung als meinen Vater zu verehren, zu ihm zu beten „und alles Gute von ihm zu erbitten und zu erwarten. Diesen „Gott zu kennen, ihn „von ganzem Herzen und aus allen „Kräften zu lieben", und ihm unbedingt, auch wenn ich seine „Wege nicht begreife, zu vertrauen, das ist das erste Hauptstück „meines Christenthums.

„Mit gleicher Festigkeit glaube ich an den zweiten Artikel, „an den Sohn Gottes, Christum, und seine Erlösung, an den „Trost der durch ihn verbürgten Vergebung der Sünde und an „die Hoffnung des ewigen Lebens. Ich suche in keinem Andern „das Heil, als in ihm, erkenne seine Sendung in die Welt als „die höchste Wohlthat Gottes, nehme mir sein reines Leben zum „Muster, erkenne mich durch ihn als Kind Gottes und Erben

„des ewigen Heils, verehre in seinem Kreuze das Zeichen göttli„cher Gnade für die sündige Welt, und in seiner Person den „großen einzigen Hirten der Gott geheiligten Gemeinde, die er „sammelt aus allen Völkern und die er leitet und beherrscht „durch seinen Geist. Dies ist das zweite Hauptstück meines „Christenthums.

„Daß ich aber der Wohlthaten Christi theilhaft werde, muß „ich auch den dritten Artikel glauben und erfüllen. Ich muß „mich festhalten an die Kirche Christi, an das in ihr verkündigte „Wort Gottes und an den Gebrauch ihrer Sacramente; denn die „Kirche ist die Stätte der Wirksamkeit des heiligen Geistes, der „über sie ausgegossen ist, in ihr waltet, in ihr die Seelen er„leuchtet, mit frommen Rührungen und Vorsätzen erfüllt, und „ihnen Kraft gibt zu einem göttlichen Leben auf Erden. Denn „was wüßte ich von Gott und Christo, wo mich nicht die christ„liche Kirche in ihren Schooß aufgenommen und mir das Licht „des Lebens gebracht hätte? Nur aber erst, wenn ich den drit„ten Artikel glaube und übe, wenn ich täglich in der Heiligung, „in Reinheit der Gesinnung und Vollkommenheit des Gehorsams „zu wachsen suche, nur dann erst wird meine Erlösung vollendet, „nur dann erst kann ich mich der Verheißung „der Vergebung „der Sünde und des ewigen Lebens" getrösten.

„Diese drei Artikel sind die des apostolischen Glaubensbekennt„nisses, und mit diesen drei Artikeln begnügte sich die christliche „Kirche vier Jahrhunderte lang. Ueber den Menschen hat das „Bekenntniß keinen Artikel. Die Fragen: ob der Mensch um „Adams willen oder nach natürlicher Anordnung sterbe, ob er „das Ebenbild Gottes verloren habe, oder noch an sich trage, „ob er zu allem Guten gänzlich ungeschickt und zu allem Bösen „geneigt sey und beim Werke seiner Heiligung Etwas oder gar „nichts thun könne, — diese Fragen läßt das Glaubensbekennt„niß der Christenheit der ersten Jahrhunderte gänzlich unberührt, „und die Meinungen der Kirchenlehrer waren darüber ungebunden. „Sie können daher nicht das Wichtigste, nicht der Kern und „Stern des Evangeliums seyn, besonders da auch der Erlöser „selbst in seinen Reden darüber nichts ausgesprochen hat, was „die Antwort, welche in unsern Kirchenbekenntnissen darüber

„aufgestellt ist, rechtfertigt. Ueber sie sollte man daher auch „jetzt keine Antwort als göttlichen Ausspruch vorschreiben wollen. „Die Glaubenssumme, die von den Aposteln herab vier Jahr„hunderte lang reich genug war, die Kirche zu tragen und die „Christen zu erlösen, kann jetzt nicht zu arm geworden seyn für „die christliche Welt. — Was die Kraft zum Guten betrifft, so „erkenne ich in tiefster Demuth an, daß ich Gottes heiligem „Willen volle Genüge zu thun außer Stande bin. Denn die „christliche Tugend ist etwas so hoch Erhabenes, so jede Gemüths„bewegung und jede leise Willensneigung für das Gesetz der Voll„kommenheit in Anspruch Nehmendes, daß kein Mensch diesem „Gesetze vollkommen entspricht. Ich bekenne daher mit dem „Apostel: „wir fehlen Alle mannichfaltig und mangeln des Ruhms, „den wir vor Gott haben sollen." Darum liege auch ich, wie „Daniel, vor dem Herrn mit meinem Gebet, nicht mich verlassend „auf meine Gerechtigkeit, sondern auf Gottes große Barmherzig„keit. Ich weiß aber und fühle es, daß mich Gott geschaffen „hat nach seinem Bilde, und daß ich dieses Bild des Ewigen „noch ungeschwächt und unverdorben an mir trage. Darum habe „ich nach „dem inwendigen Menschen", der eben das Bild Got„tes ist, Lust zum göttlichen Gesetz der Vollkommenheit, übe „mich darin Tag und Nacht, und vertraue bei den Mängeln, „die meinem christlichen Leben ankleben, derjenigen Gnade Gottes „gegen den Sünder, die er uns in Christo, dem Erlöser, zuge„sagt hat, und die ich mit Demuth und Glauben von ihm er„flehe. — Ich fühle und weiß ferner, daß ich auch selbst mich „zum Guten bereiten und schicken kann und soll, wie denn auch „die heilige Schrift so oft uns dazu ermahnt. Ich weiß und „fühle aber auch, daß die Gnade Gottes und „der Zug des „himmlischen Vaters", wie der Erlöser sagt, noch viel mehr „thut und thun muß, als ich selbst vermag. Denn Gott ist es „ja, der mich durch das Licht der Offenbarung erleuchtet, mir „die Bibel, mir Christum, den Führer zum Heil, gegeben, der „mich dem heiligen Kreise seiner Gemeinde einverleibt und eine „christliche Erziehung gegeben hat, und meine schwache Kraft „noch fort und fort durch Verkündigung seines Worts, durch „den evangelischen Gottesdienst, durch treue Freunde, die er mir

„auf meinem Lebenswege zuführt, und durch die von ihm ab-
„hängigen Fügungen meines Geschicks stärkt und unterstützt.
„Darum bete auch ich mit rechter Inbrunst: schaff in mir,
„Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist!
„Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen; dein guter
„Geist weiche nicht von mir!

„Was die äußerlichen Uebungen der Frömmigkeit betrifft,
„so sehe ich ein, daß ich Unrecht that, so oft mit meiner Fa-
„milie und Andern Betconventikel zu halten. Die Apostel er-
„mahnen wohl, daß die Gemeinden zusammenkommen sollen zu
„gemeinschaftlichem und öffentlichem Gebet, aber nicht eine ein-
„zige Stelle der Schrift habe ich gefunden, welche geböte oder
„nur anrieth, Privatandachten in den Häusern zu halten, und
„dazu mit Andern zusammenzukommen. Der Erlöser sagt: „wenn
„du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schleuß die Thür
„hinter dir zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen!"
„Ich finde nicht, daß der Heiland Betstunden mit den Jüngern
„gehalten oder gar Andere dazu eingeladen hätte. Wenn er beten
„wollte, so ging er meistens in die Einsamkeit. (Matth. 14, 23.
„26, 36. 39. 42. 44. Mark. 1, 35. 6, 46. 14, 35. 39. Luk. 5, 16.
„6, 12. 9, 18. 28. 29.) — Auch war es ja nicht sein Wille,
„daß man viel- und lange beten soll, wie wir in den Conven-
„tikeln, sondern er gab als Gebetsformel das kurze Vaterunser.
„Nun ist es zwar wahr, daß in den Conventikeln Erbauung
„erweckt werden kann; aber ich habe doch gefunden, daß mein
„einsames Gebet zu Gott inniger und ergreifender war. Dazu
„kommt, daß in dem Conventikelwesen leicht die Liebe des Näch-
„sten leidet, und daß man leicht von dem Gedanken beschlichen
„wird, man sey viel besser und gottgefälliger, als Andere, welche
„den Conventikeln nicht beiwohnen. Die Gefahr dieses geistlichen
„Stolzes habe ich an meinem eigenen Herzen empfunden. Nicht
„Wenige aber gehen noch weiter, und meinen, sie thäten Gott
„und dem Heilande mit ihrem Beten einen besondern Ehrendienst,
„oder sie könnten dadurch die Schuld ihres sündigen Lebens au-
„ßer den Conventikeln wegbeten, wie der gottlose Major. Auch
„habe ich auf meiner Reise in den Conventikeln zu N. die Er-
„fahrung machen müssen, daß die ganze Sache bei Vielen blos

„Schein oder Heuchelei oder politische Berechnung ist, und daß „sich gar zu leicht mit dem geistlichen Stolze des Besserseyns „als Andere auch Kaltsinn, ja Härte und Lieblosigkeit gegen die „Nichtfrommen entwickelte, welche der Nächstenliebe großen Ein„trag that, ja oft so weit ging, ihnen Hülfe und Unterstützung „zu versagen, während man dagegen oft Unwürdige, blos um „ihres Glaubens willen, protegirte und unterstützte. Da nun in „der Schrift Privatconventikel weder geboten noch angerathen „sind, vielmehr der Herr selbst durch sein Gebot und sein Bei„spiel anweiset, allein zu beten; so ist es am sichersten, hierin „dem Worte und Beispiel des Herrn zu folgen, weil man dabei „nicht auf einen falschen Weg gerathen kann.

„Ueberhaupt aber habe ich seitdem das Wort Christi mehr „bedacht, daß wir Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten „sollen. Da ist mir klar geworden, daß das von den Lippen „tönende Wort des Gebets nicht die Hauptsache ist, sondern daß „eigentlich unser ganzes Leben eine fortgehende Gottesverehrung „seyn müsse, indem wir Gott immer vor Augen und im Herzen „haben, und alles thun, wovon wir wissen, daß es ihm wohl„gefällt."

Halle,
Gebauer-Schwetschkesche
Buchdruckerei.

HW 1Y93 P

489

9-40